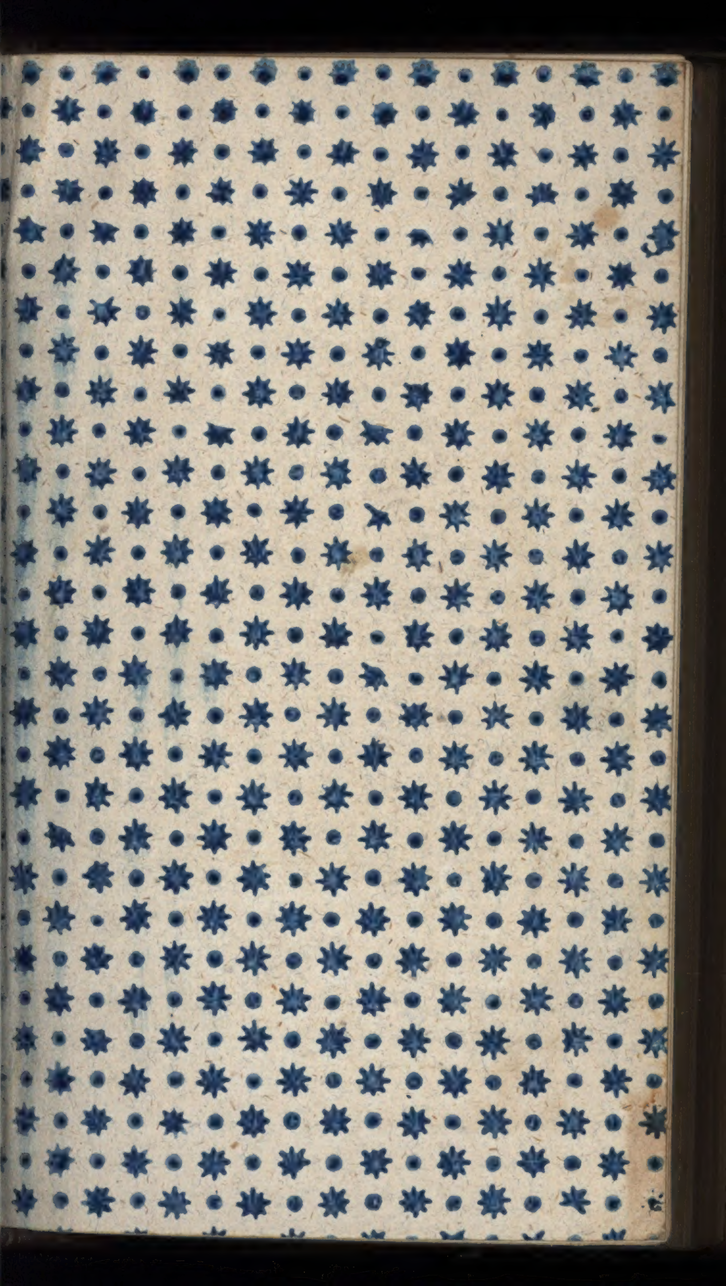



EX LIBRIS
FRANZ POLLACK-PARNAU







Briefe
aus
Italien
während
der Jahre
1801, 1802, 1803, 1804, 1805,
mit
mancherlei Beilagen.

Erster Band.

Von
P. J. Rehfues,
Bibliothekar Seiner Königlichen Hoheit des
Kronprinzen von Würtemberg.

Zürich, bei H. Gessner. 1809.

Meinem Freunde

JOHANN FRIEDRICH
VON TSCHARNER.

Livorno, den 14. *December* 1801.

Die schwerste Aufgabe, liebenswürdige Freundin, ist, über Ihr Geschlecht zu schreiben. Schach Baham hat wohl recht, wenn er meint, dafs die Weiber sonderbare Ideen haben, und dafs es schwer sei, sie zu errathen. Dies verlangen Sie nun freilich auch nicht gerade von mir; aber ich soll Ihnen doch die Italienerinnen so schildern, wie sie sich von den Frauen anderer Nazionen unterscheidend darstellen. Glauben Sie, dafs das so leicht sei? Und trauen Sie mir vielleicht nicht zu viel Unpartheilichkeit und Freimüthigkeit zu, wenn Sie die reine Wahrheit von mir erwarten? Ist nicht der doppelte Fall denkbar, dafs Sie

mich gegen die Italienerinnen, oder diese gegen meine schönen Landsmänninnen ungerecht gefunden haben?

Der Ruf der italienischen Schönheit ist gegründet. Es wäre ein verdächtiges Kompliment gegen Sie, wenn ich anders sprechen wollte. Jedermann weiſs, daſs an schöner Form des Gesichts, des Busens und der Schultern die Römerinnen einzig sind. Der schöne Teint der Genueserinnen und Mailänderinnen, die feurigen Augen besonders der Venezianerinnen, die blendendweissen Zähne der meisten Frauen in Italien sind bekannte Vorzüge. Aber glauben Sie darum nicht, daſs diese Vorzüge allen eigen sind. Die hohe Schönheit, meine Freundin, ist überall selten, und wird da, wo sie sich findet, nicht immer erkannt. Die Männer gehen nicht darauf aus, Schönheit zu finden; sie suchen, was ihnen gefalle, und dazu braucht es bei den Bessern mehr Vorzüge des Geistes und Gemüths, als

blendende Schönheit, und bei den Schlechtern nur sehr wenig von dieser.

Der Karakter weiblicher italienischer Schönheit besteht, glaube ich, weniger darin, dafs sie rührt, als dafs sie reizt. Ausser dem starken Ausdruk heftiger Leidenschaften, welcher den Italienerinnen im Auge wohnt, ist es hauptsächlich eine gewisse Art sich zu benehmen, welche ihnen viel von ihrer Liebenswürdigkeit raubt. Sonderbarer Weise pafst die vortrefliche Schilderung, welche St. Preux seiner Julie von den Pariserinnen macht, gröstentheils auf die Frauen Italiens. Wenn er von jenen sagt, sie beleben ihre Mienen und Gespräche durch eine edle Unverschämtheit, und es gebe keinen sittsamen Mann, (honnête homme) dem ihr fester Blik nicht die Augen niederschlagen mache, so gilt dies ganz von diesen. Eben so ist es bei dem m a i n t i e n s o l d a t e s q u e, dem t o n g r é n a d i e r der Fall, der einen Fremden noth-

wendig verlegen machen müsse. Der Ausdruk, mit welchem sie sprechen, ist wirklich das, womit er weiterhin den ton grénadier erklärt; es ist ein accent dur, aigre, interrogatif, impérieux, moqueur et plus fort que celui d'un homme.

Oftmals hat es mir geschienen, als ob das Stimmorgan der Italienerinnen um einige Töne tiefer gestimmt wäre, als das der Deutschen und Engländerinnen, und es ist mir nicht ganz leicht geworden, dieses männliche Wesen an sonst sehr liebenswürdigen Frauen zu ertragen. Der Grund davon ist übrigens ganz derselbe, wie ihn Rousseau von den Pariserinnen angibt. Ausser der natürlichen Lebhaftigkeit der Nazion, ist es die starke Vermischung beider Geschlechter, in welcher eins des andern Manieren annimmt. Die Weiber wollen blos mit Männern leben; nur in ihrer Gesellschaft befinden sie sich wohl, und man sieht nirgends in Italien die vertrau-

lichen Frauenzirkel, in welchen die Haushaltungsgeschäfte den Gegenstand der lebhaftesten Unterhaltung ausmachen. Was hätten sich auch die Frauen in diesem Lande zu sagen? Um ihr Hauswesen, ihre Kinder-Erziehung bekümmern sie sich nichts. Die, für sie wichtigsten Angelegenheiten, ihre Verhältnisse zu den Männern, theilen sie sich natürlich nicht mit. Es ist wie zu St. Preux Zeit in Paris. Eine Frau ist von einem ganzen Kreis von Männern umgeben, und die Unterhaltung äusserst lustig; plözlich tritt ein weiblicher Besuch ein, da wird es stille, der Ton der Vertraulichkeit hört auf, und der der Ceremonie und die ängstlichste Aufmerksamkeit auf sich selbst nimmt seine Stelle.

Ueberhaupt hat sich ein Deutscher erst an Manches zu gewöhnen, ehe er die Italienerinnen ganz liebenswürdig finden kann. Die unbändige Freiheit des Gesprächs, und das in unsern Augen schamlose Nennen von übri-

gens natürlichen Dingen, erregt im Anfang Widerwillen, und zerstört auch späterhin oft die ganze Wirkung anderer, seltener Reize. Wenn dieses selbst in öffentlichen Gesellschaften der Fall ist, so findet es natürlich in dem engern Kreise auf eine noch unanständigere Weise Statt. Worüber sich schon Boccaccio in seinem Dekamerone beklagt, dafs sich die Frauen vor männlichen Bedienten selbst so wenig Zwang anthun, gilt heutzutage noch so gut von den italienischen, als von den russischen Damen, (nach den geheimen Nachrichten über Rufsland) wenn ihnen gleich seine Entschuldigung nicht mehr zu Statten kommt *). Neben diesen Mängeln aber

*) Boccaccio leitet es von der fürchterlichen Pest her, welche im Jahr 1348 in Florenz herrschte, und wo jeder Kranke froh war, wenn er eine Person zur Bedienung hatte, von welchem Geschlecht sie auch immer sein mochte. Und gewifs ist es, dafs in solchen Zeiten allgemeiner

interessiren sie doch wieder durch ihre Disinvoltura, und durch ihr unbefangenes, unaffektirtes Wesen. Nur hie und da findet man eine, welche die Gelehrte spielen will; aber das sind meist schon abgeblühte und selten schöne Damen. Die übrigen nehmen des Lebenslast leicht auf, treiben sich fort nach der Laune des Augenbliks, und benehmen sich, als ob das ganze Leben nur Ein Moment wäre.

Bei diesem freien Wesen vergiſst ihr Körper doch selten die Haltung von Würde, und oft von Majestät, wodurch sie sich gewiſs vor allen übrigen Europäerinnen auszeichnen. Man sieht, daſs sie es gewohnt sind, immer die ersten zu sein, weil sie blos unter Männern leben, und auch das Mädchen der niedrigsten Stände nimmt mit den kostbaren

Noth viele Rüksichten aufhören, die man sonst genommen hätte; denn das Unglük macht alle Menschen gleich.

Kleidern, die man ihm anzieht, das äusserliche Benehmen des Standes an, in den es so eben erhoben worden ist. Der Schönheit wird diese Rolle am leichtesten, weil kein Vorzug seiner selbst so bewufst ist, als dieser, und es kein Land gibt, wo ihm tiefer gehuldigt würde, als in Italien.

Jene Würde müssen sie aber auf eine andere Weise bezahlen. Es fehlt ihnen häufig an Grazie im Gang und in der Haltung, und beinahe immer in den Bewegungen des Tanzes. Hier ist ihnen schon ein anderer, ganz gewöhnlicher Mangel, ihre grofsen Füfse, hinderlich. Selten habe ich eine Italienerin schön tanzen gesehen, und am seltensten, je weiter ich nach Süden kam. Sie verwenden freilich auch nicht so viele Zeit auf die Erlernung dieser Kunst, wie in nördlichen Ländern; auch sind die Gelegenheiten, sie auszuüben, weit seltener.

Ihr Anzug, welcher natürlich, sobald sie

sich puzen, den Wechseln der französischen Mode folgt, wozu zwei Modejournale, eins in Mailand, und ein anderes zu Florenz, den Ton angeben, hat mir immer am besten gefallen, sobald er nazional war. Dies ist unter den höhern Ständen noch allein bei der schwarzen Farbe der Fall, in welcher sie des Vormittags gewöhnlich ausgehen. Kommt ein schwarzer oder weisser Schleier dazu, so sind sie wirklich so gefährlich, als sie von manchen Reisebeschreibern geschildert worden sind.

Selten gewinnt eine Mode, welche die Natur entstellt, festen Fufs bei ihnen. Haarpuder und Perüken sieht man nicht leicht.

Sie kennen ihren Vorzug, und wissen, wie gefährlich ein rabenschwarzes Haar für ein Männerauge ist. Ihr reicher Haarwuchs macht den Zusaz der Kunst unnöthig, und ihre Art, es zu tragen, ist dem Wechsel der Mode weniger unterworfen, als jeder andere Theil ihres Anzugs.

Selten aber findet sich in den südlichern Gegenden Italiens das blühende Roth von Gesundheit, welches im Norden ein so gewöhnlicher Vorzug ist. Dennoch legen die jüngern Frauen nicht leicht Roth auf, so stark es auch von den ältern gebraucht wird, und so sehr dadurch immer die schwarzen Augbraunen und Augen gehoben werden.

Uebrigens sind die Blondinen nicht so selten in diesem Lande, als man glaubt. Vielmehr findet sich der entschiedenste Karakter derselben häufiger, als in Norden. Für die Italiener ist das der höchste Grad von Schönheit, wenn uns Ultramontanen schon ihre Haare etwas roth dünken. Aber Brünetten mit sapphirblauen Augen, welche wohl die die Vollendung weiblicher Schönheit sein dürften, trift man am allerseltensten in diesem Lande.

Sehen Sie hier, meine Freundin, was ich Ihnen über das Aeusserliche der Italienerinnen

zu sagen weiſs. Natürlich gilt das nur von den höhern Ständen, und leidet bei den niedrigen mehrere, doch nicht zu bedeutende Ausnahmen. Das Verhältniſs zum männlichen Geschlecht bestimmt, wie immer, das Meiste, und von dem Umſang ihrer Pflichten hängt auch in dem, blos äusserlichen Benehmen des Weibes sehr viel ab.

In den höhern Ständen wird den Frauen ihre Pflicht sehr leicht. Sie sind da weder Mütter noch Gattinnen, und haben weder Sorge für die Kinder noch für das Hauswesen. Sie säugen nicht, und zu Luzians schönem Bild einer vollkommenen Ehefrau möchten sich wohl wenige Originale in Italien finden, „Weiber, welche ihrem Manne hold und „treu, Mütter schöner und gutgearteter Kin„der, verständige Hauswirthinnen, Spinne„rinnen, Würkerinnen, Stikerinnen sind, die, „wie Homers göttliche Penelope, lieber in „ihrem Gynäkeum unter ihren Töchtern und

«Mägden sizen, als schaalen Ergözlichkeiten «nachlaufen, oder ihre Zeit in zweklosen «Gesellschaften mit Plaudern, Verläumden «und Müssiggang tödten, kurz, welche mehr «sind als scheinen wollen, und in einem engen «Kreise von Wirksamkeit nur desto mehr «Gutes stiften;» solche Weiber, meine Freundin, sind überall selten, am seltensten aber unter den höhern Ständen Italiens. In den mittlern sogar liegt auch die ganze Last der Haushaltung meist auf dem Manne, der gewöhnlich den Einkauf für die Küche besorgt. In den niedrigsten Ständen vollends, die Landleute ausgenommen, hat er die meisten Pflichten auf sich. Sogar unter dem Gesinde sind die weiblichen Glieder Signore. Auf den männlichen Bedienten liegt die beschwerlichste Last des Dienstes, das Kehren im Hause, das Bettmachen, Kochen, Reinigen und dergleichen. Das Amt der Cameriera (des Kammermädchens) ist unbedeutend. Sie

figurirt blos, ist die Vertraute der französischen Bühne, und die Unterhäudlerin in Liebessachen.

Sie sehen, dafs Italien das Paradies der Frauen ist. Der Schönen ja, und der Verheiratheten. Aber die Arme, der der erste Vorzug mangelt, ist sehr unglüklich. Die Anhänglichkeit an ihren Gatten nimmt jedermann für den Mangel eines Anbeters, und die Nothwendigheit, sich an ihn anzuschliessen, wird zum Gelächter der Gesellschaft. Aber selten wird sich der Mann zu dieser Gefälligkeit hergeben. Sie ist genöthigt, mit irgend einem alten Geistlichen oder Militär vor lieb zu nehmen, um die öffentlichen Orte zu besuchen, auf welchen kein Frauenzimmer ohne Begleitung eines Mannes erscheinen kann.

Am übelsten sind die Unverheiratheten daran. Sie werden mit der grösten Wachsamkeit gehütet, und mit Strenge von allen Gelegen-

heiten ausgeschlossen, wo sie in Gefahr kommen könnten. Keine Gesellschaft, kein Tanzfest, nichts ist für sie da. Nur zuweilen dürfen sie das Theater besuchen; aber auch das nur höchst selten. Ihre ganze Kenntnifs der Welt müssen sie auf dem Wege zur Kirche finden, in welche sie oft, aber immer unter guter Bedekung geschikt werden.

Diese ihre Lage ist am beschwerlichsten, wenn die Mutter noch Ansprüche auf Jugend macht. Alsdann ist das elterliche Haus ein Kloster für sie, in welchem sie nichts als weibliche Gesellschaft sehen. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn diese Mädchen dem ersten Jüngling, der sich Zugang zu ihren Augen zu verschaffen weifs, ihr Herz und alles aufopfern; oder wenn sie dem ersten Werber, der erscheint, die Hand bieten. Sei er noch so häfslich, noch so alt; sie nehmen seine Hand an, um durch sie in Freiheit zu kommen.

Livorno, den 20. Februar 1802.

Nach der lebendigen Beschreibung des römischen Karnevals durch den Herrn von Göthe muthen Sie mir, mein Freund, beinahe zu viel zu, wenn Sie in meinen Briefen noch etwas über diese festlichen Tage erwarten. Der Karneval der geistreichen Römer scheint die Beschreibung desselben in andern Städten Italiens überflüssig zu machen. Wenn Sie dieses Fest daher als einen mahlerischen Gegenstand betrachten, wo es darauf ankommt, die schönsten Seiten herauszuheben, und die minder gefälligen ins Dunkel zu stellen, so lege ich die Feder nieder. Sind Sie es aber zufrieden, dafs ich Ihnen einige Züge kopire, welche ein einzelnes Volk, oder mehrere sogar, in diesen Ausbrüchen der zügellosen Freude karakterisiren, so möchte ich Livorno zum Schauplaz meiner Darstellung wählen.

An diesem Ort, dem Sammel- und Wohn-

plaz von Leuten so vieler Nazionen, gewinnt die Ansicht des Karnevals eine ganz eigene Gestalt. Er giebt sich vielleicht nicht so rein italienisch, wie in Neapel, Rom u. s. w. dürfte aber eben darum für den Beobachter leicht merkwürdiger sein, indem sich hier der Geist mehrerer Nazionen in den Ergiessungen der Freude und Thorheit ausprägt. Ueberdies bringt die Menge wohlhabender Leute, die in ganz Toskana verschriene Jovialität der Livorneser, und auch der glükliche Zustand der niedrigsten Volksklassen derselben, welche so viel Geld verdienen, als sie nur wollen, in diese frohen Tage ein üppiges Leben, dessen weder der sparsame Florentiner, noch der ernste Römer fähig sind, mögen sie sich auch zur ausgelassensten Tollheit hinaufschrauben. Der Ausdruk der Freude ist bei Völkern und Individuen ganz der nämliche, und richtet sich nach ihrem Temperament. Der ernste, verschlossene

Karakter wird im höchsten Freudenausbruch einem Berauschten ähnlich sein; der harmlos lustige, einem sorglos unbefangenen Menschen, der nur einige Züge über das Gewöhnliche aus dem Pokale getrunken hat.

Was den Karneval in Livorno besonders eigen macht, ist der grofse Antheil, den auch die niedrigsten im Volke daran nehmen können, und wirklich nehmen. Ich habe im Vorbeigehn bemerkt, wie gut sich der gemeine Mann hier steht, ob er gleich nichts besizt. Er findet immer etwas zu arbeiten; die Arbeit wird ihm reichlich bezahlt; das sorget nicht für den morgenden Tag, ist seine Lebensregel; und so wie er am Sonn- oder Festtag auf dem Markte den fettesten Kapaunen selbst dem ersten Kaufmann steigert, so entblödet er sich nicht, an den Korsotagen eine Miethkutsche zu nehmen, und eben so vergnügt in die Reihe zu fahren. Ich erzähle Ihnen ein andres Mal mehr Merkwürdiges von

diesen Leuten; lassen Sie mich hier noch etwas von einer andern Menschenklasse sagen.

Die Hauptspieler in dieser Komödie sind grofsentheils die Fremden. Unter diesen will ich Ihnen nur die Matrosen der fremden Schiffe bezeichnen, um zum Voraus Ihre Aufmerksamkeit auf sie zu richten. Wenn der Seemann auf dem Elemente ohne Balken herumgeschwommen ist, schwindelt er, so wie er den Grund betritt, und Sie glauben nicht, welche lustigen Auftritte man oft hier mit diesen Leuten erlebt; dafs sie an einem Feste, dessen grobste Seiten sie nur verstehen, den lebhaftesten Antheil nehmen, können Sie sich denken. Glüklicher Weise fällt der Karneval gerade in die Zeit, wo sich die meisten fremden Schiffe hier befinden; und auch die Befehlshaber der, im mittelländischen Meere kreuzenden, Kriegsschiffe wissen ihre Mafsregeln immer so gut zu nehmen, dafs auch ihre Mannschaft gewöhnlich den Karneval

in einem italienischen Hafen, und am häufigsten in Livorno, mitgeniefst.

Später, als im übrigen Italien, beginnt der Karneval in dieser Stadt. Der 27te Januar ist ein allgemeiner Bufstag für die Bewohner Livorno's, welchen man mit Fasten und Beten begeht. Da wird die Erinnerung an den 27ten Januar 1742 erneuert, welcher durch ein heftiges Erdbeben die Faschingsfreuden fürchterlich störte. In ihrer Angst versprachen sie dem Himmel, vor diesem Tage nicht wieder lustig zu sein, wenn er sie nach demselben nicht stören wollte, und bis jezt hat er es auch getreulich gehalten. Manche, die den Anfang des Karnevals daher nicht erwarten, und gegen den Himmel doch nicht wortbrüchig werden wollen, gehen nach Pisa und andern Oertern, welche keine so beschwerlichen Verträge gemacht haben.

Die ersten Tage dieser festlichen Zeit unterscheiden sich von andern sehr wenig. Nur

die gesellschaftliche Unterhaltung richtet sich häufiger auf diesen Punkt. Man verabredet wohl auch schon Parthien zusammen, macht Anstalten zu Masken u. s. w. Im Theater ist den leztern bereits der Eintritt erlaubt; allein nur wenige machen davon Gebrauch, ausser an den grofsen Tanzfesten, Veglioni genannt, welche dort gehalten werden, und wo sich besonders diejenigen vermummt einfinden, welche sich in guter Gesellschaft ohne Larve zu zeigen scheuen.

Diese Theatertanzfeste haben in Livorno etwas ganz Eigenes. Ausser der grofsen Menge von Leuten aus allen vier Welttheilen, die sich hier, ohne Rüksicht auf den Unterschied der Menschenraçen, in fröhlichen Tänzen mit und um einander herum drehen; ausser der vollständigen, schönen Beleuchtung des Theaters und aller Logen; ausser dem Geiste der allgemeinen Gleichheit aller Stände, sind besonders die vielen Menschentrachten, welche

man natürlich, und als Maske findet, bemerkenswerth. Jeder zeigt sich in Livorno in seiner Nazionaltracht, und die vielen reichen Kaufleute aus dem Osten und Süden treten bei solchen Gelegenheiten im höchsten Glanze ihres vaterländischen Kostüms auf. Auch die jüdischen Weiber dieser Länder lassen sich sehen, und man hat die merkwürdige Gelegenheit, den Kleidergeschmak vom prächtig steifen Goldstoff der Egypterin, und dem geschmaklos erkünstelt ungenirten Anzuge der Engländerin, bis zu dem reizenden koischen Gewande der Italienerin und Französin hinauf zu verfolgen. Wie merkwürdig es sei, hier die Nazionalphysiognomien zu studiren, können Sie sich vorstellen, wenn Sie den fröhlichsten Tanz sich denken, in welchem bald jede studirte Gesichtsfalte in ihre natürliche Bequemlichkeit zurük sinkt.

Nichts geht über das freudige Erstaunen eines Orientalen, der zum erstenmal in ein

solches Fest eintritt. Er, der vielleicht nie ein anderes Weib gesehen hat, als seine Mutter und Schwestern und seine eigenen Weiber, steht nun mit einemmal in der Mitte einiger hundert Weiber, welche alle sehr frei gekleidet, gröstentheils reizend, und nicht selten wirklich schön sind. Welche gierige Blike schiefst er unter seinen dunkeln Augbraunen hervor auf die Schäze, die er nie zu sehen gewohnt ist, ohne sie auch geniessen zu können! Was mufs er von uns Europäern denken, wenn er uns so sorglich um ein Geschlecht bemüht sieht, das, in seiner Vorstellung, nur Wesen einer zweiten Klasse, nur Mittel und keine Zweke umfafst? Welche Erzählungen mag er bei seiner Heimkunft von dem Leben der Occidentalen machen? Wird man es nicht für Mährchen halten, wenn er die Wahrheit erzählt? — Wäre er nicht zu ernst, er würde den Kopf schütteln; und wäre er nicht zu gierig, so

möchte er seinem Vaterland wohl die nehmlichen Sitten wünschen.

Es wird abwechselnd bald deutsch, bald englisch, bald französisch, bald die allbeliebte Monferina getanzt. Jeder versucht es in den fremden Tänzen, und man hat häufig genug den Spafs, einen Engländer mit den flüchtigen Bewegungen der französischen Musik, oder mit den Schwindeln des deutschen Walzers ringen zu sehen. Häufig erheben sich Partheien gegen diesen oder jenen Tanz, die, höflich genug, blos durch lautes Klatschen der Musik zu schweigen gebieten.

Die jezige Sitte gebietet dem Tänzer, jede Foderung um seine Tänzerin zu gewähren. Diese nun, wenn sie schön ist, und gut tanzt, kann keinen Ort finden, wo ihren Vorzügen mehr gehuldigt würde. Auf sie lauern immer Schaaren von Männern, welche, so wie sie die Runde gemacht hat, sich um sie streiten. Oft will sich der Glükliche nicht

trennen; er kapitulirt mit dem Fodernden, und alles läuft, troz der so sehr verschrienen Hize und Eifersucht der Italiener, ohne Blutvergiessen und sogar ohne heftigen Wortwechsel ab. Aber die Damen, welche doch in diesem Lande Königinnen sind, haben bei diesem Streite keine Stimme.

Nach Zwölf verbreiten sich auf einmal ganz eigene Gerüche im Hause. Die magere Zeit des Freitags und Sonnabends hat mit dieser Stunde geendigt, und das Reich der fetten Kühe beginnt nun. Der religiöse Fastenzwang ist den Livornesen ausserordentlich beschwerlich, und die erste Stunde, in welcher derselbe aufhört, wird, wo möglich, durch reichlichen Genufs der Freiheit gefeiert. Die Menge vermindert sich im Parterre, und Freunde und Bekannte suchen sich zusammen. Es sind die Kapaunen, die Rostbeefs, die Schnepfen, welche sie riechen. In jeder Loge wird zu Nacht gegessen, und die Wir-

thin thut das Möglichste, damit es den Gästen ja an nichts fehle. So viele Personen, als nur immer Plaz haben, sizen in dem engen Raum einer Loge beisammen; ja noch mehr, als Plaz haben, finden sich nach und nach ein. Je enger man beisammen sizt, desto vergnügter ist man auch; und es läſst sich keine lustigere Gesellschaft denken, als eine solche, bei einem trauten Souper versammelte. Unglaublich schnell geht einem die Zeit unter diesen Freuden der Tafel, der Gesellschaft und der Musik hin. Selbst der Ernst des levantinischen Juden erheitert sich hier in ein Lächeln, das dem langen Bart nicht zum besten steht. Wer keine Loge, oder keine gastfreien Bekannten hat, kann es diese Zeit über kaum aushalten. Tanz, Herumlaufen und die späte Zeit erweken ihm einen Appetit, welcher durch den, im ganzen Theater verbreiteten Geruch der Speisen zum quälendsten Hunger wird. Wer sich

nicht mit den, aussen zum Verkauf stehenden Austern helfen will, der mufs zu einem Restaurateur gehen, oder Hunger leiden.

Stellen Sie sich ja nicht vor, dafs solche Nachtessen blos von den ersten Leuten der Stadt gegeben werden. Nein, jeder Bürger, der nur ein wenig mitmacht, will den Karneval über einmal in dem Theater speisen, und, mag es ihm auch kosten was es will, er scheut die Ausgabe nicht. Der Preis einer von den bessern Logen ist an solchen Abenden gewöhnlich zwischen sechs und zehn Dukaten, und viele, die Jahr aus, Jahr ein das Theater besuchen, enthalten sich jezt ihrer Gewohnheit manchmal, um diesen Nuzen aus ihren Logen zu ziehen. In jeder Handelsstadt gibt es solche Leute, — und glauben Sie nur gar nicht, dafs jemand hierin etwas Erniedrigendes finde. Nein! So sehr alle aufgelegt sind, an einem Abend den Erwerb von Wochen durchzubringen, so bil-

lig finden sie es auch, dafs ein Andrer sich die Thorheiten seiner Mitbürger zu Nuzen macht.

Während dieser Zeit ist das Theater ziemlich leer, sind der Tanzenden weniger geworden. Allein etwa zwei Stunden nach Mitternacht füllt sich auf einmal der ganze Saal wieder an. Das Gedräng ist jezt meist so grofs, dafs man nur mit Mühe durchgehen kann, und nicht selten von dem Haufen fortgeschoben wird. Die meisten Masken haben sich der beschwerlichen Larven entladen, und man sucht manche derselben neugierig auf, um zu erfahren, ob das Gesicht zu der übrigen Wohlgestalt des Körpers stimme. Manche naht sich jezt, die einen vorher unerkannt genekt hatte. Nicht selten trift sie die unangenehme Ueberraschung, auf einem schönen Hals und bei reizvollem Wuchse, wo die Phantasie schon aus der Klaue den Löwen gebildet hatte, ein abschrekendes Gesicht zu

finden. Mancher, den man als Arlekino oder Policinello, oder sonst in einer gemeinen Maske vernachläſsiget hat, erhält nun sein Recht. Der Geist der Fröhlichkeit ist überhaupt lauter und allgemeiner geworden. Denn wessen Munterkeit würde nicht durch die Freuden der Tafel und des Bechers, und die Scherze seiner Tischgesellschaft um einige Grade über das Gewöhnliche hinauf gespannt?

Solcher Tanzfeste im Theater sind in Livorno während des Karnevals jede Woche eins oder mehrere. Sie unterscheiden sich von einander durch nichts, als die zufällige Verminderung oder Vergrösserung der Menschenzahl. Im Ganzen ist das Vorlezte immer das besuchteste.

Bis in die lezte Woche des Karnevals muſs ich auf einmal mit Ihnen vorrüken; denn bis dahin geschieht wenig Merkwürdiges. Es scheint sogar gegen den guten Ton zu sein, sich früher zu maskiren; und ob es gleich

des Abends nicht an Masken fehlt, so sind es nur die Leute der niedern Volksklassen, welche nicht warten können. Indefs hat doch jeder, dem der Einfall kommt, sich zu verkleiden, immer ein grofses Gefolge hinter sich her, und dem Italiener ist die theilnehmende Freude, selbst beim Anblik der erbärmlichsten Maske, deutlich im Gesicht ausgedrukt. Denn sie erinnert ihn an dieses Abenteuer, oder jenen Spafs, wenigstens an die frohe Zeit, welche nun vor der Thüre ist, und wo auch er sich auf seine eigene Art lustig zu machen gedenkt. Der gemeine Mann ist es hauptsächlich, der in diesen Tagen sich vergnügt, und die breitschultrigen, nervösen Lastträger (facchini), von denen es in dieser Stadt wimmelt, finden besonders viel Freude an Weibermasken. Es ist das Abgeschmakteste, was man sehen kann, wenn ein solcher diker, oft schon bejahrter Kerl mit geschminktem Gesicht und einer Pfeife

im Munde — denn die darf nie fehlen — in langen Röken und einer Perüke von Papier, aber nach der neuesten Mode der Damen aufgesezt, einherzieht, und die Frauen seiner Herren lächerlich macht. Einen sah ich sogar einmal ganz nakt durch die Strafsen gehn. Er war eine Herkulesform, und hatte sich den ganzen Körper mit schwarzer Thonerde bemahlt. Mit Fesseln am Fusse, und an denselben von einigen Türkenmasken geführt, galt er nun auch für eine Maske, und entgieng der Polizei, welche ein solches Skandal nur hier duldet, wo sie die laxeste ist, die es geben kann. Spässe dieser Art von Masken sind natürlich nicht die feinsten, und wenn sie satyrisiren wollen, so geschieht es auf eine so schmuzige Weise, dafs man erstaunt, wie der Unfug — auch alle Maskenfreiheit zugestanden — geduldet wird. Und doch sehen Sie niemand die Nase rümpfen, kein Frauenzimmer das schon halb geöfnete

Fenster wieder zuschlagen, wenn ihr eine solche Gestalt ins Auge fällt.

Der Giovedi grasso, der fette, der lezte Donnerstag im Karneval, möchte wohl der höchste Punkt seiner Freuden sein. Dies ist der erste Korsotag, und mit ihm beginnt, so zu sagen, der Karneval des Karnevals. Schon gegen drei Uhr Nachmittags wird man durch den Lärm, der nun auf den Strassen anfängt, vom Tische aufgejagt. Haufen von Policinellen, Arlekinen und sogenannten Teufeln durchschwärmen mit wildem Jubel die Stadt. Die vielen Kutschen und Wagen aller Art eilen so schnell als möglich an die Häuser, wo sie ihre Ladung einnehmen, oder in die grofse Strasse, wo der Korso gehalten wird, und sie Liebhaber genug zu ihren Fuhrwerken finden.

Diese Strafse ist vielleicht eine der schönsten, welche man zu einem solchen Zweke finden kann. Ungefähr 1000 Schritte lang,

sehr breit, und regelmäfsig gerade gezogen, durchschneidet sie die Stadt und den grofsen Plaz gerade in der Mitte, und endigt an den beiden Thoren. Auf der einen Seite derselben geht der Zug gerade hinunter, und beugt beim Herauffahren auf den grofsen Plaz hinein, wodurch sehr viel Raum gewonnen wird. Eine Kompagnie Soldaten ist durch die Strafse vertheilt, und hält den Zug in Ordnung. Auf beiden Seiten und in der Mitte des Zugs ist zwar ein grofser Raum, doch für das volkreiche Livorno zu wenig, übrig. Allein ohne Gefahr darf man sich in das dichteste Gedräng mischen, weil hier kein lächerlich pompöser Senator, kein fremder Gesandter, Niemand das Recht hat, ausser der Reihe zu fahren.

Dieser Korso möchte sich nur wenig von dem in Rom und andern Städten Italiens unterscheiden. Das vorzüglichste daran besteht, wie dort, in dem Werfen mit kleinen Kon-

fekten, welche in dem verschwenderischen Livorno aus Zuker, und nicht, wie anderwärts, aus Gyps oder wohl gar Bohnen und Erbsen bestehen. Was das Merkwürdigste daran sein dürfte, ist: dafs sich hier alle Stände in dieser Feierlichkeit vermischen. Glauben Sie gar nicht, dafs blos die Kaufleute und die Ersten der Stadt an dieser Freude Theil nehmen. Der Aermste eben so gut, als der Begütertere, miethet sich seine Karosse, sezt sich mit oder ohne Maske, aber mit einem Korb von Konfekten hinein, und fährt in den Korso. Die schönste Equipage sieht sich von der erbärmlichsten Miethkutsche angefallen, und der Geist der Gleichheit, welcher in diesen Tagen herrscht, läfst es dem Stolz und dem Unwillen nicht zu, nur eine saure Mine zu machen. Wer sich nur die geringste Empfindlichkeit merken lassen wollte, würde sich einem allgemeinen Angriff aussezen. Manchen Kärner sah ich auf seinem

elenden Mistfahrwerk in die Reihen fahren, und niemand ärgerte sich darüber, da er es doch wenigstens mit frischen Zweigen bestekt hatte. Manche dieser Karren sind so stark mit grünenden Aesten bepflanzt, daſs sie, Birnam's Walde ähnlich, kaum das liebende Paar erkennen lassen, welches in seinen Schatten sizt. Die Allermeisten sind maskirt; allein in keiner Maske ist der Stand zu erkennen. Es giebt hier viele Kleidervermiether; bei denen man sich um den nehmlichen Preis zum Groſssultan oder zum Arlekino herauspuzen kann. Die leztere Maske, so wie die des Policinello, obgleich die allergemeinsten, werden doch am liebsten gewählt, weil sie der Laune am wenigsten gebieten, und die ausgelassenste Narrheit entschuldigen. Das ernsthafteste Gesicht verzieht sich zu einem gutmüthigen Lächeln, wenn ein Policinello mit seiner Peitsche, an deren Leine eine luftgefüllte Blase befestigt ist, einem

Tüchtig, dafs es laut schallt, auf den Rüken paukt. Nichts kann Sie vor ihm schüzen, und weder das graue Haar noch das ehrwürdige Priestergewand ist vor ihm sicher. Sie müssen sich's gefallen lassen, bis er einen andern Rüken gefunden hat, welcher ihn eben so sehr anzieht, als es der Ihrige gethan hat.

Auch Reiter mischen sich in die Haufen. Nicht selten sind es prächtige Maskenzüge, durch die man sich wirklich über die Kostüms anderer Völker belehren kann. So sah ich eine Gesellschaft von französischen Offizieren, deren gröfster Theil im Orient gewesen war, einen grofsen Zug zu Pferde halten. Sie stellten eine Spazierfahrt des Grofssultans vor, und sein Gefolge bestand aus Truppen aller verschiedenen Uniformen, welche sich in seinen Armeen befinden. Ein andermal sind es Züge von Dichtern, die, statt auf dem Pegasus, auf Eseln zu reiten die Ehrlichkeit

haben. Häufig sind es bekannte Personen der Stadt, besonders der Judenschaft, welche nach dem Leben kopirt erscheinen. Im Ganzen muſs man gestehen, betragen sie sich alle den Karakteren ihrer Masken gemäſs. Unter einer so ganz gemischten Gesellschaft, und bei der so weit gehenden Freiheit des Festes, läſst sich nicht erwarten, daſs die Linie des Spasses immer so ganz genau beobachtet würde. Obgleich ein Gesez dagegen vorhanden ist, so versehen sich doch manche mit so groſsen Konfekten, daſs sie Ihnen Beulen damit werfen können. Auf einem Wagen stand eine Gesellschaft solcher Genossen, die sich mit verschiedenen Sorten von Munition versehen hatten, worunter die gefährlichste in groſsen, mit Puder gefüllten Beuteln bestand. Es war ein schöner Tag, die Elegants der Stadt hatten sich köstlich herausgepuzt, manche waren schwarz erschienen. Diese, und jeder, welcher sich ihnen

in einem dunkeln Kleide näherte, erhielt eine Ladung, und die Wirkung war ungefähr die nehmliche, welche Vaillants mit Wasser geladene Flinte auf die armen afrikanischen Vögel hervorbrachte. Ob man sich gleich über diesen Mifsbrauch der Karnevalsfreiheit ärgerte, so konnte man sich doch nicht enthalten, über den Schreken der feinen Herren zu lachen, welche mit Einemmal ihre sämtlichen Schönheitswaffen zerstört, und sich gezwungen sahen, entweder nicht comme il faut erblikt zu werden, oder nach Hause zu gehen. Viele verschworen sich gegen sie zusammen, und die Unverschämten wurden nun mit ganzen und halben Zitronen, und mit Eiern, um häfsliche Fleke zu machen, so derb angegriffen, dafs sie nichts anders zu thun wufsten, als sich alle mit dem Rüken auswärts zu stellen, und auf dem unempfindlichsten Theil die Strafe für ihre Bosheit zu empfangen.

Alle Comptoirs sind diesen Abend geschlossen, jedermann ist am Fenster, oder auf den Strassen. Wer ein ernsthaftes Gesicht machen wollte, dem würde unter die Nase gelacht werden. Entweder man mufs mittoben, oder zu Hause bleiben.

Es ist sonderbar, wie die Freude so anstekend ist. Wär es die Traurigkeit eben so sehr, man würde den Weinenden wie einen Pestkranken fliehen. Ich kenne viele, die, den Karneval blos aus Büchern kennend, mit Achselzuken hingegangen sind, um einst wenigstens sagen zu können, sie hätten die Thorheit mit angesehen. Haben sie sich aber einmal unter die Haufen gemischt, so können sie der Lokung zu dieser Lustbarkeit so wenig widerstehen, dafs sie vielleicht die Ausgelassensten sind. Ich darf es Ihnen wohl gestehen, dafs es mir gerade so ergangen ist. Ein Fremder sagte mir neulich: der Karneval ist doch nichts anders, als ein Divertis-

sement für Kinder. Ich mufste ihm das eingestehn, allein die Worte der Maria Stuart hinzusezen:

Lafs mich ein Kind sein, und sei es mit
mir.

Aber es läfst sich wirklich auch viel in diesen kindischen Spielen entdeken, wenn man sich gerade nicht an das Aeussere derselben hält. Bedeutung und Sinn liegt in Allem, und jedes Spiel, jede Posse ist mir darum merkwürdig, auch wenn ich sie nur als Allegorie betrachte, und als solche mir sie deute. Ich liebe diese Art zu sehen, und Manches, was mir sonst Ekel erregt hätte, wurde mir so interessant. In Spielen und Possen prägt sich ohnedies der Karakter des Einzelnen, so wie der Nazion, am deutlichsten aus. Jede Verstellung, welche sonst die Verhältnisse nöthig gemacht hatten, hebt die Freiheit und Unbekanntheit der Màske auf. Obgleich verkleidet, stellen sie sich alle weit

natürlicher dar, als in den puris naturalibus der bürgerlichen Verhältnisse.

Die Karnevalsspiele sind nichts anders, als Sinnbilder, ohne Absicht vielleicht entstanden, und durch Zufall ausgebildet. Der Hang zu Bildern ist der Menschheit angebohren, und in der ersten Kindheit derselben findet man ja jene ernste, gedankenvolle Muse am häufigsten. Jeder Tanz, jedes Spiel ist eine Allegorie, welche auf den Karakter des Erfinders, so wie des Tanzenden und Spielenden, sicher schlïessen läſst.

Darum freut mich die Karnevalsfeier mehr, als jede andre. Sie ist mir bedeutend geworden, selbst durch das was ich hineinlegte, und was vielleicht nicht darin ist. Ich sahe Sinn in diesen Bildern der Narrheit, und wo Vergnügungen Sinn haben, da darf man auch sicher auf den Geist des Volkes schliessen; denn in diesem reichen Stoffe prägt er sich am leichtesten und am deutlichsten aus. Man

sagt sonst, zu Narrenrollen auf dem Theater gehöre am meisten Verstand und Talent, und einem Volk, das sie gut zu spielen weiſs, fehlt es gewiſs nicht daran. Ich freue mich, Ihnen in einem meiner folgenden Briefe meine Gedanken über den Zusammenhang der Karnevalsspiele mit dem allgemeinen Hang der italienischen Nazion zur Satyre, vorzulegen. Für jezt begleiten Sie mich noch einmal in den Korso zurük, wo sich indeſs das Gedränge immer mehr vergröſsert, die Kämpfe stärker erhizt haben.

Ich habe Sie schon zu Anfang meines Briefs auf die Matrosen der fremden Schiffe aufmerksam gemacht. Daſs diese auch hier sich einfinden, kann man sich vorstellen, wenn man nur ein wenig vom Karaktar dieser Art von Leuten weiſs. Die meisten derselben nehmen sich eine Larve vor's Gesicht, und Sie dürfen darauf wetten, daſs dieses immer eine der allerscheuſslichsten ist, die sie nur

auftreiben können. Der rohe Mensch bewundert die Schöpfungskraft der Natur am lebhaftesten in der Mifsgeburt, und auch hier findet sich kaum ein Larvengesicht, das ihm abscheulich genug verzogen wäre. Ohne weitere Maske sezen sie sich zu Haufen in die Miethkarossen, oder durchlaufen in Schwärmen das Gedränge. So weit ihre Munition reicht, werfen sie jedem mit vollen Händen in's Gesicht, und ist diese zu Ende, so halten sie die Hüte bettelnd gegen die Fenster empor, und flehen, immer in ihrer Muttersprache, dafs man sie füllen solle. Selten läfst sich ein Haufen von ihnen sehen, bei welchem sich nicht eine volle Rumbouteille befände, und sie trinken von den Strassen hinauf den Frauenzimmern, die in den Fenstern liegen, Toasts zu. Ueberhaupt habe ich selten einen englischen Matrosen gesehen, der nicht betrunken war. Im Ganzen sind sie doch nicht so toll, als man erwarten sollte,

denn die, doch meist bedeutenden, Possen der Arlekine und Policinelle erreichen sie nicht. —

Die öffentlichen Weiber lassen sich in diesen Tagen alle maskirt sehen. Meist sind sie als Bauermädchen gekleidet, mit Körbchen voll Blumen und Konfituren versehen, von welchen sie ihren Bekannten mittheilen. Dieses Glük haben nun die Matrosen alle, und es ist ein Spafs, die Freude und die Linksheit eines solchen Seemanns zu bemerken, wenn dies geschieht.

Ich könnte Ihnen nun hier noch diese und jene Maske zeigen, die ich im Korso erblike. Allein ich verspare dies auf einen der folgenden Tage, wo das Gedränge in der grossen Strafse nicht so beschwerlich sein wird. Begleiten Sie mich lieber in das Theater, welches heut ganz besonders glänzend ist.

Es sind nehmlich diesen Abend alle Logen im Theater erleuchtet, und alle, so wie das

Parterre, gedrängt voll von Menschen. Die Oper ist heute nur Nebensache, und es zeigt sich nie auffallender, als jezt, dafs das Theater in Italien mehr als der allgemeine Berührungspunkt der Gesellschaft anzusehen ist, wie ich Ihnen in der Folge meiner Briefe weitläufiger beweisen werde. Vor dem Lärm der Zuschauer ist kaum ein Instrument hörbar, und selbst die Buffonerien des geliebten Naldi — vielleicht des ersten Buffo Italiens, der im lezten Karneval in Livorno sang — sind kaum vermögend, die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen. Mit dem Rüken gegen die Scene sind die meisten den Logen zugewandt, wo der kleine Krieg des Korso noch lebhaft fortgesezt wird. Der Abend hat denselben in der grofsen Strafse nur unterbrochen, und manche, die in der Hize des Gefechts eine artige Bekanntschaft gemacht, benuzen sie nun hier, wie sie sie angefangen haben. Freunde und Bekannte

machen einander durch einen Regen von Geschüz gegenseitig auf sich aufmerksam, und begrüſsen und unterhalten sich fechtend. Einer lehnt sich gegen den Andern zu, als ob er ihm etwas sagen wollte, und wenn der Andre das Ohr auch hinneigt, so hat er auch gleich die Hand gefüllt, um List gegen List zu vergelten. In das Parterre hinab wirft man nach seinen Bekannten, um ihnen einen Gruſs oder Gegenschuſs zu erpressen. Manche Dame hat ungeduldig diese Zeit erwartet, um einem furchtsamen, sich blos mit Augenerklärungen begnügenden Liebhaber diesen deutlichen Beweis ihrer Aufmerksamkeit auf ihn zu geben, und ihn durch die leichten Gefechte des Scherzes an die ersehnten der Liebe zu erinnern. Die Konfekte regnen aus den Logen herunter von den Kämpfen, die oben gehalten werden, und prasseln ihnen, wie Hagel, auf den Hut. Der Boden ist bald ganz weiſs übersät, und — wer auch den

allergeringsten Antheil nimmt — wird des Abends, wenn er sich entkleidet, durch die Konfekte, die ihm aus den geöfneten Kleidern fallen, noch an diese Scherze erinnert.

Am meisten haben die Schauspieler auszustehen. Je beliebter einer ist, desto grausamer wird er behandelt, und viele machen sich den unartigen Spafs, dem Sänger gerade in den Mund, oder den Weibern auf andre Theile des Körpers zu zielen. Naldi erschien daher auch mit Brillen, und als diese nichts helfen wollten, sogar mit einem Flor vor dem Gesichte. Ganze Säke von Konfekten, mehrere Pfunde schwer, wurden ihm unter die Füfse geworfen, und er war — so zu sagen — immer überregnet. Auch die Tänzer mufsten sich das gefallen lassen, und manche hatten Gelegenheit, ihre Gewandtheit in den flüchtigsten Bewegungen zu zeigen, wenn sie dem auswichen, was schon da war, oder was sie eben kommen sahen.

Sie wissen, dafs es in Italien überall Sitte ist, in den Logen Besuche zu machen. Im Karneval braucht man einander nicht zu kennen, um dies zu thun, und der Neugierige nimmt sich in diesen Tagen eine Maske, blos um die Bequemlichkeit zu haben, überall hinzugehen, und die gefeiertsten Schönheiten von Angesicht zu Angesicht zu betrachten und zu prüfen. Den Masken wird immer gleich der Siz neben den Damen eingeräumt, und die Freiheit des Tages entschuldigt manche Kekheit, welche sonst nie verziehen würde. Durch Anspielungen auf Persönlichkeiten, auf geheime Geschichten u. s. w. wird eine Maske oft sehr räthselhaft, und darum auch desto wichtiger. Man beugt sich nahe gegen sie hin, um ihr ins Auge zu sehen, und sie hat dafür den Vortheil, nur auf einige Zoll Entfernung sich in den schönsten Augen zu spiegeln. Man wendet allen Wiz an, sie auszufragen, ihr gut zu antworten, und wenn man

sie zu kennen glaubt, sie durch gleiche Anspielungen auf ihr geheimstes Leben — das sie vor der ganzen Welt verborgen zu haben glaubt — selbst unter der Larve in Verlegenheit zu bringen. Auch der Verliebte benuzt diese Stunden, sich ungescheut seinem Idole zu nähern, ihr in Räthseln sich deutlich zu machen, und in verblümten Antworten zur Hofnung oder zum kühnen Angriff ermuntert zu werden. Mag ein Mann auch noch so eifersüchtig sein, in diesen Tagen nüzen ihm seine hundert Augen nichts, und es ist alles darauf zu wetten, dafs er betrogen wird.

Auch dem Hafs, dem Neid und der Bosheit kommt die Freiheit des Festes zu statten. Jeder darf sich darauf gefafst machen, dafs ihn der Feind zu finden wisse, und es müfste der Bosheit ganz an Verstand fehlen, wenn sie jezt nicht bitter zu kränken vermöchte. Die Schönsten sind diesen Angriffen am meisten ausgesezt. Eine Nebenbuhlerin, eine Neiderin,

ein verschmähter Liebhaber, sind unter der Maske gefährlich, und man erzählte mir auch von einem allzuneugierigen Gatten, der in der Verkleidung die Treue seines Weibes selbst auf die Probe sezte, und sie zu leicht fand.

Das Theater hat diesmal früher als gewöhnlich angefangen, und endet daher auch schon um zehn Uhr. Jedermann eilt nach Hause, um sich bis zwölf Uhr — wo die magere Zeit beginnt — mit dem Fette des fetten Donnerstags gütlich zu thun. Die Fröhlichkeit der Scenen des Tages wird bei diesem Nachtessen zur lauten Lustigkeit, und es verbreitet sich ein allgemeines Lachen, wenn der Schlag Zwölf den Mund, der bereits darnach geöfnet war, einem fetten Stüke Kapaun wieder verschliefst. Bei der grofsen Vorliebe der Livorneser für das Fettessen mufs man sich billig wundern, dafs sie doch so wenig gegen das Gebot der Kirche sündigen.

Der nächste Samstag erlaubt die Faschings-freuden wieder, welche der traurige Freitag und Sonnabend verboten hatten. Der Korso ist vielleicht diesmal nicht so zahlreich, die Menge der Masken auf den Strafsen aber desto gröfser. Ein grofser Theil darunter sind die Mägde, welche diesen Tag am besten geniessen. Meist in mousselinenen oder auch rosenfarbenen seidenen Kleidern, haben sie eine Schachtel mit Puder und Quaste unter dem Arm, und jeder ihrer Bekannten, und wer ihnen gefällt, wird tüchtig eingepudert. Gerathen Sie unter einen Schwarm solcher weiblichen Friseurs, so hilft all Ihr Widerstand nichts. Sie müssen halten und sich pudern lassen, bis ein andrer Vorübergehender Sie mit gleichem Schaden befreit.

Wirklich karakteristisch für Livorno scheint die Fischermaske zu sein, welche man so häufig sieht. Sie ist vielleicht eine der ältesten, denn sie erbt sich unter den Fischern

fort, und wird nicht leicht von jemand gebraucht, als von diesen Leuten. Ein kurzer, brauner, zottichter Kittel mit einer spizigen Kapuze, und eine Angelruthe, an deren Leine Bakwerke herunterhängen, sind die einzigen Erfordernisse dazu. Die Angelruthe wird von der Maske etwas vorwärts gesenkt in der Höhe getragen, so daſs die Leine mit dem Gebakenen den Jungen, die einen solchen Fischer schaarenweise begleiten, gerade über dem Kopfe hängt. Sie können sich keinen unschuldigern Spaſs denken, als diesen, wenn die Jungen mit dem Munde in die Höhe schnappen, und den Köder zu erhaschen suchen. Würde die Leine auch nicht jedesmal emporgezogen, wenn ein Fisch sich naht, so verhindert schon in der Menge derselben einer den andern, seinen Sprung zwekmäſsig zu machen. Und gelingt es einem einmal doch, so ist das Gelächter unermeſslich, wie das der Homerischen Götter. Solchen Fischen

mag wohl der heilige Antonius gepredigt haben.

Eine andre, dieser verwandte Maske, welche man nicht selten in Livorno sieht, ist die eines Meergottes. Es ist meist ein grofser, ganz mit Moos oder Meergras überzogener Kerl, der noch ausserdem in ein weites Gewand von Fischernezen gekleidet ist. Mit einem gewaltigen Dreizak, häufiger noch mit einer Nezruthe, läuft er durch die Strafse, und ich habe manchen gesehen, der selbst den frommen Aeneas durch ein donnerndes quos ego ins Bokshorn hätte jagen können.

Von heute an wird nun jeden Tag Korso gehalten, bis der Fasching sich endet. Am Montag ist er am unbedeutendsten, weil der grofse Posttag die meisten abhält, daran Theil zu nehmen. Indefs schwärmen doch genug Masken in den Strafsen und Häusern herum, und auch der Kaufmann ist nicht sicher, an seinem Pulte, mitten unter den

dringendsten Geschäften, von ihnen gestört zu werden. Masken besuchen einander, treiben und vervielfältigen den Spafs so viel als möglich, und manche hat Eile genug, gewisse Verhältnisse ins Reine zu bringen, welche nur die Verborgenheit gebohren hat, und auch blos sie erhalten kann.

Ausser dem grofsen Lärm, dem gänzlichen Stillstand jeder ernsten Beschäftigung, dem glänzenden Korso, und dem lärmenden Theater, zeichnet sich der lezte Karnevalstag durch die grofsen Nachtessen aus, welche das Ende desselben ausmachen. Man hat den Mailändern sonst vorgeworfen, sie könnten nicht fröhlich sein, ausser bei vollen Schüsseln und Gläsern, und mit gleichem Rechte könnte man dieses auch den Bewohnern Livorno's nachsagen. Wenn diese daher recht munter sein wollen, so müssen sie

Sizen in langen Reihn, und voll vor Jedem die Tische

Stehn mit Brod und Fleisch, und liebli-
chen Weins in den Krügen.

Sie versäumen daher selten eine Gelegenheit sich diesen Genufs zu verschaffen, und solche Mahlzeiten sind an gewissen Tagen eben so zur Gewohnheit geworden, als der Osterfladen manchen deutschen Familien. Das heutige Soupèr wird durch den Nachklang der Faschingsfreuden besonders munter. Alle Scherze werden nun wiederholt, alle Masken noch einmal durchgegangen, die geheimen Anekdoten aufgesammelt, um sie gelegenheitlich zu verbreiten. Die während der vergangenen Tage gemachten Bekanntschaften werden jezt gestempelt, und jede Familie ist gewifs, einen neuen Hausfreund diesen Abend bei sich zu sehen. Niemand denkt noch der traurigen Fastentagé, die da kommen sollen, ausser der Wirthin, die ihre Gäste zum Essen ermuntert, auf dafs die zwölfte Stunde ja keinen fetten Broken mehr finde. Eine solche

Ermahnung bringt jedesmal eine Pause von einigen Minuten hervor, in denen man nur die Kauenden hört, aber sogleich wird es wieder laut, und über den neuen Scherzen ist das wohlgemeinte, allgemein gebilligte Gebot wieder vergessen.

Aber mit Einemmale

Von dem Dome
Schwer und bang
Tont die Gloke,

die an Ertödtung des Fleisches, an das ernste: Alles mufs zu Staub und Asche werden! erinnert.

Nicht religiöse Gedanken, aber die unangenehme Betrachtung, dafs die Freude nun ein Ende habe, die vierzig traurigen Tage beginnen, bringen eine ernste Stimmung hervor, welche für den unbefangnen Zuschauer im höchsten Grade lustig ist. Sie sizen eine Zeit lang stille da, Einer sieht den Andern endlich an, sie lachen noch einmal alle uber

den gegenseitigen Ernst, und wünschen einander gute Nacht.

Man geht stille und leer zu Bette; aber das noch fortdauernde Läuten der Gloken, die Bettler, welche auf den Strafsen herumrufen und den guten Christen rathen, doch ja alle noch übrigen fetten Broken von sich zu werfen — verursachen eine so unangenehme Störung des Schlafs, dafs sich der ermüdete Geist nicht einmal durch die Rükerinnerung an die vergangenen Freuden mehr erquiken kann.

Und so sind die frohen Tage nun auf einmal zu Ende, und ich wäre wohl in Versuchung auch mit einer Fastenpredigt zu schliessen. Da ich mir aber vorgenommnn habe, Ihnen in meinem nächsten Brief zu zeigen, dafs auch die Fastenzeit in diesem Lande der Freude ihre Freuden hat, so lassen Sie mich hier schliessen u. s. w.

Livorno, den 30. April 1802.

Ecclesia non sitit sanguinem.

Mein voriger Brief enthielt das Versprechen, Ihnen mit nächstem etwas über die Fasten zu sagen. Ich thue es jezt um so lieber, da diese Zeit eben vorübergegangen ist, und die Bilder derselben mir noch ganz frisch im Gedächtniſs stehen. Fürchten Sie nicht, daſs es mir für diesen Brief an unterhaltendem Stoff fehlen werde; denn in diesem Lande sind Religion, Lebensgenuſs und Spiele so fein verbunden, daſs man kaum eins ohne das andre geniessen kann; und sogar die ernstesten Pflichten der ersten haben durch die leztern eine so freundliche Seite gewonnen, daſs man sich gar nicht wundern darf, wenn selbst die Aufgeklärtesten sich nicht von der Beobachtung derselben lossagen.

Diese vierzig Tage sind, wie Sie wissen, durch den Geist der ursprünglichen Einrichtung, der Abgezogenheit, Traurigkeit und Büfsung bestimmt. Die Zahl Vierzig spielt überhaupt in den Religionsurkunden eine bedeutende Rolle, und wenn die Sündfluth, die den Niniviten zur Sinnesänderung gegebene Frist, die Fastenzeit des Moses auf Sinai, oder des Propheten Elias, vierzig Tage, und die Irreise der Israeliten in der Wüste sogar vierzig Jahre dauerte, so glaubte die Kirche nur wenig zu thun, wenn sie ihren Gliedern nicht länger zu fasten befahl, als es sich jene heiligen Männer selbst gefallen liessen. Gregor der Grofse that daher sehr gelehrt, von sehs und dreifsig Tagen, wie es vor ihm war, die Fastenzeit auf die runde Zahl von vierzig zu sezen, welche derselben auch noch heutzutage in der italienischen Sprache den Nahmen Quaresima gegeben hat.

Einen grofsen Kontrast müfsten die Fa-

schings- und Fastentage gegen einander machen, wenn man nicht so gut dafür gesorgt hätte, dies zu verhüten. Mehrere Wochen der ausgelassensten Freuden und Vergnügungen, sich an vierzig Tage der Stille, Abgezogenheit und Kasteiung unmittelbar anschliessend, dürften in der Seele des guten Christen eine sonderbare Verwirrung hervorbringen. Wenn ihm die Religion erst die ausschweifendsten Ergüsse erlaubt, und die Gränzen der Mäfsigkeit so nachläfsig vorgezeichnet hat, so müfste das, den Zeiten der Freiheit folgende Nachdenken über seinen Gemüthszustand, nichts als quälende Zweifel über die Erfüllung seiner Pflichten hervorbringen, wenn ihm eine Religion auch nicht beschwerlich däuchte, welche, wie eine launische Göttin, bald Freude bald Trauer ausspendet.

Aber von alle dem ist nichts erfolgt. Lassen wir es noch dahin gestellt sein, ob es die Religion selber, oder der heitere, wizige

Geist der Nazion ist, welche der Fastenzeit ihre so ganz eigene Richtung gegeben hat. Hören Sie mir zu, was ich bemerkt habe.

Der, dem Karneval unmittelbar folgende erste Tag der Fasten ist vielleicht der traurigste unter allen. Bis tief in die Mitternacht hinein wurden die Schmausereien der fetten Zeit gedehnt, und die Fröhlichkeit und der Gedanke an die magern Tage hat Manche in der leztern Nacht über die Gränzen der Mäſsigkeit hinwegstolpern lassen. Man begegnet an diesem Tag Vielen, welchen man die Ausschweifungen der vergangenen Nacht deutlich im Gesicht liest, und da der Aschermittwoch in Sak und Asche sich zu kleiden befiehlt, so ist es auch den Künsten der Toilette verboten, die Spuren der lezten Ausschweifungen zu verbergen. Wirklich ist dies vielleicht der einzige Tag im Jahr, der die Geheimnisse des Puztisches in den bleichen, wüsten Gesichtern ausplaudert, welche

einem heute begegnen. Die Religion treibt alles nach den Kirchen, um das Symbol dessen, was der Mensch war, ist und sein wird, zu empfangen. Manche, die sich gestern blühend gesehen haben, erbliken einander nun auch wirklich welk, und haben kaum den Muth, sich in die Augen zu schauen — so stark werden sie an die Hinfälligkeit ermahnt.

Die französischen Truppen nehmen sich unter der jezigen Regierung viele Freiheiten heraus, und sie wagten es schon zwei Jahre hinter einander, den heiligen Aschermittwochstag zu entweihen. In einem langen Zug, voraus mit ihrer Musik, durchzogen etliche und fünfzig die Strafsen. Sie waren alle schwarz gekleidet, mit langen Flören behängt, und umringten den Sarg, in welchem ein ausgestopfter Popanz lag, der den abgeschiedenen Karneval vorstellte. Vor dem Sarg giengen Priester und Fakelträger einher,

und alle füllten die Zwischenräume, in welchen die Musik schwieg, mit Gesängen aus, die denen der Brüderschaften bei ähnlichen Begebenheiten nachgebildet waren. Den ganzen Zug führte ein Marschall an, mit seidenen Unterkleidern, einem Federhut und Stok und Degen, und machte, wieder ächt royalistisch, die Honneurs der Trauergesellschaft. Nachdem sie so, zum grofsen Aergernifs der guten Christen, die ganze Stadt durchzogen waren, sammelten sie sich auf den grofsen Plaz, machten ein Feuer an, und verbrannten den Karnevalspopanz unter traurigen Gesängen. Mancher Italiener sah höhnisch lächelnd zu, und erinnerte spottend an die Zeit, wo die nehmlichen Soldaten, auf der nehmlichen Stelle, noch lächerlichere politische Spiele um den Altar der Freiheit, aber mit ernsthafterem Gesichte, getrieben hatten, als heute. Dieser Spafs, obgleich ehmals, und wohl heutzuage noch, in allen Pro-

vinzialstädten Frankreichs getrieben, und so unschuldig er an sich ist, war doch die gröbste Verhöhnung der Geseze des Landes, welche an diesem Tage alle Masken, und selbst während des Karnevals, jede derselben strenge verbieten, die nur die geringste Anspielung auf gottesdienstliche Gebräuche enthält.

Der erste Samstag der Fasten wird auf eine ganz eigene Weise gefeiert. Am Abend desselben wird noch in manchen Häusern zur Reminiszenz des Karnevals getanzt, und wenn dies auch nicht der Fall ist, so werden doch wenigstens die Freunde und Bekannten zur rottura della pentola eingeladen.

Dieses Gesellschaftsspiel ist eines von denen, die durch lebhaftes Gelächter, worin sie die Spielenden und die Zuschauenden erhalten, unter denselben eine unwiderstehlich muntere Laune verbreiten. Wenn sich die ganze Gesellschaft versammelt hat, so wird

sie in das Zimmer geführt, in welchem die Anstalten zur diesmaligen Unterhaltung gemacht sind. Diese bestehen in einem oder zweien, wo möglich etwas grofsen, irdenen Töpfen, welche an der Deke des Zimmers aufgehängt sind. Sie sind gefüllt — aber mit was? Das ists, worauf die Neugierde der ganzen Gesellschaft sich heftet. Man verbindet einem Gliede derselben die Augen, und führt es dann, um die Spur zu verlieren, einigemal im Kreise herum. Nun läfst man es frei, und es darf mit einem ihm in die Hand gegebenen Stok etwa drei Schläge in die Luft thun. Diese gelten den Töpfen. Allein es geschieht nicht selten, dafs eine oder mehrere Stunden lang so fortgespielt wird, und nach und nach die ganze Gesellschaft an die Reihe kommt, ohne dafs einer trift. Gelingt es endlich, so zerbricht der Topf, und schüttet sein Eingeweide über den Schlagenden aus. Dies besteht gewöhnlich

bei dem einen aus Konfekt, oder einem niedlichen Vogel, oder Blumensträussen, bei dem andern aber aus Wasser, oder Sand, oder gar nichts. Wer nun das Glük hat, den ersten, den Glükstopf, zu treffen, ist Sieger, und hat die Freude, die Gesellschaft mit seinem Gewinn zu beschenken; wer den zweiten trift, der wird tüchtig begossen, und mufs alsdann noch irgend eine Strafe, oder wohl gar die Zeche bezahlen. Die Aufmerksamksit der Gesellschaft ist beständig auf die Töpfe gerichtet. Die Erwartung, wenn der Stok erhoben wird, wenn er ihnen nahe ist, wenn er schlägt, wenn er trift, wenn er fehlt; die Scherze, womit man den Spieler irre zu leiten sucht; der Spott, womit die Taufe begleitet wird; die Freude, wenn er den Glükstopf gewinnt — alles das macht diese Unterhaltung zu einer der lustigsten, die ich kenne.

Sie sehen, dafs dieses und andere Spiele der

Art nur für den Kreis häuslicher Freuden bestimmt sind. Auch dieser Spafs hat seine mystische Bedeutung. Die Töpfe sind die Fleischtöpfe, welche hier mit gleichem Nuzen zerbrochen werden, wie man einen Verbrecher im Porträt an den Galgen hängt. Die vierzig Tage hindurch soll der Christ nicht einmal Fleisch essen können, wenn er auch schon wollte. Da man aber in neuern Zeiten diesen Zwang zu beschwerlich oder unnöthig gefunden, und die eigentlichen Fastentage nur auf einige wenige eingeschränkt hat, so ist diesem Spiel freilich sein ursprünglicher Zwek verloren gegangen, wenn es gleich dafür desto lustiger geworden ist. Wenn im Karneval die Bande der gesellschaftlichen Ordnung und der Zwang der Stände aufgelöst ist, so hat die Sitte dafür gesorgt, in der Fastenzeit die kleinen Familienverbindungen enger zusammen zu ziehen, und der Freude eine minder rauschende Richtung zu

geben. Sie werden in der Folge dies noch deutlicher sehen, wenn Sie hören, wie selbst der Gebrauch des Cicisbeats an gewissen Tagen aufhört, und der Ehemann völlig in die Rechte des Gatten eintritt.

In die Fasten fallen eine Menge von Feiertagen. Schon jeder gemeine Tag nähert sich diesen durch die stärkere Verpflichtung, die Kirchen zu besuchen; und da in Italien Kirchen eben so gut, als Theater, zu Berührungspunkten der Gesellschaft dienen, so ist der kirchliche Zwang eben nicht so beschwerlich, als man glauben sollte. Wenn man den Besuch der heiligen Oerter auch nicht als einen günstigen Vorwand des Müssiggangs betrachten will, so giebt er doch dem schönen Geschlecht das Recht, sich jeden Tag zu puzen, um nicht in unwürdigem Gewande vor dem Heiligsten zu erscheinen.

Der gute Ton gebietet den Frauen der vornehmern Stände hier des Vormittags die

Kirchen zu besuchen. Die Geschäftigkeit der Männer befreit sie von der oft sehr beschwerlichen Begleitung des Cicisbeo, und manche mag diese Zeit zur Anspinnung neuer Verhältnisse benuzen. Man geht in die Kirche, steht, sezt sich, kniet, wo man will, und das bunte Gemische der Betenden, Singenden, Schlafenden, Kommenden, Gehenden, sezt über die Gefahr hinweg, daſs ein feuriges Augenspiel, ein verstohlener Händedruk, ein heimlich zugeschobenes Billet, beobachtet werden könnte. Und braucht man denn gerade in die Kirche zu gehen, wenn man unter diesem Vorwand das Haus verläſst? Kann die Religion nicht zum Dekmantel einer andern Göttin dienen, welche man in reinerem, höherem Sinn ihre Schwester nennen darf?

Die Zeit der Fasten hindurch wird in allen Kirchen gepredigt. Schon dieses ist ein seltenes, und darum neues Schauspiel. Da

weder Pflicht noch Herkommen einen nöthigen, vom Anfang bis zum Ende auszuharren, so geht man gern in die Kirche, um sich da Wahrheiten sagen zu lassen, von denen man sich eben nicht so sehr beschwert fühlt. Die ausdruksvolle Körpersprache eines italienischen Predigers, das Feuer, mit dem er gewöhnlich spricht, die starken, häufig übertriebenen Beschreibungen, welche er macht, die unterhaltenden, oft romanhaften Legenden, die er erzählt, versezen, die Weiber besonders, in eine angenehme Rührung und Wehmuth, welche ihnen eigentlich Wonnethränen entlokt.

An den Feiertagen erscheint die Religion wirklich als eine freundliche Göttin. Die Sitte hat die lieblichsten Bilder eines frühern, unschuldigern Menschenalters an sie angeknüpft, und die Feier der Kirche zu einem reizenden Spiel gemacht. Die sogenannte m e z z a Q u a r e s i m a, der mittelste unter

den vierzig Tagen, hat besonders für den Pöbel und für die Kinder viel Belustigendes. Mit Leitern, die sie einander auf den Rüken mahlen, oder von Papier ausschnizeln, treiben sie den deutschen Aprilspässen ähnliche Scherze, und der St. Josephstag wird besonders munter durch den festlichen Puz, in welchem jede Strafse, jedes Haus erscheint. Ueberall sind Heiligenbilder aufgehängt, auf den Strafsen selbst kleine Altäre errichtet, auf welchen den Heiligen zu Ehren, wenn schon keine Hekatomben, doch bescheidne Blumensträusse duften. Ueberall sizen sogenannte povere vergognose, Weiber, die sich des Bettelns schämen, und um nicht erkannt zu werden, sich in weisse Bettlaken einhüllen. Solcher vornehmen Bettlerinnen findet man in den Hauptstrafsen ganze Reihen, welche in der Entfernung an die in Steine verwandelten Seriphiden erinnern. Man glaubt am heutigen Tage gröfseres Recht zum Betteln

zu haben, als sonst, und Kinder, die sich sonst nie dazu brauchen lassen, nehmen ein Tellerchen mit einem Blumenstraufs in die Hand, und umringen einen mit einem: mi dia un quatrino per San Giuseppe (geben Sie mir doch einen Pfenning um des heiligen Josephs willen), nicht per l'amor di Dio (um Gottes willen), in dessen Namen sie sich doch zu betteln schämen würden. Wie der heilige Joseph zum Ruhm eines so grofsen Blumisten gekommen ist, mag er wohl eben so wenig wissen, als ich; aber es duften ihm heute die schönsten Kinder des Frühlings zu Ehren. Vor den Garküchen (osterie), deren man in den italienischen Städten so viele findet, stehen grofse Tische mit reinlichen Tischtüchern, auf denen das Wohlschmekendste, was der Wirth nur zu bereiten versteht, in hübscher Ordnung aufgestellt ist. Zwischen den dampfenden Schüsseln sieht man Blumenkränze, und

die Tulpen, Veilchen und Hiazinthen löken zuerst das Auge, ehe die Nase unwiderstehlich von den duftenden Braten gefesselt wird. Der gemeine Mann muſs an diesem Tage fritelle (eine Art gebakener Aepfel) essen, oder er glaubt, seine Pflicht nicht gegen den heiligen Joseph erfüllt zu haben. — Am muntersten wird die Fastenzeit, wie die des Karnevals, gegen ihr Ende zu. Die Religionspflichten werden häufiger und dringender, und wie man dort die Freude nachholt, so thut man es jezt mit der Buſse. Am grünen Donnerstag und Charfreitag muſs ein guter Christ, wenn er comme il faut sein will, schwarz erscheinen, und wenigstens sieben Kirchen besuchen.

Sie sehen, auch diese Religion spielt mit heiligen Zahlen. 40, 7, 3 kommen nicht selten in derselben vor, und ich weiſs, daſs manche im Lotto auf diese Zahlen sezen, um mit der heiligen Terne zu gewinnen. Daſs

einem niemand, den man über die Bedeutung der siebenten Zahl fragt, befriedigende und übereinstimmende Antwort zu geben weiſs, könnte wohl ein Zeichen ihres Ursprungs aus dem griechischen Alterthum sein, von welchem überhaupt noch so mancher Nachklang gehört wird.

Diese Tage nennt man il Carnovaletto (den kleinen Karneval), auch il Carnovale delle Donne (den Karneval der Weiber), und dies aus keinem andern Grunde, als weil auch an ihnen eine Art von geistlicher Mummerei vorgeht, die vielleicht eben so lustig ist, als die des Faschings. Um sieben Kirchen zu besuchen, welche oft weit von einander entlegen sind, in jeder eine Viertelstunde oder auch mehr zu verweilen, sind zween Tage kaum hinreichend, und die kirchlichen Zeremonien dauren daher bis tief in die Nacht. Alles ist auf den Straſsen, und das Gedränge oft so groſs, daſs man kaum

gehen kann. Die Mädchen, welche an diesen Tagen zum Vorschein kommen, überhaupt die Menge gut gekleideter Leute, und der seltene Vortheil, beinahe die ganze Volksmenge eines Orts mustern zu können, loken auch die, welche nicht die Religion treiht, auf die Strafsen. Jene Reisenden, die bei einer nur flüchtigen Durchfahrt durch eine grofse Stadt sogleich über die Schönheit oder Häfslichkeit ihrer Bewohner urtheilen, sollten sich jezt unter die Kirchenthüren stellen, um zu einem gründlichen Ausspruch berechtigt zu sein.

Was diese Tage besonders lustig macht, ist die streng beobachtete Sitte, dafs der Cavaliere servente (den man sonst Cicisbeo nannte) heute den Arm seiner Dame ihrem Gatten überlassen mufs. Die Eheleute kommen sich in diesem Aufzuge selbst so drollig vor, dafs sie jedermann, der ihnen begegnet, anlachen, als ob sie ihn fragen wollten: sieht

das nicht närrisch aus? Und es sezt unter Bekannten unzählige Spässe, wenn sie einander, so sonderbar zusammengestellt, sichtbar werden. Der Cicisbeo geht jezt allein, und hat die seltene Freude, auch die übrigen Töchter des Landes mustern zu können, woran ihn bisher die sklavische Aufmerksamkeit auf seine Gebieterin verhindert hat.

In diesen Tagen ersezen die Kirchen die Stelle des geschlossenen Theaters. Jede puzt sich auf ihre eigene Weise heraus, und wenn die eine durch prächtige, geschmakvolle Verzierung der andern den Vorzug streitig macht, so siegt diese durch einen schönen Gesang, oder eine anziehende Zeremonie. Das Fufswaschen und andre dergleichen Spielereien loken die Leute an, und ich kann Sie versichern, dafs man nach so etwas wie nach Taschenspielereien und englischen Reuterkünsten läuft. Symbolische Vorstellungen der Art haben bei dem grofsen Haufen, für den sie

doch zunächst bestimmt sind, alle Bedeutung und Salbung verloren, und er besucht die Kirche, um etwas Schönes und Seltenes zu sehen, und nachher mit den Seinen davon plaudern zu können.

Es kommt einem Fremden, der gar nichts von diesen Religionsgebräuchen weiſs, höchst sonderbar vor, wenn er in diesen Tagen jedermann, Männer und Frauen, Vornehme und Geringe, Alte und Junge, an kleinen Haselnuſs-Stäben einhergehen sieht. Schon einige Wochen vorher werden ganze Karren voll solcher Stöke in die Stadt gebracht. Sie sind auf verschiedene Weise und meist wie Jakobs seine geschält, mit dem er das bekannte Wunder an seinen Schafen bewirkt hat. Solche Wunder geschehen nun heutzutage, wo es auch nicht so sehr auf die Farbe der Schafe ankommt, nicht mehr; aber diese Stöke haben doch andre wunderbare Kräfte, welche vielleicht denen des frommen Erzvaters

gefehlt haben. Sie werden gewöhnlich des Abends in den Kirchen ausgetheilt, und man klopft mit denselben einigemal auf die Erde, um, wie der gemeine Mann sagt, den Satan oder Judas auszutreiben, nach andern, die Finsternifs zu verjagen, oder durch diese symbolische Handlung die Sünden in die Flucht zu schlagen, oder an die Geisselung Christi zu erinnern. Alles liegt auf den Knien, alle Lichter brennen, und ein einfacher Gesang ertönt, der, nur durch das Summen der ihn begleitenden dumpfen Stimmen der Andächtigen schwach unterstüzt, wirklich einen grofsen Eindruk macht. Die Lichter werden nach und nach ausgelöscht, man theilt die geweihten Stöke aus, und endlich erlischt auch die lezte Lampe, dafs starke Dämmerung herrscht. Nun beginnt der heilige Kampf; und da kein Feind sich zeigt, so hat die Kirche bald den Sieg davon getragen.

Alles dieses geht Abends vor. Die schöne Jahrszeit, das Gedränge, das heilige Getümmel, der nervenreizende Weihrauchduft, die Hize, die verrätherische Dämmerung in den Kirchen, und wenn Sie Voltaire'n glauben wollen, die erhizende Beschaffenheit der Fastenspeisen selbst — alles dieses sind eben so viele Gefahren für die Tugend und Reinheit der Gesinnungen. Ich will nichts davon sagen, wie leicht sich die Andacht in Sinnengefühle verirrt; aber diese Kirchenbesuche haben Folgen, die ich Ihnen nicht einmal nennen mag. Man sieht dieses auch wohl ein, und mehrere Brüderschaften sind so vernünftig, ihre Kirche nur Einem Geschlechte zugleich zu öfnen.

Ein guter Christ bewahrt jene Stöke wohl auf. Der Kampf gegen die unsichtbaren Mächte, welchen sie ausgehalten, und die Weihe, die sie empfangen haben, macht sie auch sonst noch stark gegen andre Feinde.

Man klopft z. B. die Röke damit aus, und ist sicher die Motten zu verjagen und kein Loch hinein zu machen. Auch die Schläge, welche ein Vater seinem Sohn damit giebt, haben eine fruchtbarere Wirkung, und treiben unwiderstehlich zur Besserung, ungeachtet sie nicht so sehr schmerzen, wie profane Stöke.

Diese grofse Bewegung aller Bewohner der Stadt gegen die Kirchen ist eine goldene Zeit für die Bettler. Alle rottiren sich in diesen Tagen in die Städte, und kampiren in den Strafsen in den sonderbarsten Gruppen und den verschiedensten Stellungen, die sie ein körperliches Gebrechen nur immer zu nehmen zwingt, oder ihnen ihre List angegeben hat. Auf neue Formeln, das Mitleid des Nächsten zu rühren, haben sie sich besonnen, und mancher, der eine ganze Predigt oder einige Verse auswendig gelernt hat, wohl gar selbst improvisirt, versammelt ein

aufmerksames Publikum um sich, und wüchert nicht unglüklich mit seiner Beredsamkeit. Ein andrer konnte durch den, einen ganzen Vormittag wiederholten Zuruf: oh, che bell' orazione, che vi voglio fare! (o welche schöne Rede will ich euch halten!) niemand zum Stehen bringen, ausser etwa ein altes Mütterchen, dessen schlaffes Trommelfell durch die fürchterliche Stimme des Kerls getroffen wurde. Er versprach aber seine Rede in einem fort, und begann sie niemals.

Auch die angesehenen Bürger der Stadt stellen sich in diesen Tagen an die Kirchen, und betteln Beisteuern, die zu verschiedenen, oft guten Zweken verwendet werden. Einem solchen Mann kann man aber weder ein Almosen abschlagen, noch ihn mit einer Kleinigkeit abfertigen. Die Kirche, welche an vielen Orten schöne junge Mädchen zu diesem Dienste braucht, hat es auch hier nicht

übel eingerichtet, und das Mitleid gegen die Armen noch durch andere Mittel zu rühren gewufst, als blos durch die unwirksamen, welche die christliche Moral anwendet.

Am Ostertage geht endlich die Freude wieder an. Der Erlöser mufste schon am Sonnabend aufstehen, damit dieser Tag doch ja durch keine traurige Erinnerung gestört würde; denn dies ist ein grofser Schmausetag, der aber auch wieder sein Unterscheidendes hat. Jede Familie ifst heute allein; niemand nimmt Gäste und Einladungen an, und jeder mufs am eigenen Heerd das Osterlamm verzehren, welches heute auf keinem Tische fehlen darf. So köstlich die Fastenspeisen auch immer waren, so schmeken diese profanen Bissen doch wieder ganz vortreflich, und es ist eine freundliche Ahnung der Dinge, die da kommen sollen, am Vorabende die Strafsen und Pläze zu besuchen, wo die Buden und Tische mit verkäuflichem Mundvor-

rath stehen. Sie sind auf die lokendste Weise herausgepuzt, und Kunst und Natur müssen alles dazu beitragen, um auch dem schmuzigsten Käse- oder Fischladen eine erfreuliche Ansicht zu leihen. Schinken und Würste sind mit Lorbeern bekränzt; unter keuschen Myrthen lachen vollwangigte Parmesankäse hervor, und Salme und Lachse werden noch durch Blumen und üppige Kräuter vergöttert. Bilder aller Art, mit Lichtern in der Hand, stehen unter den Proviantvorräthen, und ich werde es nie vergessen, wie drollig ich mit Freund B... einen Muselmann fand, welcher, mit einer Wachskerze in der Hand, über Kapaunen und Schnepfen hingaloppirte.

Man wünscht sich glükliche und vergnügte Feiertage, und Freunde und Bekannte gehen, von einander die Sportellina (das Körbchen) zu fordern. Dieses besteht in einem Kuchen von eigener Form, in welchem ein Ei mit der Schale hineingebaken ist. Damit

beschenkt man heute einander. Die Sitte ist an sich schon lustig; aber sie wird es noch weit mehr durch die zweideutigen Scherze, zu denen das Herkommen und die einmal angenommene Aehnlichkeit der Sportellina mit dem, was nach Pythagoras den Bohnen gleichen soll, Anlafs geben. So gewissenhaft, wie der gute alte Filosof, ist man aber gar nicht, und läfst sich die Sportellina nur um so besser schmeken, je einleuchtender man diese Aehnlichkeit findet.

So wie der frohe Karneval in den traurigen Aschermittwoch endet, so schliefst sich die Fastenzeit an den heitern Ostertag. Ausser dem schönen Himmel und der milden Jahrszeit, werden die fröhlichen Feste noch durch den Stempel der Kirche zu Tagen des lauten Lebensgenusses bestimmt. Das geschlossene Theater öfnet sich wieder, und wie man zu seinen gewohnten Beschäftigungen zurükkehrt, so findet man auch die gewohnten

Erholungen wieder. Meine künftigen Briefe über den Zustand der Religion werden Ihnen noch mehr über kirchliche Gebräuche, und besonders über den Einfluſs derselben auf die sittlichen Verhältnisse der Nazion sagen. Für jezt leben Sie wohl!

Livorno, den 15. Juni 1802.

Sie wissen wohl schon, mein Freund, dafs das Improvisiren in Italien zu einer Art von Gewerbe geworden ist, das seinen Mann leidlich nährt. Wer es in dieser Kunst zu einiger Fertigkeit gebracht hat, und sich des Erwerbs nicht zu schämen Ursache hat, reist im Lande umher, und läfst sich in vornehmen Privatzirkeln und auf dem Theater hören.

Dieser Tage hatte ich das Glük, einer solchen Szene beizuwohnen. Der Rhapsode war ein Venezianer, Namens Luigi Roselli, und noch sehr jung. Er wird für einen der besten der gegenwärtigen Improvisatoren Italiens gehalten. Durch eine sehr viel versprechende Ankündigung hatte er das Publikum in das Theater eingeladen. Ich gieng auch hin.

Erst liefs er, nach Art der Virtuosen, lange Zeit auf sich harren. Erwartungsvoll safsen die Zuhörer vor dem geschlossenen Vorhang, vor welchem nur ein roth überzogener Tisch stand, auf dem zwei Lichter brannten. Endlich erschien eine lange hagere Figur in schwarzer Kleidung. Sehr gravitätisch stellte sie sich, und machte ihre Verbeugung. Dann nahm sie den Stuhl, sezte ihn bald auf diese, bald auf jene Seite des Tisches, bis er endlich auf dem Plaz stand, wo die Pythia ungefähr ihren Dreifufs hingestellt haben würde, wenn sie eine recht schwere Orakelfrage hätte lösen sollen.

Nun sizt er, schneuzt sich, wischt sich ab, macht an der Halskrause, und schaut in die Höhe nach den Logen umher, als ob er in einer derselben seine Muse suchte. Dann nimmt er die auf dem Tisch liegenden Papiere, worauf die Thema's zum Gesang geschrieben, und welche vorher von Einzelnen

aus der Gesellschaft eingereicht worden sind. Er liest sie alle ab; es sind ihre zehn bis zwölf, und verspricht eines um das andre abzuthun.

Die Musik fängt an. Wieder das nehmliche Umherschauen, das wilde Zupfen an der Weste, dithyrambisches Räuspern, und endlich völlige Ruhe. Er beginnt. Noch sizt er auf seinem Stuhl. Mit Ruhe hatte er angefangen. So wie er ins Feuer kommt, erhebt er sich mit Ungestüm.

Und ein Gedräng der Worte wie stöbernde Winterfloken strömt ihm vom Munde. Sein Händespiel wird heftiger, seine Miene bald selbstgefällig, bald wild. Am Ende sinkt er, wie erschöpft, auf den Stuhl zurük, beginnt aber schnell wieder ein neues Thema.

Seine Stimme war nicht unangenehm, und sein Gesang von einer Violin begleitet. Vorher hatte das ganze Orchester die Melodie gespielt. Sein fast unaufhörliches Lächeln

war nicht gefällig, sein Händespiel arm und unbedeutend. Im Ganzen zeigte er wenig dichterisches Talent; denn seine Thema's waren die alltäglichsten, und von ihm nichts weniger, als von einer neuen Seite aufgefasst: überflüssige Wiederholungen, die Reime zu füllen, und sogar wenig Sprachreichthum. Ein Niesen, ein Husten, ein Augenglas von einem im Parterre führte ihn häufig zu einer Abschweifung, die er aber nie durch eine komische Wendung mit seinem Gegenstand in Verbindung brachte. Der Gang der Erzählung war immer genau der der Geschichte. Kein kühner Hineinflug und sogleich hinreissende Mahlerei. Nur die beständige Progression der Begebenheit, und nie ein poetisch gemahltes Hinhalten derselben.

Venus und Mars im goldenen Neze, so wie die Frage: ob der Zufall, oder die Einbildungskraft der Mütter mehr Antheil an der Bildung des

Kindes hätten? — waren zwei Thema's, die vor einem grofsen Publikum mit Delikatesse behandelt sein wollten. Aber der Schleier, welchen er über die beiden Ertappten zog, war eben so durchsichtig, als Vulkan's Nez, und das Gelächter des Publikums eben so stark, als das unauslöschliche Lachen der unsterblichen Götter. Beim zweiten Gegenstand dekte er vollends die geheimsten Geheimnisse der Menschenentstehung ohne Rükhalt auf, und nannte Worte, welche man nur auf der Anatomie ohne Erröthen sagt. Das Thema wäre der feinern Satyre sehr willkommen gewesen, und statt die verschiedenen Erklärungsarten der Zeugung, wiewohl oberflächlich genug, anzugeben, wie er that, hätten ein paar tüchtige Peitschenhiebe des Spottes weit besser geklungen.

Cäsars Tod, Hero und Leander, die verlassene Dido — waren hundertmal gesungene Gesänge, denen er es doch nicht

an Plattheiten fehlen liefs. Die zu hörbare Skansion seiner Verse und die häufig übelpassende Melodie verhinderten aber doch nicht, dafs man nicht gerne zugehört hätte. Solche Gedichte, welche im Lesen kaum geniefsbar sind, gewinnen, wie manche Schauspiele, durch die Aufführung, und erweken wirklich das Vergnügen, welches die guten zum Zwek haben.

Ein Sonett in rime obbligate über Mucius Skävola's Heldenthat gegen Porsenna, dessen Endreimen aus dem Gemeinsten bestanden, was der Livorneser Pöbel ersinnen kann, gerieth ihm nicht übel, ob er gleich dem Reim zu lieb den Skävola, statt mit einem Dolche, mit einem Stokfisch auf den Porsenna losgehn, und ihn seine Hand, statt sie über ein Kohlenbeken zu halten, in eine Schüssel voll brühend heisser Kreme tauchen liefs.

Dieser und andre sehr gerühmte Improvi-

satoren, welche ich in Italien gehört habe, vergröſserten meine Achtung für diese Kunst eben nicht sehr. Sie ist keine Poesie, sondern eine bloſse Fertigkeit, eine Ausartung des Wahren und Schönen, wie sie in einem Zeitalter gewöhnlich ist, welches beide verlohren hat, audax negotium et impudens, wie es Cicero schon genannt hat.

Auch in Italien sind die Besten dieser Meinung. Es hat mich sehr gefreut, was der Graf Gozzi in seinen Memoires über diese Kunst gesagt hat. Er trieb sie selbst, hatte die gröſsten Meister gehört, und Sie werden mir es danken, wenn ich Ihnen seine Meinung hier abschreibe.

„Ich lernte ein Bischen auf der Guitarre klämpern," sagt er, „und sang in den Erholungsstunden, mit meinem Bruder wetteifernd, Reime aus dem Stegreif, mit alle der Kühnheit, welche zu einem Geschäft nöthig ist, das die Menge wie ein Wunder anstaunt."

„Ich widerstehe meinem Wunsche nicht, ein paar Worte über dieses Wunder zu plaudern. Meines Bedünkens beweisen diese Volkshaufen, welche mit offenem Munde um einen Improvisatore stehen, nichts anders, als dafs die Poesie, bei all der wenigen Achtung, die sie geniefst, denn doch die grofse Gewalt über Köpfe und Herzen ausübt, welche man ihr gewöhnlich abspricht."

„Man sagt, Cristoforo Altissimo, ein Dichter des vierzehnten Jahrhunderts, habe sein grofses Gedicht in Oktaven aus dem Stegreif gemacht, und so, wie wir es in einer sehr seltenen Ausgabe besizen, sei es ihm nachgeschrieben worden."

„Ich habe dieses alte Gedicht gelesen; aber in einem Ozean von Oktaven fand ich nur wenige, welche des Namens Pöesie würdig sind, ob es gleich wahrscheinlich ist, dafs er nachher noch daran gefeilt hat."

„Ich habe verschiedene der berühmtesten

Dichter und Dichterinnen dieser Gattung selbst gehört, und wohl bemerkt, dafs, wenn man die Fluth von Versen, die sie mit brennendem Gesicht zum Erstaunen ihrer Zuhörer von sich sprudeln, aufschriebe, sich niemand finden würde, der die Geduld hätte, nur den zwanzigsten Theil davon zu lesen."

„Zuweilen sind die Improvisatoren gelehrte Leute, welche im Stand sind, über die tausend Fragen, die man ihnen vorlegt, gut zu sprechen. Würden sie das noch so vortrefflich in Prosa thun, es hörte ihnen keine Seele zu. Um eine grofse fanatische Menge um sich zu sammeln, müssen sie die Bilder und Gedanken, wie sie ihnen in den Kopf kommen, schnell und in schlechten Reimen, die oft nichts als ein sinnloses Wortgetön sind, von sich stofsen; denn die Menschen laufen dem Wunderbaren nach."

„Wollte ein Mahler die Unverschämtheit und den Betrug unter der Maske der Poesie

darstellen, so wüfst' ich ihm nichts besseres zu rathen, als einen Improvisatore mit aufgerissenen Augen, mit den Händen in der Luft fechtend, und von einer Menge umgeben, zu zeichnen, welche ihm mit staunenden Gesichtern zuhört."

„Aus blofser Höflichkeit werde ich mich daher vor den Lorbeerkränzen büken, welche man auf dem Kapitol dem Cavalier Perfetti *),

*) Er war von Siena gebürtig, und wurde 1725 auf dem Kapitol gekrönt. Die nehmliche Auszeichnung genofs die Maddalena Morelli von Pistoja, bekannt unter dem Arkadischen Namen Corilla, im Jahr 1776. Von dem ersten macht Goldoni in seinen Memoires (T. IV. S. 96.) grosses Wesen. Von den Gedichten der Corilla giebt es mehrere Ausgaben. Auch die der Sulgher Fantastiri zu Florenz, welche, so viel mir bekannt ist, noch lebt, sind in der genannten Stadt gedrukt worden. Den gröfsten Ruf aber besizt gegenwärtig Gianni, dessen Werke gleichfalls im Publikum erschienen sind, und die Dichterin Bandettini.

der Corilla und Andern aufgesezt hat. Aber von Herzen beuge ich mich vor dem Kranze eines Virgils, Petrarka's, Ariosto's und Tasso's.»

«Die Herren Arkadier werden lachen, wenn ich einen Improvisatore anführe, den ich gekannt, und unzählige Male gehört habe. Aber ich würde eine Ungerechtigkeit begehen, wenn ich es nicht thäte, und nicht zugleich das Bekenntnifs ablegte, dafs er der Einzige ist, den ich Wunder wirken sah.»

«Er spielte die Guitarre sehr gut, und sang in allen möglichen Silbenmafsen unserer Sprache, ohne die Worte, Clio, Plettro, Ruscelletto, Zefiretto unaufhörlich zu bringen. Sein Gesang war mehr ein vertrauliches Gespräch, nicht laut, sondern sanft, reich an schönen Bildern, natürlichen, lebhaften und feinen Gedanken.»

«Er improvisirte aber immer im venezianischen und paduanischen Dialekt — weitere

Ursache zum Lachen für die Herren Arkadier.»

«Einst sang er in Gegenwart von zween Todfeinden über das: Liebet eure Feinde, und über den Tod eines seiner Freunde. Die gauze Versammlung löste sich in Thränen auf, und die zween Todfeinde versöhnten sich.»

«An solchen Wirkungen erkenne ich den wahren Poeten. Den zähl' ich unter die, welche für die Unsterblichkeit dichten. Den kröne ich auf meinem Kapitol.»

«Der Herr Giovanni Sibilato, Bruder des berühmten paduanischen Professors dieses Namens, ist der Mann, von dem ich spreche.»

Sie sehen, wie Gozzi diese Kunst ansieht, wenn er gleich am Ende durch seinen Freund Sibilato mit ihr versöhnt scheint. Und wirklich kann man ihr die Bewunderung als Fertigkeit nicht versagen. Manchmal lassen sich zu gleicher Zeit zween solche Dichter hören,

welche in Wechselgesängen einander zu übertreffen suchen. Zuweilen ruſt während des Gesangs einer der Zuhörer ein Wort aus. Der Dichter läſst sich dadurch nicht unterbrechen; er fährt ruhig fort, muſs aber sein Gedicht mit dem genannten Worte endigen.

Lassen Sie mich noch einiges über das Dichterwesen in Italien überhaupt sagen. Es ist so weit mit der Poesie gekommen, daſs mehrere vorzügliche Schriftsteller die gänzliche Verbannung derselben gewünscht haben, weil in ihr der Bildungseifer der Jugend zu Grund gehe. Und sie haben wahrlich nicht unrecht; denn die Wuth Sonette und Rime obbligate zu verfertigen, ist so groſs, daſs keiner in diesem Lande leicht auf Bildung Anspruch macht, der nicht diese poetischen Spielereien zur Hauptangelegenheit seines Geistes erhoben hat.

Denken Sie: man zählt in Italien zum

wenigsten zweimalhunderttausend lebende Dichter. Die fünf und siebzigste Seele in Italien ist also eine Dichterseele; welch ein lustiges Leben, werden Sie sagen, mufs es in diesem Italien sein!

Trösten Sie sich indefs. Das Publikum erfährt von diesen stillen Freuden wenig, so viel sich auch der arme Dichter auf seinen Ruhm einbildet. Es giebt da keine poetischen Findelhäuser, keine so gefälligen Almanache und Zeitschriften, in welchen diese Frühgeburten ausgesezt werden. Ist der Dichter wohlhabend, so widersteht er freilich selten der Versuchung, eine Sammlung seiner Gedichte auf eigene Kosten zu veranstalten, und er hat gewifs ein paar Freunde, welche ihn in eigenen Lobgedichten mit Homer und Virgil vergleichen. Aber von diesem neuen Virgil wissen nur seine Vettern und Basen. Selten überschreitet sein Ruf die Markung der Vaterstadt, und auch in dieser lesen

ihn nur die, welche täglich bei ihm zu Mittag essen.

Die häufigsten Veranlassungen zum Druk von Gedichten sind Heirathen, Taufen und dergleichen. Da wird manchmal viel typographischer Luxus aufgewendet, und Bodoni's Presse hat schon mancher Ephemere dieser Gattung zur Ehre verholfen. Hören Sie darüber den launigen Zacchiroli in seinen Briefen an Albergati: „Ein andersmal geschieht es," sagt er, „dafs irgend ein unbekannter Thor ein eben so unbekanntes Gänschen zum Weibe nimmt; sogleich sagt ein Dritter in Versi sdruccioli, dafs dieser unbekannte Pinsel und seine eben so berühmte Hälfte die erlauchtesten Personen sind, welche die Welt seit Adam und Eva getragen hat. Er fügt hinzu, dafs ihre schönen Seelen sich auf dem dritten Sterne lieben gelernt, ob man sie gleich nicht mehr als ein- oder zweimal auf dieser Erde gesehen hat; und sein Epithala-

mium endigt damit, daſs er weissagt, wie aus dem liebenden Paar ein Haufen von Helden und Halbgöttern entspringen werde, über die das Weltall staunen müsse."

Ausser diesen, denn doch etwas seltenen Gelegenheiten zu glänzen, sind es sodann die Akademien, in welchen zur Trokenheit der litterarischen Untersuchung immer auch etwas poetisches Wasser gegeben wird. Oft machte mich die Wichtigkeit lachen, welche die Italiener auf dergleichen Possen legten, und mit der sie manchmal ein elendes Sonett zum Gegenstand des ernsthaftesten Gesprächs machten. Doch nie habe ich einen komischern Eindruk empfangen, als in einer Sizung der Arcadia zu Rom. Ein diker Prälat, dessen Gesicht von Fett und Gesundheit glänzte, und dessen Stimme vor lauter Korpulenz ganz heiser klang, deklamirte ein Sonett, welches mit den Worten anfieng:

Vedete, come l'amore m'ha consumato *) u. s. w.

Der Eindruk war auch ganz allgemein. Das lautschallende Gelächter verhinderte den verliebten Dichter einige Augenblike lang fortzufahren, und ich werde den vor Liebe abgezehrten Prälaten nie vergessen.

*) Seht, wie die Liebe mich abgezehrt hat.

Pisa, den 5. August 1802.

Kaum habe ich mich einige Stunden von Livorno entfernt, so mache ich schon Halt, um an dich zu schreiben. Das schöne Land, wo das *sì* ertönt, wie Dante sagt, ist aber auch gar zu reizend; und wer aus den abwechslungslosen Gegenden von Livorno kömmt, der weilt gern in diesen lieblichen Thälern des Arno, und schaudert bei Ugolino's Fluch:

So komme bis zu deines Arno Kehlen
Capraja und Gorgona hergerükt,
Daſs du ersaufen mögst mit allen Seelen!

Weil ich dich nun schon einmal unwillkührlich an das Todtenreich erinnert habe, so folge mir lieber in die Propyläen desselben, welche die Pisaner zu einer Zeit, da sie gewiſs nicht an das Sterben dachten, mit einer Verschwendung erbaut haben, die ihnen Ehre macht. Ich werde dir für heute nichts weiter

von dieser Stadt sagen, als was ich im Campo santo Bermerkenswerthes gefunden habe; aber bin ich einmal da heraus, so führe ich dich in die lieblichen Thäler des Serchio und am Fufs der Apenninen bis dahin, wo wir das herrliche Meer begrüfsen. Sollte ich dir in Rüksicht auf die, im Campo santo befindlichen, alten Gemählde zu gelehrt vorkommen, so kann ich dir im Vertrauen wohl sagen, dafs ich manches, vielleicht das Beste, was ich dir darüber sage, meinem Reisegefährten und Freund, dem Mahler Dorfmeister *), zu verdanken habe.

Die meisten Reisenden betrachten die Freskogemählde im Campo santo in antiquarischer Hinsicht. Sie wurden von den ältesten Mei-

*) Er war ein gebohrner Ungar, dessen ganzes Leben eine seltsame Verkettung von Schiksalen war, und starb den 23. Mai 1806 zu Livorno, viel zu früh für die Kunst und für seine Freunde.

stern der italienischen Mahlerei und dem Wiederherstellern aller neuern, wie die meisten wähnen, gemahlt, und man belustigt sich, die guten Alten mit ihren Schülern zu vergleichen, und zu bemerken, wie weit und wie schnell die leztern den erstern über die Köpfe weggesehen haben. Aber, wie immer, springt es auch hier bei unserer Untersuchung in die Augen, wie viel leichter es ist, auf halbgebahntem Wege zum Ziele zu gehen, als sich einen neuen zu bahnen. Nur durch solche Meister konnten solche Schüler gebildet werden, und wer die Raphaele und die Domenichino's genau kennt, erinnert sich mancher Reminiszenzen dieser Mahler aus dem Campo santo, die nur zu deutlich beweisen, wie sehr sie die, durch den Farbenglanz und die Grazien der Schüler zu bald in Vergessenheit gekommene Wahrheit dieser Zeichnungen zu benuzen wufsten. Manche schöne Figur, die man den genannten Mei-

stern zu hohem Ruhme angerechnet hat, steht vergessen und schmuklos hier, wo sie Niemand sucht, und Wenige zu finden wissen.

Die Hize war heute ausserordentlich beschwerlich. Wir wufsten nichts besseres zu thun, als uns den ganzen Vormittag in diese Todtenwohnung einschliessen zu lassen, wo wir doch einige Kühlung fanden. Wir hatten daher auch mehr Zeit zu beobachten und zu vergleichen, und giengen beide von Gemählde zu Gemählde, um aus jedem das Beste herauszusuchen. Wirklich waren wir sehr glüklich, und Freund Dorfmeister kopirte hier einige Figuren, die man bei aller Aufmerksamkeit für Raphaele, oder wegen den herrlichen Draperien für Zeichnungen von dem in den Gewändern unübertreflichen Frate (Bartolomeo) nehmen konnte. Im Ganzen ist die von Benozo gemahlte Seite zuverläfsig die Beste unter allen, und das Vortreflichste, was uns aufstiefs, haben wir hier

gefunden. Die Gewänder sind in diesem, dem Eingange gerade gegenüber stehenden, Gange ganz vortreflich, und oft so leicht und flüchtig wie der Augenblik, hingezeichnet. Besonders befinden sich hier einige Weiber, die nur leicht bekleidet, durch die zart und durchsichtig hingeworfenen Falten so herrliche Formen zeigen, dafs man beim ersten Anblik auf die Vermuthung kommt, diese Künstler müssen ihre Figuren erst nakt gezeichnet, und denn erst — wie es die Natur uns lehrt — bekleidet haben. Diese Vermuthung wurde uns zur völligen Gewifsheit, als wir einige beschädigte Theile der Mauer, wo sich die oberste Haut derselben abgelöst hatte, näher untersuchten. Hier bemerkten wir die Figuren mit Röthel, und mit einer Kühnheit und Festigkeit aufgezeichnet, dafs viel darum zu geben wäre, wenn sich nur die Kartons erhalten hätten. Alle sind hier nakt und nur mit wenigen Strichen — wie

die gröfsten Meister zeichneten — entworfen, und dann erst die Gewänder mit einigen Zügen angegeben. Diese feine Zeichnung und die schönen Gewänder lassen einen alle die übrigen Mängel vergessen, oder man widmet denselben wenigstens nicht die gehörige Aufmerksamkeit. Weil man aber doch einmal eher durch Darstellung der Fehler als der Tugenden zu nüzen glaubt, so will auch ich dir nicht verbergen, dafs diese Komposizionen die abentheuerlichsten von der Welt sind. Lästig überladen mit Figuren, verrathen sie eine völlige Unkenntnifs der Perspektive, und die entfernten Häuser und Berge stehen auf den Köpfen der Menschen, so wie die entfernten Figuren auf den Spizen der Gebäude. Es sind einige Landschaftansichten darin, die in Gemählden, wo Kartenkönige und Damen die Figuren sind, kaum pafsten, und in dem Fleifs, welcher doch darin sichtbar ist, die Anstrengung der guten Alten zeigen, in der

sie mit der Natur rangen. Sie wollten es mit ihren Farben, besonders mit ihrem lebhaften Grün zwingen, und wufsten nicht, dafs auch die todte Natur plastisch ist, und, wenn sie nicht mit allen ihren tausend optischen Täuschungen erhascht wird, jedesmal unter dem Pinsel entschlüpft.

Von Gruppirung, Haltung und Einheit kann hier nicht die Rede sein, wo die Kunst noch so sauer arbeitete. Die leztere besonders ist so sehr verfehlt, dafs man hier sich ungefähr die Gemählde der Alten denken kann, die eine ganze fortlaufende Handlung auf Einem Blatte darstellten. Auch sind die Karaktere ganz und gar nicht angegeben, und bei der lebhaftesten Handlung sehen die Köpfe einander kalt an. Mir fiel dabei das von Pausanias beschriebene delphische Gemählde des Polygnotus ein, welches in der Geschichte der griechischen Mahlerei eine ähnliche Periode bezeichnet haben mag, wie diese in der

der neuern. Jene Kälte im Ausdruk brachte uns auf die Vermuthung, dafs die meisten Köpfe Porträte sein müfsten, was auch nur zu gewifs ist. Die blonden Haare, welche sie alle haben, beweisen nichts gegen diesen Saz, da man in Freskomahlereien fast niemals reine schwarze Farbe gebraucht, und die braune durchgängig verblichen ist. Eben dieses ist dann auch der Grund, warum sich keine idealischen Köpfe, sondern viele ganz gemeine Gesichter hier befinden. Als Porträte sind manche unter denselben ganz vortreflich, und diese kommen beinahe den alten Freskoporträten gleich, welche man in den Höfen so mancher florentinischen Paläste bemerkt. Vertrauter mit den griechischen Gesichtsformen, wenigstens sie ahnend, war der Mahler einiger Parthien in dem Gange, wo man hereintritt. Denn dieser verräth wirklich einige Kenntnifs der Antiken, die dem sonst weit bessern Benozo gänzlich gefehlt

zu haben scheint. Dafür sind aber auch die Komposizionen auf dieser Seite das Abentheuerlichste, was nur in dem Gehirn einer fiebrischen Phantasie entspringen kann. Andere haben sich schon Mühe gegeben, die Quintessenz davon auszuheben. Ich glaube dir daher genug gesagt zu haben, wenn ich dich versichere, dafs hier aus Dante's Schöpfungen andre hervorgegangen sind, welche sich zu ihnen verhalten, wie dieser Altvater der italienischen Dichtkunst zu seinem anmuthsvollen Nachfolger Torquato Tasso.

In Rüksicht auf die Farben sind diese Mahlereien sehr merkwürdig. Troz ihres hohen Alters sind die rothen, blauen und grünen noch ausserordentlich lebhaft, was man in andern Freskogemählden gleicher Zeiten nicht bemerkt. Besonders ist das Grün daran noch sehr frisch, als ob es eben aufgetragen worden wäre — eine Erscheinung, welche mir mehrere Mahler, mit denen ich darüber

gesprochen habe, nicht zu erklären wufsten. Der Grünspan wird bekanntlich früh vom Kalk verzehrt, und die veronesische Erde, die man dafür gebraucht, ist bei weitem nicht so lebhaft. Entweder hatten diese Männer uns unbekannte Farben, was doch nicht wahrscheinlich ist, oder eine Komposizion derselben, die man verloren hat. Viele der Mahlereien sind mit Schwarz untergemahlt, und der kostbare Ultramarin ist mit einer Verschwendung darüber hergestrichen, welche den lebhaftesten Beweis von den Reichthümern Pisa's in ältern Zeiten abgiebt. Besonders ist dies bei Giotto's Gemählden der Fall, der sein Blau und Grün, wo es nur immer geschehen konnte, anbrachte; da hingegen Cimabue die rothe vorzog, welche die herrschende in den von ihm gemahlten Parthien ist.

So lange, mein Freund, unter den Todten! Vielleicht erzähle ich dir ein andermal mehr vom Campo santo, wenn ich es diesmal nicht

schon zu viel gethan habe. Aber hier dringen sich die Gedanken an die allgemeine Hinfälligkeit zu stark auf, wo Alles, selbst der nahe Untergang dieser schon verwitterten Gemählde, das Grab eines Algarotti und die vielen geleerten antiken Sarkophage, so laut an das Ende des Schönsten und Lieblichsten erinnert. Und doch schwebte um diesen Todesaker der nehmliche Geist, der sich in den Grabmalen der Alten zeigt, und welcher an die Schauer der Zerstörung, die heitern Bilder einer Meleagersjagd, oder die anmuthigste Mythe von Amor und Psyche knüpfte.

* * *

Am Abend machten wir noch einen Spaziergang nach den Bädern von Pisa. Der Weg ist der angenehmste, den man sich nur denken kann. Auf beiden Seiten abwechselnd mit Pappeln, Weiden, Oliven und Maulbeer-

bäumen umgeben, welche durch Guirlanden von Reben festlich zusammenhängen, zieht er sich in unzähligen Krümmungen über die Ebene hin. Links ist ein mit Wasser gefüllter Graben, und rechts fliessen hoch, aber ruhig, die Acque delle Gondole dir entgegen. Zu beiden Seiten eröfnet sich mit jedem neuen Aker eine neue Baumperspektive, welche in munterm Gehölz sich endet. Auf diesem kurzen Wege verdrängt eine schöne Aussicht die andre. Jeden Augenblik krümmt sich die Strafse, und zeigen sich die nehmlichen Gegenstände in einer andern Zusammenstellung. Manchmal giebt ein romantisches Bauerhaus, eine pittoreske Brüke, oder die ferne Ansicht der Wasserleitung von Pisa, der Landschaft ein neues Interesse, welches, plözlich wieder verschwindend, durch ein andres ersezt wird. Näher gegen die Bäder sind an den Ufern der Acque delle Gondole schöne Alleen und Rasensize ausgehauen, und nur an diesen und

den Felswänden, welche, beinahe senkrecht emporsteigend, die Aussicht einschliessen, bemerkt man die Nähe des Orts. Der Weg krümmt sich wieder, und nach und nach hebt sich aus dem Gebüsche ein Haus um das andre einladend empor.

Das Bad hat alle mögliche Bequemlichkeiten. In den Häusern hübsche Zimmer, gute Kaffee's und Billiards, und der Vortheil, seine Haushaltung selbst führen zu können, sind Vorzüge, welche man in Italien kaum erwarten sollte. Aber das Beste sind doch die Gegenden selbst. Die schönen Wege gegen Pisa und Lucca, die lieblichen Ufer der Acque delle Gondole, die benachbarten Berge, die freundlich schattichten Olivenwäldchen, und die grausen Felsparthien lassen einen nie um den Spaziergang verlegen. Jeden Tag kommen Besuche aus den Nachbarorten. Die Freiheit des Plazes, und die Gleichheit der Foderung der Gesundheit und des

Vergnügens laden zur erfreulichsten Geselligkeit ein. Wer seine Brust stärken will, ersteigt die Berge, geniefst die reine Gebirgsluft, und athmet die Wohlgerüche, welche von den tausend Blumen ausströmen. Hierzu noch die Nähe des stillen Pisa's mit seinen Kunstschäzen, des geräuschvollen Livorno's, der prächtigen Certosa, die merkwürdigen Berge mit ihren grofsen Aussichten — ich weifs nicht was ein Gesunder, was ein Kranker an Leib und Seele mehr wünschen möchte, als, der erste, möglichste Verlängerung seines Aufenthalts, und der zweite, die Erlangung desjenigen Guts, ohne welches kein Erdenglük dem Menschen schmakhaft ist.

Ein andersmal, als ich hier war, bestieg ich den hohen Berg hinter den Bädern. Der Weg war sehr steil, und wurde durch die glühende Hize, welche aus den Felssteinen strömte, äusserst beschwerlich. Aber die herrlichen Gerüche, die aus den unzählichen

Blümchen und Gesträuchen dufteten, der Anblik ihrer vielfachen, so lebendigen Farben, und der Rükblik auf die nach und nach sich mehr und mehr unter dem Horizont erhebende Landschaft, hielt mich hinlänglich für alle Mühe schadlos. Als ich die Spize erstiegen hatte, lag ein groſser Theil von Toskana, wie eine Landkarte, vor meinem Auge.

Gerade am Fuſs des Berges unter mir die freundlichen Bäder. Vor ihnen dehnten sich die regelmäſsigen, rings mit Bäumen und Gebüschen umzäunten Felder, welche sich einzeln zwar simmetrisch hinzeichneten, doch sich in vielen verschiedenen Linien näherten, und einander in unzähligen Winkeln begränzten. Mitten durch sie hin zog sich der klare Fluſs delle Gondole mit seinen Alleen, und wurde schon in weiter Entfernung zwischen den Wäldern in weiterem regelloserem Bette sichtbar. Links wand sich der langsame Arno hinter dem Berge hervor; vor mir lag

Pisa, weiter hin Livorno, und an des Horizonts Gränze schloſs das Meer Himmel und Erde in seine Arme. Die vielfachsten Farben waren in diesem reichen Gemählde in einander geschmolzen, und es lieſs sich keine Nüance des Grünen denken, welche nicht rein und klar hingegossen, oder sanft mit andern Farben gemischt war. Hie und da erhob sich aus dem Gebüsch ein niedriges Haus, schlängelte sich eine weisse Straſse, erschien eine graue Ruine auf den Bergen, oder ein geschwelltes Segel am fernen Horizont.

So saſs ich oben verloren in dem Genuſs dieser herrlichen Natur. Da läutete man in Pisa mit vielen Gloken. Ein munteres Windchen wehte von Deutschland her, und verlöschte die Töne in kaum hörbare Geisterharmonien.

Carara, den 6. August.

Gestern Abend kamen wir in Carara an, und stehen nun an der ersten Quelle so manches Schönen und Erhabenen. Allein um nicht aus der Ordnung zu kommen, will ich bei Pisa anfangen, und dir den Weg beschreiben, welchen wir bisher zu machen hatten.

Es geht von Pisa aus einige Zeit lang durch die schön bebauten Gefilde des Arno, zwischen zahllosen Perspektiven von Feldern und Bäumen hindurch. Die ersteren waren bereits abgeärndet, und hatten sich in das matte Gelb gehüllt, womit die Aerndte die Aeker bekleidet; die Bäume und die Reben aber standen in vollem Segen des nahen Herbstes. Durch diese Ansicht erfreut, reisten wir bis an die Ufer des Serchio fort. Dieser Fluſs, der des Winters und Frühjahrs, oft auch nur durch einen Wolkenbruch, zu einer

gefährlichen Höhe anschwillt, floſs jezt niedrig und schmuzig durch sein weites Sandbett. Es ist hier keine Brüke über ihn geworfen: wir fuhren daher mitten durch ihn hindurch, und kamen glüklich auf der andern Seite in die Höhe. Das Bette dieses Flusses giebt wirklich eine pittoreske Ausicht, indem er auf beiden Seiten mit Gesträuch und zum Theil sehr hohen Bäumen umgeben ist, die sich in der Krümmung des Flusses amphitheatralisch zusammen schliessen, und hinter sich nichts, als die blauen Apenninen und den klaren Himmel zeigen. Weiter von seinen Ufern hinweg werden die Felder immer anmuthiger und besser gebaut, da sie hier den Zerstörungen desselben häufiger entgehn, und sich die Gebirge auch eilender entfernen. Mehreremale hat man auch die lieblichsten Aussichten auf die herrlich angebauten Felder der Republik Lucca. Aber romantischer wird die Gegend um Viareggio, einem kleinen

lukkesischen Dorfe, wo sich viele Landhäuser der reichen Lukkeser befinden. Es ist ausserdem von lauter Fischern bewohnt, weil die Nähe des Meers und die durch einen Kanal mit demselben unterhaltene Kommunikazion, die Bewohner von selbst auf dieses Handwerk leitet. Einige hier zerstreute alte Thürme, zwar halb verfallen, und in dem eigenen wirklich mahlerischen Styl der alten italienischen Burgen erbaut, geben unter den fruchtbaren Feldern, wo sie stehen, und in Verbindung mit dem wieder nähern Gebirge, das hier die Ansicht von Berghem's Bergen gewinnt, eine Menge schöner Ansichten, wo das Auge mit jedem Augenblik seinen Punkt verändert, und bei jeder Veränderung zu gewinnen sich freut. Allein von Viareggio aus bekommt das Land eine ganz andre Gestalt. Es ist hier niedrig gegen das Meer zu, das bei den heftigen Südwestwinden häufig in die Ebene hereinströmt, und den Segen

der Erde zerstört. Man sieht viele Sümpfe, auf denen ein braunes Fett schwimmt, welches schädliche Schwefeldünste ausathmet. Die Gegend ist traurig und öde, und man ist froh in die Wälder zu kommen, wo man denn doch eine freiere Natur, aber einen elenden Weg vor sich sieht. Doch verschont das nahe furchtbare Element auch die Bäume dieser Wälder nicht ganz. Fast alle krümmen sich gegen Nordost, als ob sie dem an den westlichen italienischen Küsten so grausam wüthenden Libeccio (Südwestwind) entfliehen wollten.

Gegen Pietra santa zu kleidet sich die Natur wieder in ihren lieblichsten Feierschmuk. Die Erde treibt hier ihre Gewächse so wollüstig in die Höhe, dafs man immer durch die angenehmsten Lustwäldchen, die blos für das Vergnügen angelegt sind, zu reisen wähnt. Die nehmlichen Elemente, welche nur einige Akerlängen entfernt, zum Schaden des Landes

gewirkt haben, sind hier minder thätig, aber desto segensreicher, und dem friedlichen Wanderer, dem auch in der todten Natur die lebendige erscheint, ein bedeutendes Bild von dem Grade der Wirksamkeit, in welchem man die Geisterwelt bearbeiten muſs. Die Bäume haben hier einen weit freiern und edlern Wuchs, als man ihn in den meisten Gegenden von Italien findet, und die Pappeln heben sich mit einer ihnen ganz eigenen Kühnheit in die Höhe. Sie wechseln mit den niedrigen bescheidenen Olivenbäumen ab, welche, einem einzig auf Gewinn sinnenden Geiste ähnlich, sich nicht frei und groſs erhebend, an der Erde kriechen, aber dennoch durch ihren bläulichten Schatten und den Gedanken an ihre Nüzlichkeit und Unentbehrlichkeit erfreuen. Ihnen ist auch aller mögliche Fleiſs gewidmet, und sie sind häufig die einzigen Besizer des Bodens, in gehöriger Entfernung von einander gepflanzt, und ge-

wöhnlich voll junger Aeste, da man die alten weggehauen hat. Durch diese beiden Mittel wird auch hier, wie in einigen Gegenden Toskana's, der Oelbaum äusserst veredelt. Nicht nur auf dem ebenen Lande findet man diesen so nüzlichen Baum, auch um die Felsen an dem Gebirge sind verwegene Mäuerchen gewunden, welche einige Quadratschuhe Erde und einen Olivenbaum enthalten. In dieser so üppigen Vegetation wurde mir die oft gemachte Bemerkung erst recht klar, daſs die Fruchtbäume neben den Pappeln, Eichen und andern unfruchtbaren des Geschlechts, sehr klein und elend erscheinen, da die leztern, durch keine Abgaben an die Menschen gedrukt, blos sich selbst formen, und nur das Auge, welches keinen Herbst berechnet, erfreuen.

Auf der Mitte dieser Stazion beginnt die Gränze der italienischen Republik. Mit dem Eintritt in dieselbe hören die Oelbäume eine

Zeitlaug auf, und machen den Kastanien Plaz. Diese Gegenden sind dem Winde stärker ausgesezt, als die eben zurükgelegten, und man findet diesen Baum von hier bis Genua immer an den Oertern, wo die zartesten Gewächse nicht gedeihen können. Indeſs ist die Landschaft hier weit romantischer, und wird in der Gegend von Massa eigentlich pittoresk.

Dieses Städtchen hat eine äusserst schöne Lage, und ist halb an dem Berge emporgebaut, auf welchem ein altes Schloſs liegt. Die Häuser, die so in der Höhe stehen, heben sich unter den dunkeln Olivenwäldchen, von denen sie umgeben sind, lieblich weiſs und freundlich heraus, und gewinnen schon in der Entfernung für sich. Wirklich findet man sich auch nicht betrogen, und ich habe noch wenige so niedliche, so reinliche Städtchen gesehen, wie Massa. Es soll gegen 10 — 12,000 Menschen enthalten; ich zweifle aber sehr daran, da es nicht groſs und

äusserst stille darin ist. Die Häuser sind alle wohlgebaut, beweisen ziemlich viel Wohlstand, und die Strafsen sind breit, gut gepflastert und reinlich. Die Gegend umher ist vorzüglich gut angebaut, mit reizenden Landhäusern übersäet, von denen das dem schwedischen Grafen M . . . gehörige wirklich sehenswerth sein soll. Wir hatten Briefe an ihn, und wurden sehr höflich von ihm empfangen. Da wir gleich abreisten, so lud er uns ein, auf unsrer Rükreise einige Tage bei ihm zuzubringen, was auch geschehen wird, wenn sich unser Reiseplan nicht verändert. Dieser, in der neuesten geheimen Geschichte Schwedens gewifs nicht unberühmte Mann wählte sich Massa zu einem Asyl, wo er in Unbekanntheit und Stille, und in einer, zwar nicht mehr so ausgebreiteten, aber wohl segensreichern Thätigkeit seine Tage verleben wird. Er hat sich hier viele Güter gekauft, die er im Geiste einer bessern Landwirth-

schaft anbauen läſst. Wirklich sollen sie sich auch in der kurzen Zeit schon vor allen ihren Nachbarn auszeichnen, und es ist zu hoffen, daſs in diese Gegenden durch ihn die neuern kameralistischen Verbesserungen eingeführt werden, von welchen man in Italien noch keine Sylbe weiſs. Wenigstens hat er bereits da angefangen, wo es geschehen muſs, wenn man auf den gemeinen Mann wirken will. Er machte sich durch Popularität und Wohlthaten beliebt bei demselben, und der Cittadino M . . . ist in dem Munde aller Bauern in dieser Gegend ein gepriesener Name. Auf seine Kosten hat er einige Wege, für die hier freilich noch wenig geschehen war, ausbessern lassen. Andre eben so gemeinnüzige Unternehmungen sind von ihm zum Theil schon angefangen, zum Theil noch Plane, die er gewiſs ausführen wird.

Man ist hier dem Gebirge ganz nahe, dessen unfruchtbare Marmorspizen sich kühn

gegen den Himmel erheben. Auf vielen der Berge stehen alte Festungen, als traurige Denkmale des zanksüchtigen Geistes des Mittelalters, welche unschädlich herabwinken, und, halb in Trümmern, die Gegend verschönern. Wäre in den altitalienischen Burgen nicht ein gewisser edlerer Geist der Baukunst sichtbar, welcher, von den Römern geerbt, sich in den Zeiten der italienischen Geistesbarbarei zwar merklich genug verschlimmerte, dem ungeachtet aber nie alle Zeichen seiner Abstammung verlor — wäre dieser Geist nicht zu sichtbar, man könnte sich auf Augenblike täuschen, und in eine der burgenreichen Gegenden Deutschlands zurükversezt wähnen.

Von Massa hinweg führt die Strafse durch die schönsten lombardischen Gefilde. Olivenwäldchen wechseln mit Feldern, die mit Ulmen umgeben sind, wo sich der üppigste Rebstok emporwindet und in reizenden Guirlanden

mit seinem Nachbar verbindet. Der Boden ist zwar immer steinigt, aber fleissig gebaut und herrlich treibend. Die fröhlichen Bäume überschatten den Weg, und nur die schönen Perspektive, welche sich durch die Felder hinunter öfnen, erinnern, daſs man nicht in einem Lustwalde reist. Diese Vegetazion wird immer üppiger, je näher man dem Gebirge, und je weiter man von Lavenza aus an demselben emporkommt. Die vielen Quellen, welche hier von den Bergen herabrieseln, überraschen nicht weniger in einer italienischen Landschaft, und in den Sommermonaten, wo die Hize in diesem Lande die reissendsten Ströme zu langsam schleichenden Bächen austroknet.

Die Häuser, welche hier stehen, und namentlich die in Lavenza, sind in einem guten Styl erbaut, und fallen durch die vielen kostbaren Marmors auf, welche an sie verschwendet sind. Mancher deutsche Fürst hat an

seinem schönsten Palast nicht so viel theuren Stein angebracht, als das elendeste Bauernhaus dieser Gegend enthält. Die Gesimse aller Fenster und Thüren sind vom weissesten cararischen Marmor, und den Häusern selbst hat man eine blendendweisse Farbe gegeben, welche sie weithin schon sichtbar macht. Wir sahen diese Gegend in der Beleuchtung der untergehenden Sonne. Der rosenfarbne Schimmer, der sich über die Gebäude verbreitete, zeigte die ganze Gegend, und besonders die schneeweissen Marmorstreifen und Spizen an den nahen und fernen Bergen, in einer so idealischen Färbung, dafs wir uns durch einen Zauberschlag in das berüchtigte Eldorado versezt zu sein wähnten, wo der Rubin den gemeinsten Stein zum Häuserbau ausmacht.

Immer steiler wird nun der Weg gegen Carara zu, aber auch immer angenehmer die ihn umgebende Natur. Neben den hohen nakten Marmorfelsen erheben sich liebliche Hügel

mit Gärten, Landhäusern, Gebüschen, Wäldern und Wiesen. Mitten durch das Thal wendet sich ein Bach, der unzählige Quellen aufnimmt, welche von den Bergen herunterrieseln. Man hat das Städtchen selbst immer im Gesichte; nur wird manchmal durch eine hochstrebende Rebe die Ansicht desselben auf Augenblike geraubt. Aber bald steht es wieder freundlich und einladend da.

Die Lage von Carara erinnerte mich an die von Chamberi. So hoch auf dem Gebirge, rings von nakten, in abgeschnittene Spizen zulaufenden Felsen umgeben, in einem angenehmen, üppig gebauten Thälchen, hat es auch das noch mit der Hauptstadt von Savoyen gemein, dafs die Häuser in der Entfernung die nehmliche Ansicht haben, und auch durchgängig mit weissem Schiefer bedekt sind. Uebrigens darf man hier, troz der kostbaren Materialien, aus denen sie gebaut sind, weder eine edle Baukunst, noch

Regelmäſsigkeit in der Anlage der Straſsen suchen. Der Ort wurde immer von Leuten bewohnt, welche der sauersten Arbeit ihr Leben abgewinnen muſsten.

Marmor und Marmorarbeit ist das Einzige, womit sich die 2 — 3000 Einwohner von Carara nebst denen der umliegenden Gegend beschäftigen, und die wirklich auch die Stadt und das ganze Land umher in eine lebhafte Thätigkeit versezen. Beide enthalten keine andern Bewohner, als Marmorarbeiter und diejenigen Handwerker, welche für die Existenz der ersten nothwendig sind. Man wundert sich überall von der Niobe, dem Antinous und andern Meisterwerken der Alten sprechen zu hören, denn die Einwohner haben durch den beständigen Verkehr auch den Kunstjargon gelernt. In allen Straſsen liegen Marmorblöke, und eine der breitesten der Stadt ist während unsers Aufenthalts durch einen ungeheuren, für den Ritter Canova in Rom

bestimmten Marmorblok verrammelt. Dieser Blok enthält 560 Quadratpalmen, von denen jeder 12 Lire kostet, so dafs das Ganze auf 6720 Lire zu stehen kommt, was, nach der Versicherung der Carareser, sehr wenig ist, da die Masse vom blendendsten und reinsten Marmor gebrochen sein soll. Von hier aus wird es an das nahe Meerufer fortgewälzt, dort nach Civita Vecchia eingeschift, und vollends auf der Tiber nach Rom geschaft. Du kannst dir vorstellen, dafs die Transportkosten dem Ankaufspreis gleichkommen, wo nicht gar ihn übersteigen werden. Der grofse Künstler wird daraus die kolossale Gruppe eines Herkules arbeiten, wie er den Lykes vom Felsen schleudert. Die gröfsten Marmorblöke werden von zehn- bis zwölfjährigen Jungen mit aufgegossenem Sand und Wasser gesägt, und die leichtern Platten auf Mauleseln weiter geschaft. Alle Strafsen in und um die Stadt sind mit kleinen Stükchen Marmors

bedekt. Ueberall besteht der Staub aus diesem verpulverten Stein, und wohl mag es diesem Umstande zuzuschreiben sein, daſs die Bewohner der ganzen Stadt und Gegend so blaſs, hager und gelb aussehn, und daſs Fremde, welche dahin kommen, und eine weissere blühendere Farbe haben, als wahre Wunder angestaunt werden. Und doch ist, wie man mich versichert hat, und es auch die Lage des Orts beweist, die Luft und das Wasser sehr gesund. Denn der Plaz liegt hoch, wird von den Seewinden gekühlt, und von den Bergen reichlich mit dem klarsten und frischesten Wasser versehen.

Die Kirche der Madonna delle Grazie ist blos von cararischem Marmor erbaut, und noch nicht vollendet. Die Architektur daran ist erbärmlich, und die verschiedenfarbigen Steine sind hier so bunt durch einander angebracht, als ob man es eigentlich darauf

angelegt hätte, den Tempel zu einer Marmor-Musterkarte zu machen.

Es ist eine Akademie der Bildhauerkunst hier, worin sich mehrere Gipsabgüsse von einigen der besten Antiken befinden. Ein Flaxman'sches Basrelief, das, wie ich glaube, einen Philoktet vorstellt, welcher den tödtlichen Pfeil sich aus dem Fuſse zieht, ist originell und erhaben gedichtet. Der Schmerz des Gesichtes ist herrlich ausgedrükt, aber schreklich gegeben in den Krämpfen der Brust, des Halses, und des linken knienden Fuſses. Das Original davon befindet sich in Florenz. Uebrigens hängt dieses Basrelief, so wie mehrere der andern Antikenabgüsse, an einem elenden Ort, wo man zugleich Wäsche troknet. Alles liegt wild durch einander, ohne Ordnung und Reinlichkeit, und an dem vatikanischen Apoll hatte man einige alte Hemden zum Troknen aufgehängt. Ich will nicht hoffen, daſs man den Sonnengott dadurch

zum Gespötte machen wollte. Ist es aber hier nicht wahr geworden?

Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulce.

Carara, den 7. August.

Heute, Morgens frühe waren wir in den Marmorbrüchen, aus welchen so manche herrliche Statue, mancher stolze Tempel, mancher prächtige Palast hervorgegangen ist. Unser Weg bis dahin war besonders durch die verschiedenen Style, wenn ich so sagen darf, in denen sich die Natur auf demselben darstellt, merkwürdig. Wenn ich es versuche, dir davon einen kurzen Abriſs zu liefern, so rechne ich dabei mehr auf deine Nachsicht, als auf die Aehnlichkeit meiner Zeichnung.

Man geht nach den Marmorbrüchen ziemlich steil in die Höhe, und wendet sich anfangs zwischen Felsen empor, auf und an welchen doch immer noch eine lebhafte Vegetazion sichtbar ist. Die Massen haben hier die angenehmen Mischungen von Stein- und

Baumparthien, und das Grün ist besonders üppig. Das Gemurmel der klaren sich herab arbeitenden Bäche erinnerte mich an manche liebliche Schweizeransicht, von den kleinern, wo man sich so vertraulich zu Hause fühlt. Bei jeder Wendung des Weges wird man durch eine neue pittoreske Ansicht überrascht; denn der Wasserreichthum, die vielgestalteten Felsen und die doch oft wieder üppige Vegetazion bilden hier eine Menge mahlerischer Wirkungen, welche durch eine mit Epheu überkleidete alte Brüke, eine Mühle, einen kleinen Wasserfall, oder eine zusammengestürzte Mauer zum vollendetsten Landschaftsgemählde erhoben werden. Besonders grofs ist der Reichthum des Wassers. Fast unter jedem Gestein, aus jeder Grotte rieselt ein Quellchen hervor, das dann mit den übrigen allen in einen Bach gesammelt wird, welcher mühsam, aber desto munterer murmelnd, seinen Weg durch die tausend Krümmungen

sucht, so die Steine ihn hier zu machen nöthigen.

Ehe man die Marmorbrüche noch erreicht, kömmt man an ein kleines Dörfchen, Torano, dessen Ansicht wirklich eigen ist, da es halb in Trümmern liegt, und diese mit den Häusern kühn auf die Felsen geklebt sind. Hier wohnen viele von den Arbeitern, die der Boden nicht zu ernähren vermöchte, wenn ihnen der Luxus nicht in ihren Nachbarbergen eine so unerschöpfliche Quelle des herbsten Lebensunterhalts eröfnet hätte.

Hier befinden sich auch mehrere Mühlen, wo der Marmor gesägt und geglättet wird. Ihr Mechanismus ist äusserst einfach, aber sehr zwekmäſsig. Diejenigen, in welchen der Marmor geglättet wird, gefielen mir sehr wohl. In einem Kreis zusammen werden die Marmorplatten so genau, als möglich, neben einander horizontal gepflastert. Auf diesem Kreise dreht sich durch Hülfe des Wassers

ein Reif, welcher durch seine Bewegung andre Marmorplatten, die auf den untern aufliegen, herumtreibt, und vermittelst des Sandes und des Wassers, das immer aufgegossen wird, die Steine ganz glatt an einander abreibt.

Weiter das Gebirge hinauf verliert sich die Vegetazion immer mehr, und statt der Wasserbäche werden nun die Marmorströme — das scheinen sie — sichtbar.

Dieser Stein wird nicht in einer grofsen Höhle gebrochen, sondern auf verschiedenen Stellen hat man die Marmoradern an den Bergen geöfnet. Die Arbeiter stehen kühn oben an den steilen Felsenmassen, hauen die Steine aus dem Gröbsten, und rollen sie dann herunter. Diese Bahnen sind natürlich mit unzähligen Marmorsteinen übersäet, durch die sie wirhlich in der Entfernung das Ansehn von Strömen erhalten. Aehnliche Steinströme sah ich auch in Savoyen, welche die

häufigen, von den Gebirgen sich losreissenden Felsenmassen bildeten.

Zwischen diesen Felsen nun, wo die Hize des Sommers fast unerträglich ist, stehen die Unglüklichen, denen das Schiksal, wie Händel es den Engländern einmal wünschte, Steine für Brod gab. Um drei bis vier Paoli täglich verrichten sie die sauerste Arbeit, welche man in den Zeiten der Römer, wo der freie, rechtliche Mann noch etwas galt, nur die zum Tode verurtheilten Verbrecher thun liefs. Hier behauen sie die Steine aus dem Gröbern, und laden sie dann auf unförmliche, aber feste, mit Ochsen bespannte Wagen. Bei jedem Druk, den sie dem Hebel geben, wenn sie die schweren Massen heben, rufen sie: izza, izza, oder in nome di Dio, del Figlio, del Spirito Santo, und sie klagen einem lachend, dafs ihnen das sauerste Loos gefallen sei. Nichts wird in diesen Gebirgen gehört, als die Seufzer der Unglük-

lichen, das bange Athmen einer angestrengten Brust, das Rollen eines Marmorbloks, oder die entfernten Donner einer gesprengten Mine. O wäre es uns gegenwärtig, wie manche Thräne, wie mancher blutige Schweiſstropfen auf jenes Amor- oder Venusbild gefallen ist, das uns so lieblich anlächelt, wir würden uns wegwenden vom Schönsten, was die Kunst erfand, aber mit Empfindungen, welche sie am allerwenigsten zum Zwek hatte!

Die Hize wurde uns schon um sieben Uhr unerträglich. Wir verlieſsen daher die Brüche bald wieder. Unten kamen wir an einem Berge vorbei, worin eine groſse Höhle ist, die zu sehen uns aber die Umstände nicht erlaubten.

* * *

Die Carareser sind ein sehr kräftiger Stamm von Menschen, ungeachtet ihr Aeusseres es

eben nicht sehr laut ankündigt. Ob sie schon ihr Marmorhandel viel mit Fremden in Berührung bringt, so hat sich doch bei ihnen, wie bei allen Gebirgsbewohnern, eine grofse Festigkeit des Karakters erhalten, welche sie in Verbindung mit der, allen diesen Küstenbewohnern eigenen Schlauheit, zu einer Zeit, wo ihr Land militärische Wichtigkeit gewinnt, sehr gefährlich macht. So traten sie im lezten Kriege vor einem im Angesichte von Carara stehenden Franziskanerkloster bewaffnet zusammen, und zwangen ein mehrere tausend Mann starkes Corps von Franzosen, den Befehl, das Kloster aufzuheben, zurükzunehmen. Mancher Franzose und mancher Kaiserliche, den sein Unglük einzeln oder in kleinen Haufen durch diese Berge führte, fand durch die Erbitterung dieser Leute, denen der Krieg und die gänzliche Erschlaffung des Handels allen Lebensunterhalt raubte, seinen Tod. Wirklich mufs auch das Elend

hier ganz fürchterlich gewesen sein. Die einzige Quelle, welche ihnen sonst Leben gab, verstopfte der stokende Handel. Geld befand sich nur in den Händen einiger Wenigen, die es schlau genug verbargen, um nicht darnach bei den häufigen Requisizionen taxirt zu werden. Der Aermere hingegen, welcher blos von dem in den Marmorbrüchen verdienten Lohn lebt — und solche sind die meisten Bewohner dieser Gegend — gerieth in so schrekliches Elend, daſs die Unglüklichen sich auf ihren Marmorn herumwälzten, und das Gras kauten, welches sparsam genug zwischen demselben hervorkeimt.

Die Abstammung der Bewohner dieser Gegend von den durch die Römer ehemals dahin geschikten Verbrechern läſst eben keine schönen Formen des Geistes und des Körpers erwarten. Wirklich hat auch das blos durch die Kunst lebende Carara noch keine andre, als höchst mittelmäſsige Künstler her-

vorgebracht, und in den Gesichtern dieser Leute kündigt sich nichts, als etwa ein Zug von Schlauheit an. Ueberhaupt werden die Köpfe dieser Leute blos durch die ganz allgemeine Magerkeit und Gelbheit derselben karakteristisch. Wir sahen nicht ein einziges Mädchen oder Weib, das nur mittelmäſsig hübsch gewesen wäre, und dieser Unterschied zwischen den so gesund blühenden Toskanerinnen und dieser gelben Gebirgsbewohnerinnen that uns wehe.

Ich habe dir schon gesagt, daſs die Bewohner des Städtchens selbst lauter Leute sind, welche von der Bearbeitung des Marmors leben. Darunter sind nun auch natürlich viele Bildhauer, die es in dieser Kunst mehr oder minder weit gebracht haben. Ich lernte unter denselben einige Schüler von Canova kennen, welche sich in bessern Umständen, wo sie nicht so sauer mit des Lebens Lasten kämpfen dürften, vielleicht über das

Mittelmäſsige erhoben hätten. So sind sie nun nichts als Handwerksleute, die blos nach Kopien arbeiten, und selbst keine Komposizionen wagen. Ihre Zeichnung ist häufig richtig; aber bei dem gröſsten Fleiſse ist immer nur die Politur und das eigentlich Mechanische in ihren Werken vollendet. Sie arbeiten nicht selten für Bestellungen, welche ihnen römische Künster geben, nach deren Zeichnungen und Modellen sie sich richten müssen; am gewöhnlichsten aber für die geschmaklosesten Aufträge der Kaufleute, oder die bisarresten Launen der Käufer aller Stände. Das Schönste, was die Kunst je gedacht hat, wird hier zur Handelswaare erniedrigt, und du kannst den vatikanischen Apoll von dem Maaſs des Originals an, durch alle Stufen der Gröſse herab, bis zum verjüngten Maaſsstabe der liliput'schen Verhältnisse kaufen. Hier findest du Vasen in dem zartesten Geschmak der Antike und mit den schönsten

Basreliefs gearbeitet; aber der Künstler glaubt dir das Bewunderungswürdigste gezeigt zu haben, wenn er ein Licht in das Gefäfs stellt, und dir beweist, dafs es auch unter dem Scheffel leuchte. Der nehmliche Bildhauer, der an einer mediceischen Venus arbeitet, verschmäht es nicht, wenn er nichts Besseres thun kann, Dosen aus Alabaster zu schnizeln: denn er weifs, dafs man in unsern Tagen lieber mit alabasternen Kazen und Hunden spielt, als mit dem nemäischen Löwen, weil wir dem Besieger des leztern gerade so ähnlich sind, als unsre Komoden- und Ofenbilderchen den kühnen Arbeiten der alten Kunst.

Alle Bewohner von Carara klagen über die Abnahme ihres Gewerbs. Sie entdeken täglich neue Marmoradern, aber der Abnehmer ihrer Arbeiten werden täglich weniger. Und diese Abnahme mufs nicht erst seit wenigen Jahren Statt finden, sondern seit einigen

Jahrhunderten begonnen haben. Diefs sieht man sehr deutlich an den vielen Häusern dieser Gegend, welche zum Theil gänzlich zerfallen sind, zum Theil, eine höhere Bestimmung verrathend, nun ohne Ausbesserung armselig und nur halb und von dürftigen Leuten bewohnt dastehen. Die Abnahme des Handels der Carareser, und somit der Bevölkerung der Gegend, ist aber gewifs nichts anderm zuzuschreiben, als dem täglich mehr abnehmenden Baugeist der Italiener, die sich — wenn sie in neuern Zeiten auch Paläste und Kirchen bauen — mit Baksteinen begnügen, wie die nach so schönen Plänen und mit so erbärmlichen Materialien erbauten Paläste von Turin beweisen. Die frühen Jahrhunderte der Mediceer, und die blühenden Zeiten der Genueser, Pisaner u. s. w., als sich das Gold dieser mächtigen Handelsstaaten in den gröfsten und erhabensten Werken der schönen Künste ausprägte, müs-

sen die goldenen Zeiten von Carara gewesen sein. Heutzutage hingegen, da sich die Reichthümer mit mehr Gleichheit durch Europa verbreitet haben, da man fast in allen Ländern Marmorbrüche entdekt hat, kann die Konsumzion des kararischen Marmors nicht anders, als abgenommen haben, ob er gleich jezt weiter verführt wird als sonst. Solltest du wohl denken, dafs der meiste Marmor, der hier gebrochen wird, heutzutage nach der Levante geht?

Wir logiren hier in dem erbärmlichsten Wirthshaus von der Welt, in dem einzigen und besten Gasthof von Carara. Dieses Städtchen wird sehr selten von Fremden besucht, und geschieht dies einmal, so kommen sie des Morgens von Massa, das nur anderthalb Posten von hier entfernt ist, und kehren des Abends dahin zurük. Unser Aufenthalt erregte daher auch die gröfste Aufmerksamkeit, und ich bin überzeugt, dafs

noch lange hier von uns gesprochen werden wird, unerachtet wir nichts merkwürdiges gethan haben, als dafs wir uns das Kalbfleisch und die Melonen, wegen denen Carara in der Geographie des toskanischen Sybariten berühmt ist, vortreflich schmeken liefsen.

Lerici, am Meerbusen von Spezia,
den 9. August.

Diesen Morgen früh kamen wir von Sarzana in Lerici an. Wir werden uns hier nach Genua einschiffen, wissen aber noch nicht, wenn dies geschehen wird. Zwar liegen viele sogenannte Feluken, eine Art kleiner Schiffe, die in diesen Meeren einzig und allein zur Küstenschiffahrt gebraucht werden, da, und die Schiffer melden sich zu Duzenden bei uns, um uns nach Genua zu bringen. Allein die meisten gehen erst in einigen Tagen ab. Mehreren darunter hat der Schöpfer auch zu deutlich ins Gesicht geschrieben, als daſs wir uns ihnen anvertrauen möchten; und diejenigen, die ausdrüklich wegen uns abgehen wollen, fodern für diese kleine Fahrt nicht weniger, als hundert genuesische Lire, etwa sieben Dukaten. Da der neue Erzbischof von Genua hier von Sarzana, seinem Geburtsort,

erwartet wird, und für ihn ein eigenes Schiff daliegt, an dessen Kapitän wir empfohlen sind, so werden wir ihn erwarten, um in seinem Gefolge in Genua einzuziehen, und auch unsern Antheil an den Kanonenschüssen zu bekommen, mit denen die stolze Beherrscherin der Meere ihren geistlichen Hirten begrüfsen wird. Diese Verzögerung ist mir eben nicht unangenehm, da wir hier eine Wohnung haben, von der aus wir eine der herrlichsten Gegenden in der Welt mit aller Bequemlichkeit geniessen können, und, was mir eben so lieb ist, da ich hier Zeit habe mich mit dir zu unterhalten, und dir von alle dem Schönen, was ich auf meinem Wege bisher sah, einen schwachen Abrifs zu liefern. Lafs mich von Lerici anfangen.

Dieser kleine, am Meerbusen von Spezia gelegene Ort scheint von der Natur ganz zu dem bestimmt zu sein, was er ist. Er liegt auf der südlichen Seite des Golfs, wo die

Landstrafse von Toskana endet. Nicht weit von hier ist der neue Postweg nach Parma; und da die Reise über die Genueser Gebirge immer höchst beschwerlich, jezt aber wegen der vielen Räuber und der Armuth ihrer Bewohner äusserst gefährlich ist, so benuzen die meisten Reisenden die vielen Schiffsgelegenheiten, welche zwischen hier und Genua sind, und machen diesen Ort zum Mittelpunkt ihrer Reise von der leztern Stadt bis nach Livorno. Man hat daher auch neulich wieder ein schon altes Projekt erneuert, und von der Anlegung eines Hafens an diesem Ort gesprochen, der an die italienische Republik angeschlossen werden, oder der ligurischen bleiben sollte, indem dieser Plaz offenbar besser gelegen ist, als Genua. Du weifst, wie unsicher der Hafen dieser leztern Stadt, wie sehr er den fürchterlichen Südwestwinden ausgesezt ist, und wie oft, im Angesicht der Stadt, mitten in dem Hafen Schiffe zu Grunde

gehen. Der nakte Boden Genua's selbst, der die nöthigsten Bedürfnisse gewaltsam steigert, die Schwierigkeit der Kommunikazion mit der Lombardei über die Bocchetta, und die gewisse Aussicht, den ganzen Handel der westlichen Küste Italiens in diesem Orte zusammen zu ziehen, und die nördlichen Theile dieses Landes zu einer Höhe hinauf zu treiben, die von ihnen den ganzen Süden abhängig machte — dies möchten die Hauptgründe sein, welche, in Verbindung mit der vortreflichen Lage des Terrains, ein solches Projekt zur Ausführung bringen könnten. Bei der gehörigen Tiefe des Wassers, dem vortreflichen Ankergrund, der sichern Einfahrt in den Meerbusen, dem Ueberfluſs an Wein, Holz, Oel, den diese Gegend besizt, und dem Reichthum an süſsem Wasser, läſst sich auch kein Grund denken, der die Ausführung des Plans verhindern dürfte, als die Eifersucht der Stadt Genua und des nahen Livorno's.

Diese beiden Städte würden natürlich mit einemmale veröden; die glänzenden Paläste Genua's würden bald als Ruinen bewundert werden, und der König von Toskana den schimmerndsten Edelstein aus seiner Krone, um dessen willen sie fast allein etwas werth ist, verlieren. Aber die schiffenden Nazionen dürften sich dieses sichern Asyls gegen die Stürme des Mittelmeers erfreuen, und in kurzem würde sich hier eine prächtige Handelsstadt erheben, die den heutigen Glanz Genua's wenigstens weit übertreffen würde.

Der ganze Ort ist von Schiffern bewohnt, deren Leben unter den beständigen Fahrten zwischen Genua und Livorno, und auch noch etwas südlicher, verfliefst. Sie scheinen, den Häusern nach zu urtheilen, ziemlich wohlhabend, und ich weifs, dafs es wirklich viele reiche Leute, besonders unter den Besizern der Feluken giebt. Ein solches Fahrzeug, die in verschiedener Gröfse gebaut werden, und

in deren Bauart das Eigene ist, daſs sie ziemlich flach sind, daher nicht tief im Wasser gehen, und nur Einen Mast im Vordertheile des Schiffes haben; ein solches Fahrzeug richtet sich nicht immer nach dem guten Winde, sondern wird, wenn dieser auch widrig ist, durch Ruder fortgetrieben. Ohne Kompaſs, ohne die geringsten andern nautischen Kenntnisse, als die, welche schon die Phönizier besessen haben mögen, wagt es sich nicht leicht auf die hohe See, sondern behält immer das freundliche Land im Gesicht. Ausser den Gepäken, die es einnimmt, besteht bei den kleinern Fahrzeugen dieser Art, die daher auch Kurierfeluken genannt werden, der Hauptvortheil der Besizer in der Anzahl der Reisenden, welche sie führen. Deswegen findet man auch auf diesen Schiffchen eine bessere Behandlung und mehrere Bequemlichkeiten, als man z. B. auf den Küstenfahrern des adriatischen Meeres antrift. Jeder der

Matrosen bekommt ein Sechszehntheil von dem Gewinn; und da immer noch, nach italienischer Sitte, ein Trinkgeld bedungen wird, so kannst du dir kaum vorstellen, wie artig und zuvorkommend diese rohen Leute sich gegen die Fremden zu betragen wissen. Jeder von ihnen wählt sich unter den Reisenden vom ersten Range (denn sie nehmen alles, was kommt) seinen Mann, um ihn zu bedienen, und nicht selten wird einem seine zu weit getriebene Dienstfertigkeit beschwerlich. Bald ist es ein Polster, das er dir unterlegt; bald bietet er dir einen Apfel an; bald fragt er dich, ob du Hunger, ob du Durst hättest, und öfnest du den Mund, so eilt er, wie ein Bliz, deinen Befehl zu erfüllen. Jeder Reisende nimmt seinen Proviant selbst mit, in besondern dazu eingerichteten Körbchen, die man einem an dieser Küste für eine Kleinigkeit verkauft. Da nun die Gesellschaft aus mehreren Personen besteht, und man so enge

zusammen einander, wie auf Postwägen, sogleich vertraulich nahe kömmt, so bietet jeder dem andern von seinen Lekerbissen an, und man wird durch die gegenseitige Gastfreiheit in den Stand gesezt, eine Mahlzeit zu thun, wie man sie hier nicht erwarten sollte, und bei der Keiner verliert, aber Alle gewinnen. Die Gesellschaft ist im höchsten Grade gemischt, jeder bedarf des andern, und gänzliche Gleichheit herrscht. Die Unterhaltung ist daher gewöhnlich höchst jovialisch, ob sie gleich manchmal durch massive Scherze, die in keiner italienischen Gesellschaft so leicht fehlen, oder durch die lauten Krämpfe der Seekranken, für ein etwas delikates Ohr unangenehm, gestört wird. Je kleiner das Fahrzeug ist, desto gewisser findet alles, was ich dir bis jezt zum Vortheil desselben gesagt habe, Statt. Aber andere noch gröſsere Vortheile entspringen hieraus. Du weiſst, daſs alle an der westlichen Küste

Italiens liegenden Mächte im ewigen Kriege mit den barbarischen Seeräubern sind. Die Gewässer von Genua werden hauptsächlich durch sie unsicher gemacht, und so mancher Genueser schmachtet in ewiger Sklaverei zu Tripoli, Tunis und Algier. Die Furcht vor einem solchen Unglük, und dann auch die Bauart des Fahrzeugs, nöthigt die Leute daher, sich zunächst an das Ufer zu halten, wo sie beinahe alle vier bis fünf Stunden eine kleine Bucht haben, in welche sie einlaufen können. Auf diese Art kömmt man zwar etwas langsamer vorwärts, allein desto sicherer, und mit dem Vortheil, die oft lieblich schönen, oft schreklich erhabenen Ufer dieses Landes genau und in der Nähe betrachten zu können. Ich würde daher jedem Reisenden, der auf seiner Fahrt geniessen will, anrathen, ein so kleines Fahrzeug, als immer möglich ist, zu nehmen, besonders da ein solches auch durch den widrigen Wind nicht

so sehr gehindert wird, mit den Rudern vorwärts zu dringen, als ein grofses.

Auch haben wir so eben ein kleines Boot gemiethet, mit welchem wir gegen Mittag nach Genua abgehen werden. Die Abreise des Erzbischofs wird sich noch ungewifs lange verzögern, und wir benuzten diese kleine Barke um so lieber, da sie gewöhnlich den französischen Kurier von Genua hieher bringt, und sich mit ihrer Rükreise so sehr als möglich beeilt. Wir haben das Fahrzeug einzig und allein für uns in Beschlag genommen, und bezahlen dafür drei Dukaten. Aber ehe wir abreisen, mufs ich dir noch unsern Weg bis hieher beschreiben, und etwas von den herrlichen Ansichten sagen, deren dieser Meerbusen so viele darbietet.

Von Massa nach Lavenza führt die Strafse immer durch fruchtbare, vortreflich angebaute Felder. Der lezte Ort selbst, wiewohl nur klein, zählt doch viele ansehnliche

Gebäude, welche reich mit den schönsten Marmors geziert sind. Eben so angenehm ist die Strafse von hier bis nach Sarzana, wo man in einiger Entfernung an der alten etrurischen Stadt Luni vorbeikommt. Es hatten sich sonst noch einige bedeutende Ruinen derselben erhalten; heutzutage soll aber alles zerstört sein, und ich selbst sah in der Werkstätte eines cararischen Bildhauers eine kolossale, aus Nero antico gearbeitete Büste, wozu der Marmor aus den Trümmern eines dort befindlich gewesenen Tempels genommen war. Ein solcher Blok, wie er zu dieser Büste nöthig war, und aus so kostbarem Stein bestehend, kann dazu dienen, uns einige Begriffe von der Pracht dieser alten etrurischen Stadt zu geben.

Sarzana, berühmt in der ältern Kirchengeschichte als der Geburtsort des Pabstes Nicolaus V, vielleicht des gröfsten und uneigennüzigsten Beförderers der Wissenschaften

unter allen Nachfolgern Petri, und in der neuern als Nachtquartier des todten Pius VI, ist ein elender Ort, der von einem Haufen in sehr übelm Ruf stehender Leute bewohnt wird. Wirklich kann man sich auch in diesem Städtchen nicht genug in Acht nehmen, um nicht von allen Seiten betrogen zu werden. Die Bewohner scheinen übrigens ziemlich wohlhabend zu sein, da ihr Boden ausserordentlich fruchtbar, und der Handel mit den Produkten desselben ihnen durch ihre Lage sehr erleichtert ist.

Eine Bemerkung, die uns Beiden auf unserer Reise sehr aufgefallen ist, mufs ich dir bei diesem Orte um so eher mittheilen, da er dieselbe so deutlich bestätigt. Wir glaubten nehmlich auffallend zu sehen, wie sehr und wie stufenweise sich die Karaktere dieser Küstenbewohner in dem Ausdruk der Gesichter verschlimmern, je näher man Genua kommt, und je weiter man sich von Toskana

entfernt. Dieses Land, cara agli Iddii ed agli uomini, wie sich ein italienischer Schriftsteller ausdrükt, zeichnet sich durch die Ehrlichkeit und Biederkeit seiner Bewohner unter den Nachbarstaaten so vortheilhaft aus, daſs gewiſs jeder, der länger in demselben lebte, und unbefangen genug ist, eine Nazion nicht nach dem Pöbel der gröſsern Städte zu beurtheilen, sich ungerne von demselben trennt, und, so wie er es verlassen hat, den groſsen Unterschied zwischen diesem und andern Ländern unangenehm empfindet. So ergieng es uns, da wir schnell von der beschwerlichen Dienstfertigkeit dieser Leute von allen Seiten umringt wurden. Nur zu bald bemerkten wir, wie einverstanden sie alle waren, und wie sie sich durch Augenwinke und andere leise gegebene Zeichen zu unserm Schaden verabredeten. Zwar hatte man uns vorher schon davon unterrichtet; allein da wir so oft die Erfahrung gemacht

hatten, wie schief Menschen und Völker gewöhnlich beurtheilt werden, so nahmen wir unsre Gutmüthigkeit nicht eher zurük, als bis wir ihr einigemale geopfert hatten.

Troz den vielen Krüppeln, welche wir an diesem Orte besonders häufig bemerkten, sind die Formen der Weiber wirklich schön, ob ihnen gleich die blühende Haut und die lebendige Grazie der Toskanerinnen fehlt. Die Männer hingegen sind häſslich, und haben selten einen andern karakteristischen Zug im Gesicht, als den der Bosheit. Das Kostüm des Landvolks hat viel Aehnliches — besonders bei den Weibern — mit dem der Figuren in Campo santo zu Pisa, und das kleine Strohhütchen, das nur leicht aufgesezt ist, giebt den Brünetten dieser Gegend ein Ansehn von Schalkhaftigkeit, welches zu den Spielen der Liebe herauszufordern scheint. Andre tragen ihre Haare in einen groſsen Chignon aufgebunden, dem nichts als eine

Blume zum Schmuk dient; andre schlagen ein vierekigtes Tuch auf eine ganz eigene Art um den Kopf, die der Tracht der alten Römerinnen eigen ist. Die Männer aber haben fast durchgängig die einfältigsten dreiekigten Hüte auf dem Kopfe.

Sarzana war in den ältern italienischen Kriegen ein sehr bedeutender Ort, und noch heutzutage sind seine kleine Festung und das entfernte gröſsere Bergschloſs Sarzanella, Merkwürdigkeiten für die Geschichte der Befestigungskunst. Jezt halb verfallen, häufig mit Epheu überzogen und bisarr ohnedies in ihren Zusammensezungen, geben beide äusserst mahlerische Ansichten. Ueberhaupt wäre in diesen Gegenden noch ein reiches Feld für den Landschaftsmahler. Nur an den Ländereien um den Meerbusen von Spezia herum hat die Natur so vielfachen Reichthum in Formen und Farben ausgegossen, daſs sich hier nicht nur herrliche Studien machen, sondern

auch die schönsten Ansichten ganz auffassen ließsen. Ein geschikter Künstler, welcher diese Gegenden bereiste, könnte hier und noch weiter die Riviera hinauf, sich ein Portefeuille sammeln, das die schönste Voyage pittoresque durch die ligurische Republik abgeben müßte.

Wir hielten uns einen ganzen Tag auf, und reisten des Morgens früh weiter gegen die Küste zu. Die Gegenden, durch die wir kamen, erschienen im Dunkel des Morgens, ehe die Sonne aufgieng, eben nicht lieblich, und leiden durch den, troz der großsen Sommerhize noch ziemlich tiefen Magra, großse Verwüstungen. Gegen das Meerufer zu wendet sich der Weg ziemlich steil zwischen lauter Oelbäumen hinab in die Tiefe; mit Einemmale sieht man durch die Bäume hindurch den schimmernden Spiegel der See, und nach und nach hebt sich die schönste Ansicht des Meerbusens weiter hervor.

Neben Lerici, in das man nun einfährt, liegt ein altes Fort, Santa Maria, hoch auf einem Felsen, der den Meerbusen beherrscht. Um die ganze herrliche Gegend in Einen schönen Blik zu fassen, ist wohl kein Ort tauglicher, als dieser, auf welchen ich mich dann auch wieder hinaufdenke, um dir zu sagen, was ich gesehen habe.

Das Wetter ist heiter, der Himmel klar, wie die Ruhe selbst, und das Meer grünblau und hell wie ein Spiegel. Nur ein schwaches Windchen kräuselt kleine Wellen, und wiegt die tausend Dekorazionen des Ufers in angenehmer Bewegung. Hier und da scheint der Meeresgrund braun oder grau hindurch, und die verschiedenen Grade des Schattens bringen eine solche Mannigfaltigkeit in der Meeresfarbe hervor, die das Auge kaum zu unterscheiden, die Erinnerung kaum zu behalten vermag. In tausend Zaken dehnt sich das Ufer in die See hinein, und jede solche

Landspize enthält eine neue Parthie in diesem herrlichen Landschaftsgemählde. Bald ist es ein Dörfchen, bald eine gut angebaute Flur, bald eine Kirche, bald eine alte Festung oder ein fruchtbarer Oelhügel, welche diese vielfachen Abwechslungen hervorbringen. Hier ist das Ufer wild und unwirthlich; halsbrechend kühn dehnen sich Gesträuche und Bäume über die Felsenmassen hinauf, werfen einen dunkelgrünen Schatten auf die Fluth, und verhindern, dafs die helle Meerfarbe nicht zu stark gegen die düstern Felsenmahlereien absteche; dort zieht sich das Land allmählich sinkend, und mit fruchtbaren Pflanzungen bedekt, hinunter zu den ruhigen Wellchen, und läfst sich gefällig von ihnen kosen. Da dehnen sich die Häuser von Lerici, wie auf Leinwand gemahlt, rund um die Küste; dort steht kühn auf der Felsenspize ein Bergschlofs, das halb in Trümmern noch ehrfurchtheischend heruntergebietet. Vor mir zur linken

Seite schliefst sich das beinahe ovale Amphitheater des Meerbusens mit einer Kapelle auf dem Vorgebirge, auf der andern endet es sich mit der kleinen Meerenge von Porto Venere, die durch die drei reizenden Inseln Palmara, Tino und Tinello (worunter die erste und gröfste schön angebaut ist) gebildet wird. In diesem ganzen, schön von der Morgensonne beleuchteten Runde übersehe ich gegen zwanzig gröfsere und kleinere Städte und Dörfer, die alle, so trüb es auch um die Geister darin aussehen mag, doch sehr freundlich herbliken, und lieblich sich in der See spiegeln. Hinter ihnen erheben sich die schönsten Pflanzungen, mitunter kahle Berge, und schliessen sich an den blauen Himmel an. Und doch ist in diesem so vielfachen Gemählde so viel Einheit, dafs, wo man sich hinstellt es anzusehn, dasselbe mit tausend Modifikazionen immer ein andres und doch das nehmliche erscheint. Es ist ein

solcher Reichthum von Farben darüber ausgegossen; von der blassen Färbung der Oelhügel bis zum hohen leuchtenden Meergrün fliessen die Nüancen so leise zusammen, daſs einem höchstens ein paar hochroth gemahlte Häuser anstöſsig werden. Es ist so viel Farbenharmonie hier, daſs selbst die Felsenufer sich nicht allein in ihrem Braun zeigen mögen, sondern sich in Gebüsche kleiden, um hier, wo die Farbe der Hofnung und der Gesundheit herrscht, dem geniessenden Auge nicht zu miſsfallen. Es wiegt sich auch, wie ein flüchtiger Kahn, wie ein leichtes schimmerndes Wölkchen über den Golf hin, und ruht und eilt, und möchte sich fest halten, und findet immer einen schönern Punkt. Die Phantasie wird hier ruhig bewegt, wie die Fluth, jeder andre Gedanke schweigt, und man überläſst sich einzig und allein dem mächtig wirkenden Zauber der schönen Natur.

Wir fanden auf diesem Fort zwei Kanonen,

eben so viele Mörser und vier Mann Wache, die den Golf vor den barbarischen Seeräubern, welche häufig Landungen an der genuesischen Küste wagen, beschüzen sollen. Wir trafen aber, als wir es bestiegen, keinen der Wächter an, die, ohne ihre Festung nur zu verschl essen, sämtlich ausgegangen waren. So machten wir uns, ohne Schwerdtstreich und ohne Kapitulazion, Meister von dem Meerbusen von Spezia.

Hier schliesse ich, und beurlaube mich von dir, bis wir uns in Genua wieder finden. Der Wind ist eben nicht günstig, aber unsre Matrosen scheinen von den Seeleuten von Bejä abzustammen, deren herkulischer Gliederbau — wie uns einige boshafte Alten erzählen — gar manchmal den Schönheitssinn der ersten römischen Damen in Bewegung gesezt hat. Wir hoffen daher bis Morgen, mit Hülfe der Ruder am Ziel unsrer Reise anzukommen.

Genua, den 11. *August* 1802.

Vorgestern Morgens früh sind wir hier angekommen. Die Menge neuer und merkwürdiger Gegenstände, und die Besuche, welche wir zu machen hatten, haben mich bis jezt so zerstreut und ermüdet, daſs, wenn mir es auch des Abends die Kräfte erlaubt hätten, etwas Vernünftiges zu denken, dies doch wegen der tausend Bilder und Vorstellungen, welche sich in meinem Kopfe durchkreuzten, nicht möglich gewesen wäre. Sonderbar drängten sich immer noch die vielen Ansichten der merkwürdigen Riviera di Levante in meine Anschauung der Schönheiten der Stadt, und ich wäre nun, da ich doch schon den dritten Tag hier bin, nicht im Stande dir etwas über die leztere zu sagen. Immer trägt denn doch die Natur den Sieg über die Kunst davon, und neben den Erinnerungen an den Meerbusen von

Spezia, für den die Kunst gar nichts gethan hat, gelang es dem prächtigen Golf von Genua nicht aufzukommen. Ich benuze diese günstige Stimmung meines Geistes, um dir schwache Kopien meiner Erinnerungen zu geben, und überlasse es dir, die rohe Zeichnung mit allen Farben deiner Einbildungskraft auszumahlen.

Wir verliessen um Mittag den Golf von Spezia beim herrlichsten Wetter von der Welt, und steuerten, um aus demselben zu kommen, zwischen Porto Venere und der Insel Palmara hindurch. Diese leztere Stadt, welche so hart an das Meer gebaut ist, daſs bei stärkern Winden die Wellen an die Häuser schlagen müssen, zeigt die deutlichsten Spuren ihres Zerfalls. Viele Häuser stehen ganz leer, andere liegen in Trümmern, und das Ganze sieht einer Stadt gleich, welche durch eine Belagerung fürchterlich gelitten hat. Das Kloster allein steht stolz an der Seeseite der Stadt, und die

Purpurköpfe seiner Bewohner, die sich am Fenster zeigten, beweisen klar genug, daſs hier gesunde Luft und kein Mangel sein müsse. An der nördlichen Seite befindet sich ein Kastell, welches kaum noch als solches zu erkennen ist, und unter den fürchterlichen Steinmassen, die mit Einemmale hier beginnen, sich kleinlich verliert.

Ueberhaupt gewinnt das Seeufer von da an eine ganz andre Ansicht. Vorher eine, gröſstentheils angebaute, meist terrassenförmig sich gegen das Meer erniedrigende Küste, stürzt sich das Gebirge jezt in hohen, perpendikulären, oben fantastisch ausgezakten Felswänden in die See, und wo du die Berge mit Händen greifen kannst, hat das Meer eine ungeheure Tiefe. Die Felsenschichten, so schroff sie auch abgeschnitten sind, stehen grotesk verwirrt im Wasser, und es bilden sich unzählige Grotten darin, wo die Wellen anplätschern, und bei schwächern oder stärkern

Winden der Scylla ähnliche Töne hervorbringen. Lange fährt man diesen Felsenwänden zur Seite, ohne auch nur eine Spur von Vegetazion zu erbliken, und das Gebirge scheint hier eine kolassale Mauer, hinter welcher sich das gesegnete Land verbirgt. Aber an diesen kalten Steinen, welche ohnedies durch die Vielfachheit und Gröfse ihrer Formen Staunen erregen, wird man doch durch die ausserordentlichste Mannigfaltigkeit von Farben überrascht. Die Schichten haben alle die tausend Farben, Schattirungen und Adern des genuesischen Marmors, und nicht selten stehen sie im abspringendsten Kontrast mit der heitren Färbung des Meeres. Das Eingeweide der Erde scheint hier offen da zu liegen, und man zählt mit Staunen die verschiedenen, auf einander geschichteten Steinlagen, und den unendlichen Raum von Jahren, der zu Bildung derselben und zum Abwaschen durch Wasser und Luft erfordert

ward. Hier war es auch, ungefähr eine halbe Stunde nordwärts von Porto Venere, wo wir eine sonderbare Naturerscheinung gesehen haben

Es war den 9. August, Mittags um ein Uhr, beim schönsten Wetter von der Welt. Die Hize ist diesen Sommer in ganz Italien ausserordentlich; doch war sie so beschwerlich nicht, da ein kleines Lüftchen einige Kühlung aus Nordost brachte. Wir fuhren ungefähr zehn Schritte unter einer dieser Felswände vorbei, welche sich ganz senkrecht herunter zog, und durch ihre Höhe gerade unsere Blike auf sich gezogen hatte. Ungefähr an der Mitte der Wand, an einem Orte, wo sich nie ein menschlicher Fufs hingewagt hat, geschah ein Knall, wie der Schufs einer stark geladenen Flinte, und zu gleicher Zeit stieg Rauch und Staub aus einer plözlich entstandenen Oefnung heraus, aus welcher dann auch eine Menge Steine hervor und

hinab in die See stürzten. So wie diese Steine in das Meer fielen, knallten sie wie abgeschossene Pistolen, das Wasser schäumte, ein Kalkrauch stieg aus demselben in die Höhe, und mehrere Minuten, nachdem die Steine schon verschwunden waren, sprühte das Wasser fingerdike Fontänen in die Luft. Wir erstaunten, wie du leicht denken kannst, über diesen kleinen Vulkan; die Seeleute aber, mit welchen wir darüber sprachen, machten gar nichts aus der Sache, und versicherten, ähnliche Erscheinungen schon oft an diesen Gebirgen gesehen zu haben. — Wenn du Lust hast, mir die Sache zu erklären, so dient zur Nachricht, dafs diese Gebirge aus Kalksteinen bestehen, die auf Schiefer ruhen.

Weiter hinauf ist das Gebirge nicht mehr so schreklich; es stürzt sich nicht mehr so senkrecht in die See hinunter, sondern läuft, wiewohl immer noch steil genug, terrassenförmig gegen dieselbe zu. Aber welche

Terrassen! Sollte man es glauben, daſs der menschliche Fleiſs an diese nakten Steine Fruchtbarkeit befestigt hätte? Und doch ist es so. An diesen steilen Bergen befinden sich unzählige Rebenpflanzungen, welche den wilden Gegenden doch zuweilen eine freundliche Ansicht leihen. Aber diese Reben sind auf ganz schmalen, eher Leitern als Terrassen ähnlichen Erdfleken gebaut, die gleichsam in der Luft zu hängen scheinen. Die gegen das Meer auslaufenden stürzen von Zeit zu Zeit herunter; manche Berge haben ihre Hülle ganz abgeschüttelt, andre stehen noch ohne Pflege da, wo der Mensch sich nicht hinwagen kann. In den Thälern und Schluchten stehen Olivenbäume, welche hier, gegen die rauhen Winde gesichert, nebst Wein und Kastanien, beinahe den einzigen Segen dieser sparsamen Erde ausmachen. Oben auf den Bergen kleben kleine Hütten, gleich den Schnekenhäusern an den Felsen, und es scheint

unbegreiflich, wie die Bewohner derselben sich herunter an das Meer wagen können, das hier, so zu sagen, kein Ufer hat, sondern an lauter steile Felswände anplätschert. Auf einigen Felsen sahen wir etliche Jungen sich baden, welche, um ein in dieser Jahrszeit auf ihren Bergen so seltenes Element aufzusuchen, sich herunter gewagt hatten. Die Armen! Sie schienen allein mit ihrer zarten Jugend, hülflos und verlassen auf einem felsichten Eilande dazustehn.

Schon Diodor aus Sicilien nennt Ligurien ein bergichtes dürres Land, und seine Bewohner arbeitsam und hart. Beides hat sich seit der Zeit nicht geändert, und Ein Blik an diese Berge überzeugt einen, wie sauer der Mensch hier mit der Natur ringen mufs. In den wildesten Bergen, wo der Boden seinen Kindern statt Brod nur Steine bietet, ohne eine Landstrafse in der Nähe, die ihnen Verdienst und Gelegenheit zum Erwerb ver-

schaffen könnte, verlangt die Erhaltung ihres kümmerlichen Lebens jede Anstrengung menschlicher Kräfte. Und wirklich thun sie auch alles, was ihnen möglich ist; und wo nur irgend ein nuzbarer Flek liegt, da sind sie drüber her. Ausser ihrer Feldarbeit, welche, so beschwerlich sie auch ist, ihnen doch bei weitem nicht den gröfsten Theil ihrer Zeit wegnimmt, aber sie auch nur verhältnifsmäfsig belohnt, beschäftigen sie sich mit Arbeiten für die genuesichen Fabrikanten. Sammet- und Bandwebereien sind die gewöhnlichen Geschäfte der Männer; Spizen klöppeln, die der Weiber. In den an der See gelegenen Orten werden häufig Schiffe gezimmert, und die meisten der Küstenfahrzeuge sollen in Lepanto, Nervi u. s. w. verfertiget werden. So lange nun freilich Handel und Schiffahrt in munterm Gange sind, erwerben diese Leute so viel, dafs sie leben können, aber niemals, um einen Vor-

rath für die Zukunft zu sparen. An die elendeste Lebensart gewöhnt, mit ihren wenigen Bedürfnissen, ohne Kenntnifs des Werths ihrer Arbeit, sind sie mit der Bezahlung zufrieden, welche ihnen der genuesische Kaufmann, der in ganz Europa berüchtigtste Knauser, zuwirft. Treten aber Umstände ein, wie in den lezten Jahren, dafs unter dem Druk des Krieges und der Revoluzionen jede Springkraft des Handels und des Kunstfleifses erlahmt, dann bleibt diesen armen Gebirgsbewohnern auch nichts übrig, als die schwärzeste Verzweiflung. Wer wird sie dann auch verdammen wollen, wenn sie, von bitterer Noth getrieben, den Reisenden in ihren Bergen anfallen, und in dem Neide der Verzweiflung des Himmels nicht achten, welcher ihnen Schonung fremden Eigenthums gebietet, und sie selbst mit keinem gesegnet hat? Diesem Elend einzig und allein ist die Unsicherheit des Weges über die Gebirge zuzu-

schreiben, welchen gegenwärtig selten ein Reisender zu nehmen wagt. Aber eben damit ist ihnen auch noch die lezte, wiewohl schwache Quelle vertroknet, ihre Maulthiere an die Fremden zu vermiethen, und sie über die Berge zu geleiten.

Nicht selten thut eine solche Armuth des Bodens, wie sie hier Statt findet, die Wirkung, jede Seelenkraft der Bewohner desselben abzustumpfen. An den Feuerländern ist diese Bemerkung bis zum Extrem wahr, hier aber, und vielleicht bei Gebirgsmenschen überhaupt, gänzlich falsch. Schon die Physiognomien dieser Bergbewohner verrathen viel Verstand, noch mehr aber Arglist. Viele wandern aus, dienen als Matrosen, bevölkern die Städte Italiens mit Betlern und Spizbuben, und manchen gelingt es, ausserhalb ihrer Gebirge eine nicht ganz gemeine Rolle zu spielen. Besonders berüchtigt ist in dieser Hinsicht ein ungefähr drei italienische Meilen

von der Küste entlegener Ort, Namens Borzonaska.

Dieses Dorf macht eine Republik der feinsten Spizbuben aus, welche durch gleiche Noth, Neigung, Handwerk und Verbrechen auf eine beispiellos enge Weise mit einander verbunden sind. Der Ort liegt nur wenig von der Bergstrafse entfernt; allein der Reisende ist vor ihnen sicher, da sie die weise Maxime befolgen, blos ausserhalb des Vaterlandes ein Gewerbe zu treiben, welches ihnen natürlich, auch in demselben fortgesezt, bald den Untergang bringen würde. Abenteuerlich sind die Erzählungen, welche mir glaubwürdige und selbstprüfende Leute von ihren feinen Intriguen, und grofs und weit aussehend angelegten Diebsplänen gemacht haben. Schon bei ihrer Erziehung wird von den Obern der Republik auf die künftige Bestimmung des Kindes Rüksicht genommen, und dieselbe der Rolle gemäfs, welche es dereinst in der Welt

spielen soll, eingerichtet. Zu diesem Ende werden die, demselben nöthigen Sprachen gelehrt, und die orientalischen sind von diesem Unterricht gar nicht ausgeschlossen, da sie ihnen in den italienischen Seehäfen, den nächsten Schaupläzen ihrer Betrügereien, unumgänglich nothwendig sind. Nach den Graden der Anlage wird jedem der Plaz angewiesen, welchen er ausfüllen soll, und ihre ausgebreitete Korrespondenz sezt sie überall in den Stand, mit gröfster Schnelligkeit Gehülfen herbeizurufen, wenn sie deren zu einer weitläuftigen Unternehmung nöthig haben. Vor einigen Jahren zeigte sich in mehreren genuesischen Städten ein griechischer Bischof, welcher angab, er sammle Geld für eine in Jerusalem zu erbauende, des heiligen Orts würdige christliche Kirche. Der Mann hatte ein weitläuftiges Gefolge, sprach vortreflich griechisch und französisch, und scheint seine Rolle besser verstanden zu haben, als

der, mit welchem Rousseau in seinen frühern Jahren gereist war. Er verschafte sich, wo er hinkam, grofsen Anhang, verrichtete seine bischöflichen Funkzionen mit Pracht und unter vielem Zulauf, und wurde, da er viel Lärmens machte, und man politische Bewegungen befürchtete, der Regierung von Genua verdächtig. Er ward eingezogen und verhört, aber es war keine Schuld an ihm zu finden. Schon wollte man ihn wieder in Freiheit sezen, als ein bei seinem Verhör gegenwärtiger französischer Commissär ihn an dem französischen Wort à f a i t, das die Borzonasken häufig brauchen, und auf eine ganz eigene Art aussprechen, erkannte, und ihn durch die Bekanntmachung seines Vaterlandes zum Geständnifs seiner Betrügerei zwang.

Die Fahrt an dem genuesischen Gebirge wird schon deswegen äusserst abwechselnd und romantisch, da es hier so ausserordentlich viele Vorgebirge bildet, zwischen wel-

chen sich das Land immer in einen mahlerischen Halbzirkel zusammenwölbt. In jedem dieser Zirkel liegt ein Dorf oder ein Städtchen, alle kühn in die Höhe gebaut, und durch eine eigene Bauart nicht unfreundlich sich zeigend, besonders da um sie herum der Boden fleissiger bearbeitet ist, und also auch eine lebhaftere Vegetazion gestattet. Ich werde nie die Ansicht des Vorgebirgs del Mosco vergessen, das in kolossalen Schichten in den tiefsten Meeresgrund hineingestellt ist, und zahllose Grotten bildet. Braun und ganz unfruchtbar wölbt es sich an einigen Seiten wie der leukadische Fels hinaus, und wirft einen grofsen Schatten auf die klare Fluth, der einer etwas erhizten Einbildungskraft durch seine tausend Zaken ein lebhaftes Spiel öfnet, das Wesenloseste in bedeutende Gestalten umzubilden.

Ausserordentlich verschieden ist die Art, wie diese Gebirge benuzt werden. Sie hängt

beinahe gänzlich von den Winden ab. An diesen Küsten Italiens sind der Nordwind (la Tramontana) und der Südwestwind (il Libeccio) die fühlbarsten. Gegen den ersten ist Genua, und der gröſste Theil seiner südlichen Küsten durch ihre Beugung gegen Südost, und durch die mächtigen Vorgebirge geschüzt. Dem zweiten hingegen, dem fürchterlich wüthenden, liegen diese Uferländer um so gefährlicher frei, indem er hier durch die hohen Berge gleichsam festgehalten wird. Wo dieser Zerstörer trift, da gedeiht die zarte Oelpflanze und der noch weichlichere Orangenbaum nicht; und es ist wohl ihm und seinem rauhen Bruder, dem Nord, zuzuschreiben, wenn das, nicht durch so viele Vorgebirge geschüzte, sondern meist flach gegen das Seeufer hinlaufende Küstenland von Toskana diese zarten Pflanzen des Südens nicht so begünstigt, als die nördlichen Ufer des Meerbusens von Genua. Auch hier ist es an

den Pflanzen ersichtlich, wo der Südwestwind trift; denn an diesen Stellen erblikt man kaum etwas anders, als Kastanien und Rebenberge. Aber je näher man Genua kommt, desto häufiger werden die Oelbäume an den Gebirgen, weil diese durch ihre Lage und Form immer wenigstens von einigen Seiten gegen die Winde geschirmt sind. Einer solchen günstigen Lage verdanken die drei Orte Nervi, Pegli und Nizza den ewigen Frühling, der sie schmükt, und sie keine der Beschwerlichkeiten des Winters empfinden läſst; verdanken sie die ganz eigene südliche Vegetazion, welche sich gleichsam hieher verirrt zu haben und dem schönen Fleke Italiens anzugehören scheint, der, wie die Dichter dieses Landes singen, einst vom Himmel gefallen ist. Wirklich geht auch nichts über die Freundlichkeit der Gegenden von Sestri, wo mit einemmal eine ganz neue Natur zu beginnen scheint. Runder und zwischen anmuthigen Hügeln und

Thälern zerstreut, sind hier die Berge, alle mit lebhaftem, tausendfach schattirtem und gemischtem Grün bedekt, und zwischen durch die so vielfach verschiedenen Mahlereien der Landhäuser, Mauren, Thore u. s. w. Nur in der Ferne zeigen sich die grauen Vorgebirge als die Mauren, womit die Natur dieses Paradies umschlossen hat.

Es war um Sonnenaufgang, als uns Genua durch den Nebel der Morgenlüfte zum erstenmal ins Gesicht fiel. Wir fuhren zu nahe an der Küste, als dafs uns die Stadt auf einmal prächtig vor unsern Augen aus der Ferne hätte hervortreten können. Noch einige Stunden entfernt, betrogen uns lange Zeit die schönen Landhäuser und die äussern Festungswerke, und je näher wir Genua kamen, desto mehr schien es sich von uns zu entfernen. Endlich erreichten wir's doch, und das neue Tyrus lag im Morgenschimmer schattenlos da, und stolz, wie seine ehemaligen Bewohner.

Ich sage dir nichts von dieser Ansicht, da sie Unzählige vor mir schon beschrieben haben; aber gestehen mufs ich es dir doch, mein Freund, dafs es X. Y. Z. nicht hören, ich fand sie gar nicht über jenen Beschreibungen, und noch weniger über meinen Erwartungen. Vielleicht gebe ich mir einmal Mühe, dir mein Urtheil zu entwikeln. Ich habe mich aber schon lange mit Beschreibung schöner Gegenden aufgehalten, dafs ich mit Recht fürchten mufs, dich bereits ermüdet zu haben. Naturschilderungen überhaupt, werden sie nicht mit den Farben des Dichters verschönert, verglichen wir oft mit ungesäuertem Brod; und wenn es dem Reisenden gelingen kann, die beste Zeichnung zu entwerfen, so ist sie doch weiter nichts, als die Uebersezung eines Gedichts in eine andre Sprache, und über diesen Punkt belehrt uns Cervantes wizig und wahr genug, wenn er

sagt, daſs die beste Uebersezung dem Originale eben so gleiche, wie die Rükseite einer gewirkten Tapete der vordern.

Genua, den 20. August 1802.

Nam quid ea memorem, quæ nisi iis, qui videre, nemini credibilia sunt, a privatis compluribus subversos montes, maria constructa esse.

SALLUST. Catil. 13.

Nähert man sich der Stadt Genua zur See, so bekommt man gewifs den vortheilhaftesten Eindruk von ihr. Wie ein ungeheures Amphitheater umringt sie mit ihren Nachbargestaden den Golf, welcher zwischen ihnen wogt. Hohe Berge schliessen sie von hinten ein; eine Menge der schönsten Gärten und Landhäuser dehnen sich mit üppigen Bäumen und Gesträuchen bis an die Uferfelsen, welche sich gegen Süden in graue schroffe Gebirgsmassen, gegen Nordwest in mildere Hügelgegenden verlieren. Eine grofse Mauer umgiebt den Hafen auf der Seeseite, und verbirgt

dem Annahenden die belebten Umgebungen desselben. Ein neues Amphitheater, kleiner zwar, aber abwechslungsreicher, thut sich dem Auge auf, so wie man im Hafen ist; die schönsten Paläste liegen gerade vor Ihnen. Sehr volkreich sind die Strafsen, welche den Reisenden zuerst aufnehmen. Alle, ausserordentlich enge, giessen eine Menge Menschen auf den Hauptpunkt aus, um welchen sich die Thätigkeit der ganzen Stadt dreht. Die Häuser sind gewöhnlich von vier bis fünf Stokwerken, und häufig von sechs bis sieben. Im Erdgeschofse haben sie fast alle Buden, in welchen die gröfste Thätigkeit herrscht. Selten findet sich ein Sonnenstrahl in die Strafsen. Kein Wagen kann sie befahren; nur die einzige Strada Balbi hat dieses Vorrecht, und noch ein andres, dafs die untern Stöke der Häuser von den Vornehmern bewohnt sind. In der übrigen Stadt hausen da gerade die ärmsten Leute, in den Mittelstöken

die wohlhabenden, und die höchsten sind von den Reichen besezt.

Die Bauart der Häuser hat überhaupt viel Eigenes, besonders Orientalisches. Auf den Dächern der meisten sind Terrassen angebracht, welche man gewöhnlich mit Blumentöpfen geziert hat. Oft sogar wird man wunderbar überrascht, wenn man aus den endlosen Treppen heraus, die man ersteigen mufste, plözlich unter ein lebendiges Traubendach tritt, und ich kenne ein solches, das bis in das fünfte Stokwerk in Einer einzigen Rebe hinaufgetrieben ist, welche da oben erst in weite schattende Zweige sich verbreitet. In dieser Höhe befindet sich auch gewöhnlich das Wassermagazin des Hauses. Das Wasser wird durch die natürliche Lage der Stadt zwischen den Bergen so hoch hinaufgebracht, und vertheilt sich auf des Hauses Spize erst in die einzelnen Zweige, wodurch die Küchen der verschiedenen Bewohner versehen werden.

Alle haben in derselben einen Hahn, den sie nur zu öfnen brauchen, um frisches Wasser zu haben. Jeden Morgen werden diese Magazine rein ausgeleert, um wieder gefüllt zu werden, und es ist für den Fremden etwas ganz Unerwartetes, um diese Zeit das lebhafte Rollen des Wassers zu hören, das sich jezt in die allgemeinen unterirdischen Kanäle ausgiefst.

In den Wohnungen selbst wird man durch einen eigenen Prachtgeschmak in Verzierungen und Hausgeräthe überrascht. Ganz gewöhnlich sind Vergoldungen. Mit Verschwendung sieht man die schönsten Marmors angebracht. Kostbare und kunstreiche Stukarbeit, Spiegel, seidene Tapeten und der äusserst schöne Estrich des Bodens, sind fast allgemeine Vorzüge. In bemittelteren Häusern sind die Plafonds meistens gemahlt, und es giebt überhaupt selten eine wohlhabende Familie, welche nicht einige vorzügliche Gemählde,

besonders von niederländischen Meistern, aufzuweisen hätte.

Gleicher Reichthum ist in den öffentlichen Gebäuden und Anstalten sichtbar. Die ungeheuren Wasserleitungen, und ihre so sehr vereinzelte Vertheilung, sind Werke, welche der Römer in ihren schönsten Zeiten würdig wären. So sind es auch die unterirdischen Kanäle, in welche sich aller Unrath der Stadt verliert. Sie wurden mit einer Festigkeit und mit einer so klug berechneten Zwekmäſsigkeit erbaut, daſs man bis jezt nie nöthig fand sie zu reinigen. So ist in der ungeheuren kühnen Brüke von Carignano, die zween Berge in einer Höhe verbindet, worunter Häuser von acht Stokwerken stehen, so in den übrigen öffentlichen Gebäuden, den Werken am Hafen, den Befestigungen u. s. w. eine Kraft und ein Reichthum thätig gewesen, welcher nur schwach noch durch den in den Woh-

nungen herrschenden Prachtgeschmak beurkundet wird.

Alles das ist aber auch freilich zu einer Zeit geschehen, als die einzige Stadt einer der mächtigsten Staaten unsrer Halbkugel war, und ihre gefürchteten Flotten alle Meere beherrschten. Da Genua allein übrig geblieben war von den Nebenbuhlerinnen Venedigs; als es seine Eroberungen vom schwarzen Meer bis ins jonische ausdehnte, seine siegreichen Fahnen in Spanien und Afrika unersättlich um sich griffen, Kaiser Manuel von Konstantinopel selbst ihnen zinsbar war *), seine Schiffe Franzosen und Engländer schüzten, und einer seiner Bürger den schönen lukkesischen Staat kaufen konnte **); — damals freilich hätte der Freistaat von Genua mehr noch vermocht, als wir sehen.

*) Vom Jahr 1155 an.

**) Gherardo Spinola kaufte ihn für die Summe von 74,000 Goldgulden.

Diese Glanzperiode erlosch, als Genua dem mächtigern Venedig im vierzehnten Jahrhundert unterlag. Darum ist es aber nie verarmt. Sein immer fortdauernder, beinahe ausschliessender Handel mit Spanien und Portugal, seine erworbenen Kapitalien und Kostbarkeiten erhielten einen Wohlstand, welcher immer noch selten und beneidenswerth ist. Jahrhunderte waren die Kassen der genuesischen Patrizier allen geldbedürftigen Regierungen offen. Die einzige Familie Cambiaso baute die fünfzehn Meilen lange Strafse durch die Bocchetta, und die eben so kostbare nach Voltri auf ihre eigene Kosten. Andre zeigten ihre Vaterlandsliebe und ihren Reichthum in der Unterhaltung kostbarer Hospitäler, andre durch die würdige Bekleidung der Gesandtschaftsposten der Republik, zu welchen diese nur geringe Vorschüsse gab. Als aber die französische Revoluzion hereinbrach, begann das Unglük des Staats gleich mit den

ungeheuren Verlusten auswärtiger Kapitale, wodurch einzelne seiner Bürger betroffen wurden. Gegen hundert Millionen waren auf diese Weise schon verloren, ehe die Republik von der gewaltigen Kriegeswoge selbst ergriffen wurde, die sich später über sie herwälzte. Der Regierung ward so bange für ihre Bürger, dafs sie durch strenge Geseze den Aufwand in Sänften und Bedienten einschränkte, worin sich der Patrizierstolz sonst innerhalb der Stadt noch allein ausgelassen hatte.

Schneller würden indefs doch jene alten Reichthümer zerronnen sein, wenn nicht die Lage der Stadt selbst schon manche Arten von Verschwendung verboten hätte, wodurch sich der Adel andrer italienischer Staaten zu Grunde gerichtet hat. Pferde und Equipagenluxus ist etwas, was man in Genua beinahe so wenig kennt, als in Venedig. Wie die sonderbare Insellage der leztern Stadt den

Genüssen und Freuden eine eigene Richtung gab, so bekamen sie sie in dem rings von Gebirgen und der See umschlossenen Genua gleichfalls. Man kann darum mit einiger Einschränkung auf sie anwenden, was Macchiavelli von den deutschen Städten sagt: „die Einwohner derselben sind reich, weil sie wie Arme leben."

In der Lebensart der genuesischen Patrizier war wirklich von jeher jenes sonderbare Gemisch von Ostentazion und Sparsamkeit ersichtlich, welches die italienische Nazion überhaupt, unter den Ständen aller aber den Kaufmann karakterisirt. Wenigstens dürfen wir es blos den Umständen zuschreiben, dafs der Staat von Genua sich durch merkantilische Thätigkeit und Enthaltsamkeit in die Höhe geschwungen hat, wenn wir in den prächtigen Palästen seiner Patrizier, mitten unter ihren herrlichen Kunstwerken, auf ihren reich vergoldeten Stühlen, eine lange

Abendgesellschaft hindurch vergebens nach einer Erfrischung schmachten, und in unserm Durste den Vorwurf der Florentiner gerecht finden, daſs der Genueser der gröſste Knauser unter der Sonne sei. Denn die Erinnerungen der alten Gröſse, welche sie so gern fühlbar machen, haben, wie bei den Spaniern und andern Nazionen, deren schöne Zeiten vorüber sind, nichts anders zur Rechtfertigung übrig behalten, als eine starke Neigung zu einer unfruchtbaren und unbequemen Pracht, die sie selten in etwas anderm, als in dem darstellen, was nur das Auge geniessen kann, das seinen Werth nicht leicht verliert, und wenigstens durch den Genuſs nicht vermindert wird.

In manchen andern Dingen äussert sich dieser Karakterzug der Genueser. Jedes Denkmal von Wohlthätigkeit oder Freigebigkeit gegen den Staat trägt das Bild und den Namen des Gebers an sich. Man hat ihnen

das verschiedentlich vorgeworfen; aber ich finde es in aristokratischen Freistaaten, wie Genua noch vor kurzem gewesen ist, nicht so übel. Was irgend Gutes und Grofses im Staate geschehen ist, das haben einzelne Familien gethan. Der berühmte Name erbt sich fort, und oft mag er dem bessern Urenkel eine Last werden. Er spornt ihn zu Thaten, die er in der Beschränkung einer auf ihre alten Formen eifersüchtigen Republik nicht ausführen kann, wenn sich ihm nicht in den auswärtigen Verhältnissen derselben die seltene Bahn eröfnet. Kann er nun weder als Politiker, noch als Krieger seine Würdigkeit erweisen, was bleibt ihm übrig, als Verdienste um die Verschönerung der Stadt, um nüzliche Anstalten u. dergl.? Hat er diese sich erworben, so ist er seines Namens werth; er ist aber auch verpflichtet, seine Ehre auf eine öffentliche Art zu seines Hauses Ruhm zu schlagen, damit jeder künftige Zweig desselben gleichen

Antrieb zu gleichen Verdiensten haben möge. Ruhm ist ja doch das Einzige, wodurch der aristokratische Staat den Aristokraten belohnen kann — denn auch Aemter und Ehrenstellen geben ihm nichts weiter, sobald er ein ehrlicher Mann ist.

Damit mag auch die grofse Wohlthätigkeit des genuesischen Adels in Verbindung stehn. Es giebt unter demselben viele Familien, welche schon seit langen Jahren an bestimmten Tagen der Woche viele Porzionen Suppe, Brods u. dergl. austheilen lassen. Bei manchen ist es schon lange eingeführt, dafs die jährlichen Einkünfte in drei gleiche Theile abgeschieden werden, wovon der erste für die Bedürfnisse des Jahrs, der zweite für die Zukunft, der dritte für die Armen bestimmt ist. Von der Art ist das Haus Pallavicini, welches jedes Jahr gegen 100,000 Lire unter die Armen fliessen läfst, ohne dafs man viel davon hört. Und darin ist diese Familie nur

gar nicht einzig. Sie hat mehrere Nebenbuhler in ihrer Wohlthätigkeit, und noch viel mehrere, die man nicht kennt. Denn hierin verläugnet sich die Ostentazion des Volks auf das rühmlichste, wie folgender Zug beweisen mag, den ich aus guter Hand habe. Ein Armer kam zu einem Patrizier, und bat ihn um eine Unterstüzung. Er ward mit dem Bedeuten entlassen, in acht Tagen wieder zu kommen. Der Arme erscheint um die bestimmte Zeit, wird aber zu seinem gröſsten Erstaunen heftig angefahren, daſs er betteln gehe, da er doch 6000 Lire in der Bank liegen habe. Der Arme betheuert bei allen Heiligen, daſs er nichts besize, erkundigt sich endlich aber doch in der Bank, und findet wahr, was ihm sein unbekannt bleiben wollender Wohlthäter gesagt hatte.

Diese Wohlthätigkeit ist natürlich nicht immer gut angewendet, und erzeugt oft gerade die schlimmen Folgen, welche sie ver-

hüten will. Aber die neusten Zeiten haben sie doch manchmal gerechtfertigt, wo, beim Stillstehen aller Gewerbe, selbst der ehrwürdigste Theil der Nazion ohne sie seinem Elend erlegen wäre.

Eben so gegründet in ihrer Staatsverfassung mag ein andrer Zug im Karakter der genuesischen Patrizier sein, den man ihnen so gerne vorwirft. Man klagt über ihren Stolz, und über Mangel an Zuvorkommen gegen den Fremden. Ich erkläre das so gut, als bei den Engländern, aus dem Stolz auf ihr Vaterland, welches sie über jedes andere Land erhaben denken. „Jeder Patriot," sagt Rousseau im Emil, „ist hart gegen die Fremden: „Sie sind in seinen Augen nur Menschen, „nichts weiter;" und nur in diesem Umstande dürfen wir uns ja auch den übermüthigen Stolz der Griechen und Römer gegründet denken, bei welchen nur der cives romanus und der Nichtbarbare Menschen waren.

Mögen wir es unserm unseligen Mangel an Vaterlandsstolz zuschreiben, wenn der Deutsche den fremden Mann, wie die fremde Sitte und Thorheit, so willig bei sich aufnimmt. Hätten wir jenen Stolz, o wir wären nie dahin gekommen, wo wir ihn nicht mehr haben dürfen!

Die Revoluzion hat bis jezt nur äusserst wenig im Geiste und in der Lebensart der Genueser verändert. Noch immer theilt sich die ganze Stadt in Adel und Klienten. Jeder hatte es ehmals nöthig, sich an irgend einen Patrizier anzuschliessen, damit dieser seine Stelle in dem Senat für ihn vertrat, und in allen Fällen ihm das Wort redete. Der Klient wurde von seinem Gönner mit Geld und Vorsprache unterstüzt, und leistete diesem dafür wieder andere Dienste, wodurch sich beide gleich unentbehrlich wurden. In stürmischen Zeiten der alten Republik war dies eine Politik, deren jeder Adeliche benöthigt war,

und wovon oft sein ganzer Einfluſs im Staate abhieng. Wo er daher gieng und stand, war er von einer Schaar solcher Leute umgeben, welche gröſser oder kleiner war, je nach dem Verhältniſs seines Ansehens, seines Reichthums und besonders seiner Freigebigkeit. Durch diesen Umstand wurde die Scheidewand zwischen Adel und Bürger immer tiefer, die Gränzen zwischen beiden immer schärfer. Die gesellschaftlichen Verhältnisse konnten natürlich nicht gedeihen, da der Abstand zwischen den verschiedenen Ständen zu groſs war, und die Wirkung der einzigen bestehenden Gleichheit unter dem Adel durch Eifersucht und Intriguen verhindert wurde. Und dieser Mangel ist gewiſs noch jezt fühlbar, und wird sich nur nach und nach aufheben, so wie der zweite Stand mehr in die Hohe kommt, wozu er gegenwärtig auf gutem Wege ist, und wie der französische Gesellschaftston mehr um sich greift, zu dessen

Verbreitung schon seit mehreren Jahren besonders das Haus des französischen Gesandten Salicetti wirksam war.

Im Handel und Verkehr überhaupt sind die Genueser sehr verschrien. Einer der leztern gestand das selbst ein, als er sich einmal zu Mailand mit einem Piemonteser zankte, und diesem in der Hize sagte: „Solcher Spizbuben, wie du einer bist, giebt es ja nicht einmal in Genua." Wirklich zeichnen sie sich durch Feinheit und List sehr aus, und da folgt der Betrug gerne mit. Auffallend ist die Anzahl von Verbrechern, welche die Regierung seit mehreren Jahren mit unerbittlicher Strenge bestraft, die aber ihre Zahl und Kühnheit nur immer noch zu vermehren scheint. Nichts ist häufiger in der Stadt selbst, als Einbrüche und Taschendiebereien; und die leztern sind um so gefährlicher, da man, im Fall man den Dieb selbst auf der That ertappt, schweigen muſs, wenn man sich seinem Dolche

nicht aussezen will. Keine von allen Strassen, welche nach der Stadt führen, ist sicher; selbst auf der See werden Fahrzeuge von Räubern angegriffen, die von der Riviera di Levante herabkommen. Einer meiner Freunde hatte das Unglük, auf diese Weise alles zu verlieren. Er fuhr auf einer Feluke von mittlerer Gröſse von Genua nach Livorno. Nur einige Meilen von der Stadt wird sie von einer Barke angehalten, welche mit Bewafneten angefüllt ist. Diese hatten sich alle die Gesichter schwarz beschmiert, sprachen einen, den übrigen Genuesern unverständlichen Jargon unter sich, und nahmen mit fort, was ihnen von der Ladung anständig war, und ihr Fahrzeug nur immer fassen konnte. Dergleichen Vorfälle sind nichts weniger als selten. Beraubungen auf den Strassen fallen noch häufiger vor; die Regierung straft mit aller Strenge, aber die Bösewichter haben sich zu einer Stärke vereinigt,

welche selbst mehreremale den Linientruppen mit Glük die Spize geboten hat. Dieses alles ist aber begreiflich, wenn man das Elend und die Armuth kennt, welche in den Gebirgen herrschen. Durch die Veränderung der Dinge überhaupt, die Belagerung Genua's unter Massena, die verschiedenen Blokaden des Hafens sind viele Menschen brodlos geworden. Das Land hat so wenig eigene Hülfsmittel, dafs ihnen vor dem Hungertode nichts übrig blieb, als der Angriff auf fremdes Eigenthum.

Gränzenlos war das Elend, und unbeschreiblich in dem Jahr, da Genua die schrekliche Belagerung unter Massena aushalten mufste. Noch sind die Berichte davon in jedermanns Gedächtnifs. Die Zahl der verstorbenen im Jahre derselben, 1800, betrug 12,492 Menschen, da sie in dem folgenden von 1801 nur 3,977, und 1802, 3,902 war. In diesen drei Jahren schwankte die Zahl

der Gebohrnen immer zwischen 3 und 4000 *). Sonst ist die Bevölkerung der Stadt gewöhnlich im Steigen, und die auf dem Lande, wenn nicht im Stillstand, eher im Abnehmen. Die Luft ist gesund; die Thätigkeit in Zeiten des Friedens sehr grofs; die Lebensmittel sind in nicht zu hohem Preise, und man darf immer, wenn Europa's Ruhe einmal befestigt sein wird, schönere Tage für Genua hoffen. Besonders mufs sich seine Marine unter der französischen Herrschaft nothwendig vermehren, da durch dieselbe ihr bis jezt einziges Hindernifs, der ewige Krieg mit den Barbaresken, gehoben ist.

Sehr auffallend für den Fremden ist die grofse Stille, welche in der so belebten, so volkreichen Stadt herrscht. Die Genueser

*) Im Jahr 1800 wurden gebohren 3,022 Seelen, 1801, 3,063, und 1802, 3,502. Eben wurden geschlossen: im ersten Jahre 496, im zweiten 758, im dritten 692.

sprechen gewöhnlich sehr leise zusammen, und auf dem gröſsten Plaz ist kein Lärmen, wie in der kleinsten Straſse von Livorno. Nur läſst sich hie und da ein Esel so durchdringend vernehmen, daſs man lieber das Rasseln eines Wagens hören möchte, als die Stimme des Thiers, welches den Genuesern alle ihre Bedürfnisse zuführt.

Denken Sie sich keine besondere Beziehung, wenn ich von dem Schreien der Esel auf die Sprache der Genueser übergehe. Sie unterscheidet sich von jedem andern Dialekte himmelweit. Nicht nur die Aussprache ist ganz verschieden, sondern sie hat auch eine Menge fremder, besonders französischer Worte. Wie schwer sie für den Fremden zu verstehen sei, ist schon daraus ersichtlich, daſs nicht jeder Genueser selbst den andern mit Leichtigkeit versteht. In den verschiedenen Quartieren der Stadt herrschen auch vier verschiedene Mundarten, welche mehr oder weniger

von dem reinen Zeineize — wie sie ihren Dialekt selbst nennen — abweichen. Die Büchersprache desselben, worin mehrere vorzügliche Dichter geschrieben haben *), ist

*) Ich seze hier die zwo ersten Oktaven der sehr gerühmten Uebersezung des Tasso her:

1.

Canto quello, che ri âtri han za cantaoù
In âtre lengue, e mi canto in Zeneize;
Ro sepolcro de Cristo liberaoù
Da ro Grande Gofredo, chi ghe speize
Sangue, e sûo: perche o l'ha contrastaoù
Fin con ro Diavo, quello brutto arneize:
Ma in fin per grazia de Demenedé
Ri sò compagni se gh'unir con lé.

2.

Mi no ciammo ra Musa de Orofœuggio;
Ma a voi me vôzo Vergine Maria,
Fæ, che intre rimme mi non trœuve scœuggio,
E ch'aggian ri mæ versi l'armonia;
Che con onò mi sciorte da st'imbrœuggio,
Voi che séi ra mæ guidda, e ra mæ via,
E se a scrive de Voi mi non me son
Misso, ve ne domando ro perdon.

die, welche die Gebildeten sprechen, und die dem Fremden selten gestattet, an der Unterhaltung Theil zu nehmen, wenn man nicht die Gefälligkeit für ihn hat, französisch zu sprechen, was sie meist alle verstehen.

Indefs erhält das Zeincize im Munde der genuesischen Damen, troz ihrer männlichen Stimmen, eine eigene Schönheit, woran freilich der alte Saz seinen Theil haben mag, dafs aus schönen Lippen, wie der Italiener manchmal sagt, selbst die deutsche Sprache wohl klinge. Durchgängig sind die Genueserinnen schöner als ihre Männer, im Allgemeinen sehr schlank gewachsen, in guten Verhältnissen gebaut, und mit Fülle gerundet. Franceschini hat sie herrlich aufgefafst, und was er auch darstelle, Göttinnen des Himmels oder der Erde, so sind es immer seine schönen Landsmänninnen. Ihr Busen ist reich, aber nicht überflüssig begabt; ihr Gesicht ein reines Oval; die Augen grofs und rund

geöfnet, von brennend schwarzer Farbe, und kühner Herausforderung. Die Nase iste länglicht und rein geformt, der Mund klein und rund und der Nase nahe; die Gesichtsfarbe blühend, und die Zähne blendend weiſs. Ihre Bewegungen sind anmuthig, und bei ihrer geschmakvollen Kleidung, tausend Abwechslungen reizender Drapperien begünstigend. Nichts geht über die Kunst, womit sie ihr Pezzoletto — so nennen sie eine Art von Schleier, der auf beiden Seiten des Gesichts herunterfällt, und von weissem Stoffe ist — umzuwerfen verstehn. Dadurch und durch die koische Durchsichtigkeit desselben sind sie die ersten unter den Italienerinnen. Ihr Haarpuz ist in griechischem Geschmak, und scheint dem Wechsel der Mode weniger unterworfen zu sein, als an andern Orten. Ihre ganze Kleidung ist äusserst reinlich, und als ich sie oft gesehen und gehört hatte, wunderte ich mich nicht mehr über das, was

man mir sagte, und in geringerem Grade wohl überall wahr sein mag, dafs das Glük der meisten Männer in Genua an die Launen dieser Schönheiten befestigt sei. Ich fand es ganz vernünftig, dafs für sie eben so gut, als für die Geistlichen, der Porto franco, in welchem alle Geschäfte gemacht werden, durch die Geseze verschlossen ist.

Dieses hindert indessen nicht, dafs die Weiber nicht einen grofsen Theil an der Gewerbsthätigkeit nehmen. Fleissig darf ich sie nennen, in Vergleichung mit ihren übrigen italienischen Landsmänninnen. In allen Buden und Kaffee's sieht man sie stehen, und, beinahe ausschliefslich, das Geld einnehmen. Indessen haben sie doch alle ihren Cicisbeo, welcher in der Sprache des Landes il Patito heifst. Diese Sitte hat sich in Genua fester erhalten, als in den übrigen Städten Italiens; was wahrscheinlich in der Thätigkeit der Männer gegründet ist, welche, wenn sie reich

sind, sich nicht, wie der übrige Adel, dem Müssiggang überlassen, und daher nicht immer Zeit genug haben, ihre Frauen zu unterhalten. Noch ziemlich häufig geschieht es, dafs dieses Ehesupplement im Heirathsvertrage von der Frau bedungen wird, ob es gleich selten geworden ist, dafs man die Person selbst dabei bestimmt. Die edeln Genueserinnen ahmen hierin ihren übrigen Landsmänninnen nach, und finden es weit angenehmer, die Gesellschaft des Unzertrennlichen von Zeit zu Zeit zu wechseln.

Im Winter besuchen sie alle Abende das Theater. Der Eingang zu demselben ist der allerelendeste, welchen man sich denken kann. Man steigt mehrere Stufen hinab, ehe man in dasselbe gelangt. Es ist klein, in schlechten Verhältnissen gebaut, und, wie die genuesischen Häuser beinahe alle, mit einem freskogemahlten Plafond geziert. Die Musik ist gewöhnlich erbärmlich, wenn sie nicht

hie und da durch einige fremde Virtuosen belebt wird. Dafür ist der Geschmak des Publikums mehr für Lustspiele und Spässe aus dem Stegreif gestimmt, welche dann freilich mit aller möglichen Freiheit gegeben werden, die der laxere Begrif des Anständigen bei dem Italiener nur immer gestatten kann.

An Kunstwerken aller Art ist Genua sehr reich, besonders aber an Gemählden der niederländischen Meister, von denen sich mehrere der berühmtesten, Jahre lang in dieser Stadt niedergelassen hatten. Wie sollt' ich enden, wenn ich da anfienge? Aber so ganz kann ich mich nicht trennen von der stolzen Stadt, ohne wenigstens ein paar Worte über die Kirche von St. Ambrogio gesagt zu haben.

An Gemählden ist sie eine der reichsten in Genua. Von Rubens allein befinden sich drei Stüke in derselben, ein Kindermord, eine Teufelsaustreibung durch den heiligen Ignazius und eine Beschneidung Christi. Alle drei

sind sehr schön für Rubens. Besonders befinden sich im zweiten gar liebliche Kinder. In einem derselben hat der Künstler einen feinen psychologischen Zug aufgefafst. Eins der Kinder stekt voll Verwunderung die Hand in den Mund, um anzudeuten: hier mufs der Böse herausfahren. Ausserdem ist hier eine Befreiung Petri von Vandyk, zwar sehr verdorben, aber immer noch die Meisterhand verrathend. Der schlafende Soldat ist eines der scheufslichsten Gesichter, die der Künstler nur immer in dieser, an dergleichen Physiognomien so reichen Stadt auftreiben konnte. Der Kopf des Petrus war mir besonders merkwürdig wegen einer andern Darstellung desselben in einem benachbarten Bilde. Dies ist eine Himmelfahrt der Maria von Guido, und nicht von Guercino, wie Volkmann hat. Die Figuren sind unübertreflich um das Grab her gruppirt; jeder sieht den andern verwundert an, oder fragt ihn;

nur der fromme Petrus ist voll heiligen Staunens auf die Knie gesunken, und schaut andachtsvoll in den Himmel. Im herrlichsten Gegensaze mit den bewegten Gemüthern der Jünger steht die Miene der Verklärten, welche voll Hingebung und Ruhe, in das Gewand der Unschuld gehüllt, schon die Nähe dessen zu fühlen scheint, der sie zur Gebenedeihten unter den Frauen gemacht hat. Die Geister der Glorie sind mit der, diesem Künstler eigenen Grazie gemahlt. Die Gewänder sind ganz vortreflich grofs und mit Anmuth geworfen, und das Kolorit so warm, dafs man bei der sonstigen Kälte seiner Farben anstehen sollte, das Gemählde für einen Guido zu halten. Seine Manier, erst breit anzulegen, und dann mit einem kleinen Pinsel wie eine Zeichnung vollends auszuarbeiten, ist auch in diesem Gemählde ein Hauptzeichen des Meisters. Vor diesem Bilde wurde mir erst der grofse Unterschied zwischen einem

Rubens und Guido auffallend, da ich den erstern, der diesem gegenüber hängt, nicht mehr ansehen mochte. Aber desto schöner zeigs sich die Verwandtschaft des bessern in den beiden Petrusköpfen von Vandyk und Guido. Keiner mahlte den nehmlichen Petrus, aber Beide so, wie dieser Fels sein mufs. Allein man betrachte die Maria in Rubens Beschneidung, und die in Guido's Verklärung, und man wird erkennen, wie hoch sich der leztere seinem Ideal näherte, und wie gemein der erste an der gemeinen Natur seiner Flamänderinnen klebte.

Livorno, den 15. Februar 1803.

Engel hat einst in seiner Mimik auf einen Vorzug aufmerksam gemacht, welchen die Italiener ausgezeichnet besizen, und gewünscht, dafs Reisende diese Seite des Volks mehr beobachten möchten, als bisher geschehen. Wirklich fällt dem Fremden im Anfang nichts so sehr auf, als die lebhafte Gestikulazion der Italiener, wenn er gleich bei einem längern Aufenthalt in diesem Lande nach und nach selbst anfängt, sich durch Mienen und Bewegungen die Worte zu sparen. Aber es ist so schwer, sich über diese Eigenheit ohne Zeichnungen verständlich zu machen, dafs man nur das hervorstechendste beschreiben kann. Indefs will ich thun was ich vermag, und Ihnen Einiges von dem sagen was ich bemerkt habe.

Zuerst aber mufs ich Sie auf die Sprache selbst aufmerksam machen, und Ihnen ihren

Reichthum für mimischen Ausdruk zu schildern suchen. Jede Bezeichnung der Körpertheile bietet mir in dieser Hinsicht Materialien an, und ich will mich zuerst an das Gesicht halten,

ove più di vital formò natura,

wie Tasso sagt *), und in diesem an den Spiegel der Seele, an das Auge. Und wie nüanciert hier die Sprache! Welche andre bezeichnet, wie die italienische, das grimmig drohende Auge mit occhiaccio, das freundliche mit occhiuzzo, den schnellen heimlichen Blik mit occhiatina, den Wink welchen das Auge giebt mit far l'occhiolino, das verstohlene Anschauen mit guardar colla coda dell' occhio, und dieses mit Freundlichkeit und leiser Bedeutung der Liebe durch guardar colla coda dell' occhiolino; das mürrische Aussehn

*) Ges. VII. 39. St.

mit far occhiacci, den Zorn mit occhi di fuoco, das weinerliche Aussehn mit far gli occhi rossi? Eben so bildlich bezeichnet das andar a chius 'occhi, das blindlings auf etwas Losgehn; das a occhi aperti das Gegentheil mit Achtsamkeit; das far gli occhi grossi, das stolze über die Achsel ansehn, und das serrar gli occhi, sterben, und dann das liebliche velar l'occhio, einschlummern. Nehmen Sie sodann die Augenbraunen, in welchen, nach Winkelmann, am meisten Ausdruk und Bedeutung liegt, so hat die italienische Sprache sein Urtheil schon zum voraus bestätigt, wenn ihr il ciglio oft so viel, als das Gesicht selbst ist. Il bel ciglio sereno, ist das heitre, frohe Gesicht, in welches jedermann mit Vergnügen schaut; aber nicht so, wenn es die Stirne runzelt, wofür sie das accigliarsi hat. Wie ausdruksvoll ist das inarcar le ciglia, für: sich sehr verwundern; das

alzar le ciglia, die Augen aufschlagen, und das Aguzzar le ciglia, die Augenbraunen schärfen, spizen, für: ein finsteres Gesicht machen, oder mit einer kleinen Nüance, welche selbst diese Sprache nicht bezeichnet, für das provinziale: angükeln, wenn ein Schwachaugiger z. B. eine Nadel einfädelt. Nehmen Sie sodann den Mund, so hat sie auch das deutsche Maulaufsperren der Aufwerksamkeit oder Verwunderung in ihrem stare a bocca aperta, und das Mäulermachen, Gesichterschneiden, in far bocche. Aber sie wird noch bezeichnender in ihrem favellar colla bocca piccina, colla bocca stretta, a mezza bocca, um das ehrerbietige und behutsame Reden auszudrüken, wozu sie in dem esser largo di bocca, ohne Rükhalt von Jedem sprechen, den Gegensaz hat. Eben so reich sind ihre mancherlei Bezeichnungen mit Hand, Fuſs, Hals, Stirne, Nase u. dergl., die ich

Ihnen nicht anführen will, um meinen Brief nicht zu einem trokenen Wörterverzeichniſs zu machen; aber das muſs ich wenigstens noch hinzusezen, daſs die angeführten Ausdrüke und noch viele ähnliche alle kruskant, und nicht trivial sind; indem ausser diesen und manchen andern, von den Sprachlehrern anerkannten, die verschiedenen Provinzialmundarten in dergleichen mimischen Bezeichnungen einen so groſsen Reichthum enthalten, daſs aus ihnen allein schon vielleicht das Lehrbuch der Mimik, welches uns noch fehlt, zusammengetragen werden könnte.

In diesen Ausdrüken allen ist die Natur bezeichnet, wie sie bei allen Völkern sich darstellt. Andre mimische Bezeichnungen hingegen sind nur den Italienern eigen, oder wenigstens nur bei ihnen gewöhnlich, weil die gröſsere Lebhaftigkeit des Volks sie einmal fodert. Sie sind darum nicht konvenzionell; sie werden dennoch von jedem ver-

standen, und auch bei den Nordländern von Menschen erkannt, denen die Natur ein helleres Geistesauge gegeben, als den gewöhnlichen Erdensöhnen. So finden sich in Shakespeare viele Stellen, worin er dem Schauspieler selbst die Winke der Darstellang giebt, und Othello wird gewifs nicht mit geschlossenem Munde dastehn, wenn sein Weib ihm in der fürchterlichen Stunde sagt: „Es ist „unnatürlich, Liebe mit dem Tode zu be„strafen! O Gott! warum nagst du so „an deiner Unterlippe? Irgend ein „blutiger Vorsaz erschüttert deinen „ganzen Körper." Eben so bezeichnend ist Shakespeare, wenn König Heinrich IV zu Worcester spricht: „Diese Dinge habt ihr „freilich ausgesagt, auf öffentlichen Markt„pläzen ausgerufen, von den Kanzeln abge„lesen, um das Gewand der Empörung da„durch aufzustuzen, und ihm eine schöne „Farbe zu geben, die dem Auge wankender

„Schwindelköpfe und armseliger Mifsvergnüg-
„ten gefallen soll, die gleich aufgaffen,
„und den Ellenbogen reiben, wenn
„von Neuerungen und Lärmen die Rede ist;"
oder wenn Enobarbus den Eros fragt: wie
Antonius Cäsars Bruch seiner Verträge auf-
nehme, und wo er sei? und dieser antwortet:
„Er geht so im Garten auf und ab,
„und stöfst die Binsen, welche vor
„ihm liegen, mit den Füssen weg.
„Alberner Lepidus, ruft er, und droht der
„Gurgel desjenigen von seinen Leuten, der
„den Pompejus ermordet hat;" oder wenn
Mutter Quikli den Tod Falstafs beschreibt:
„Sobald ich ihn mit den Bettüchern fummeln,
„mit Blumen spielen, und über seine Fin-
„gerspizen weglächeln sah, wufst' ich schon,
„dafs nur ein Weg für ihn mehr übrig sei;
„denn seine Nase wurde so spiz wie eine
„Feder;" und in der schönen Stelle, wo
Heinrich V sagt: „Im Frieden ist nichts so

„anständig für einen, als bescheidene Stille
„und Unterwürfigkeit; aber wenn der Sturm
„des Krieges in unsre Ohren bläst, dann
„verhaltet euch wie die Tiger. Spannet eure
„Sehnen an, lafst euer Blut aufwallen, ent-
„stellt die natürliche Güte durch wilde,
„zornige Blike, leiht dem Auge ein schrekli-
„ches Ansehn, lafst es durch die Oefnungen
„des Haupts hervordrohen, gleich der eher-
„nen Kanone, und lafst die Stirn' es so fürch-
„terlich deken, wie ein verjährter Fels über
„seine abgenüzte Grundlage hängt und her-
„vorschiefst, die der wilde verderbenvolle
„Ozean wäscht. Jezt beifst die Zähne
„zusammen, macht die Nasenlöcher
„weit, haltet den Athem stark an
„euch, und spannt alle eure Lebensgeister
„zu ihrer völligen Höhe."

Dergleichen Stellen, wie ich Ihnen hier aus Shakespeare einige ins Gedächtnifs zurük rufe, könnte ich unzähliche aus italienischen

Dichtern und Prosaikern anführen. Ich will mich aber nur auf Eine beschränken, und Sie bei dieser Gelegenheit auf einen, in Deutschland ganz unbekannten Dichter aufmerksam machen. Es ist diefs der Toskaner Patacchi, welcher unglüklicher Weise eine Gattung von Poesie erwählt hat, in welcher es schwer ist, die Linie des Anständigen nicht zu überschreiten. Dies ist ihm in seinen Novellen nicht gelungen; wenn aber ein Vergehen gegen gute Sitten verziehen werden kann, so mufs man ihm wegen seiner unübertreflichen Laune und des treffenden Wizes vergeben, welche Vorzüge auch die strengen Sprachkenner Italiens mit seiner so oft unkruskanten Schreibart versöhnen mufste. Wenn er in einem seiner Gedichte sagt:

Il mento poscia con la man si prese,
I labbri strinse, abbassò gli occhi, scosse
Il capo, e il suol con leggier piè percosse.

so haben Sie einen Italiener vor sich, wel-

eher einen zu fassenden Entschlufs überlegt, dem er schon sehr nahe ist. In dieser Situazion zeigt er sich oft, wenn er schwer beleidigt ist, und noch kaltes Blut genug hat, zu überlegen, ob er losbrechen oder an sich halten solle. Verbeifst er seinen Grimm, so öfnet er den Mund ein wenig, und zeigt die Zähne, zwischen denen er die äusserste Spize des Daumens dreht. Der Neapolitaner aber, welcher in solchen Fällen am ausdruksvollsten wird, fafst nicht nur die Spize des Daumens, sondern den Winkel des eingekrümmten Zeigefingers zwischen die Zähne, senkt den Kopf, faltet die Stirne, und blikt wild unter den schwarzen Augbraunen hervor. Dabei ist ein Fufs vorangestellt, mit dem er langsam, aber stark, wie im Takt auftritt, und der Arm, gerade ausgestrekt, mit geballter Faust sich nach hinten und vorne bewegt. Dies ist der verbissene Grimm, der keine Worte finden kann, in welchem Dante den Ugolino sich

die Finger wund beissen läfst, und worin sich der Baumeister der Markuskirche in Venedig selbst an derselben auf Krüken dargestellt hat, weil es ihn reute, an die undankbare Stadt seine Kunst verschwendet zu haben. Dies die peinigende Reue, welche durch die Ausdrüke: mordersi le mani, rodersi le mani, bezeichnet wird.

Sehr bedeutungsvoll, aber nicht schön, ist eine toskanische Pantomime. Wenn sie z. B. anzeigen wollen, dafs sie über eine verdrüfsliche Geschichte mehr wissen, als sie sagen wollen, so ziehen sie den Mund in der Mitte in die Höhe und die beiden Winkel herab, reissen die Augen weit auf, und ziehen das eine noch mit dem Finger herab, wobei sie ein langes Hm! ausstossen, und den Zeigefinger vor die Nase oder den Mund halten.

Mit dieser Pantomime hat eine andre Verwandtschaft, welche die selbstgefällige Zufriedenheit ausdrükt, und sagen will: O ich bin

ein schlauer Kopf; ich merk' es wohl! Der Italiener greift in diesem Fall auch mit dem Finger in den rechten Winkel des rechten Auges, und reifst dieses weit auf, indem er den Andern ansieht, und den ganzen Kopf leicht in die Höhe bewegt. Höchst komisch wird diese Bezeichnung in Fällen, wo sich der Selbstzufriedene betrügt, wie z. B. in dem Amore ridicolo, wo der Schauspieler Andolfati den Polycarp machte, und in einer Scene mit seiner Geliebten diese verstanden zu haben wähnt, dafs sie ihn liebe, das Auge auch auf die genannte Weise aufreifst, und ein schlaues: non son furbo io? *) sagt.

Sehr verhöhnend und selbstgefällig antwortet Ihnen z. B. irgend ein Verkäufer, dem Sie zu wenig geboten haben, dadurch, dafs er die Haut seiner Bake zwischen die Finger fafst, und diese damit schüttelt; das heifst

*) Bin ich nicht ein schlauer Fuchs?

dann: Hältst du mich für einen Narren? Erzählt er Ihnen aber, wie süfs, wie schön etwas sei, das er gesehen und genossen habe, dann schlägt er die Augen begeistert in die Höhe, lächelt freundlich, fafst die drei ersten Finger zusammen, küfst sie, und schwingt die Hand, sie wieder öfnend, in die Höhe. Oder will er sagen, dafs etwas wie der Bliz weggewesen sei, so hält er die flache Hand vor den Mund, und bläst darüber weg. Ueberhaupt aber wird er Ihnen nicht leicht sagen, dafs einer sich schnell davon gemacht habe, ohne dabei eine Bewegung der Hand von vorne nach hinten zu machen.

Wie sehr diese mimischen Bezeichnungen der Schauspielkunst zu Statten kommen, begreifen Sie selbst. In komischen Stüken besonders vermehren sie den Ausdruk auf eine bewundernswürdige Weise, und der Zeichen für die Verachtung sind in den freilich unanständigen Pantomimen der Feige, der Hahn-

reischaft u. s. w. kein Ende. Je weiter Sie in Italien gegen Süden kommen, desto reicher, aber auch desto ungesitteter sind jene Bezeichnungen, und der neapolitanische Polecenella erschöpft alles, was sich in diesem Fache erfinden läfst. Selbst jenen Ausdruk des Hohns und der Herausforderung, welchen Sampson in Shakespeare's Romeo und Julie in den Worten: «ich will meinen Daumen gegen sie beissen; und das ist ein Schimpf, wenn sie's leiden," angiebt, habe ich oft in Neapel gesehen.

Rom, den 9. Juni 1803.

Sonderbarer Weise traf es sich, dafs ich meinen ersten Einzug in Rom in Gesellschaft von zween Mönchen machen mufste. In Siena schlossen sich zween Franziskaner an unsre Gesellschaft an, die wir, wir mochten wollen oder nicht, mitnehmen mufsten, weil wir unserm Veturino die in Italien sonst ganz gewöhnliche Bedingung zu machen vergessen hatten, dafs er keine Mönche mitbringen dürfe. Sie wundern sich wohl über diese Vorsicht, mein Freund; aber ich weifs nun recht gut, wie nöthig sie ist. Nehmen Sie die gegenwärtige Jahrszeit, und denken Sie sich vier Personen, davon zwo in weite, dike, wollene Gewänder eingehüllt sind, in Einem Wagen, und rechnen Sie die Unreinlichkeit der rauchen Franziskanermönche hinzu, so begreifen Sie, wie beschwerlich eine solche Gesellschaft sein mufs. Es ist vorbei, ich

habe auch das versucht, und so ist es mir lieb; denn so dumm und unwissend die Mönche waren, so liefs sich doch mancherlei von ihnen lernen.

Der eine davon, ein Lombarde, interessirte mich wirklich. Es war eine hohe, hagere Figur von schöner Gesichtsform, welche aber unter dem Klosterdruk und der einseitigen Richtung des Mönchsgeistes den Ausdruk von Lebendigkeit und Frohsinn verloren hatte, der ihr angebohren war; dafür hatte sie den der stillen Hingebung und Gleichgültigkeit gegen alles gewonnen, was ausser ihm vorgieng. Kenntnisse besafs er sehr wenige; desto mehr aber Frömmigkeit und Pünktlichkeit in Ausübung seiner Ordenspflichten. Sehr oft brachen wir das Gespräch ab, um ihn nicht in seinem Gebete zu stören, und die zarte Schonung und Besorglichkeit für unsre Bequemlichkeit, womit er uns unsre Diskrezion vergalt, gewannen ihm bald unsre Zunei-

gung. Er gieng nach Rom, um da die Briefe der Propaganda für seine Missionsreise in die Levante zu erhalten, und hatte hienieden keinen Wunsch mehr, als recht viele Seelen in den Schoos der Kirche zurükzuführen, von der er für alle Opfer seiner Lebensfreuden sich reichlich genug entschädigt glaubte.

Ein desto unbedeutenderes Stük von einem Menschen war aber sein Gefährte. Er war ein dienender Bruder, in dessen Gesicht die Natur auch nichts weiter geschrieben hatte, als dafs er auch zu der grofsen gemischten Familie gehöre, die man Menschen nennt. Man konnte ihn eine Art von Sancho Pansa in Mönchshabit nennen; denn er war geschwäzig, dafs es kaum auszuhalten war, naseweifs und furchtsam. Alles, was er sagte, belegte er mit Sprüchwörtern, und es war nicht leicht ein Ort, durch den wir kamen, dessen Vorzüge er nicht in irgend einem gereimten Waidspruch anzuführen wufste. Aber

was für Vorzüge? Keine andere, als daſs der Wein daselbst gut, Ueberfluſs an Fischen u. dergl. sei. Mit einer Art von Begeisterung rief er zum Beispiel, als wir Acqua pendente zum erstenmal sahen, aus:

Acqua pendente

buon vino, pane buono, cattiva gente!

und so gieng es beinahe überall fort, daſs man nicht einmal mehr darüber lachen konnte. Sein ganzes Lebensinteresse hieng an seinem Magen, und er verstand mich gar nicht, als ich ihn frug: ob er es nie bereut habe, in einen Stand getreten zu sein, der alle Lebensfreuden zu Verbrechen macht? Was ihn ausser einer guten Mahlzeit belustigen konnte, war irgend eine Winkelscene des gemeinsten Lebens. Ueber ein paar Esel zum Beispiel, welche gegen einander ausschlugen, oder sich an einem Baum rieben, konnte er in ein lautes Gelächter ausbrechen.

Was aber an diesen beiden Mönchen mir

sehr auffiel, war der Esprit de corps, der unter den einzelnen Orden, und immer gegen einander herrscht. Ein Orden heifst una religione, und jedes Glied sieht auf die des andern mit Verachtung, oder höchstens mit Mitleiden herab. Sie sprechen immer, wir haben so viel und so viel Klöster; das, jenes gehört uns, worin sich doch, neben dem Ordensgeist, das Bedürfnifs jedes Menschen erkennt, etwas auf dieser Erde sein nennen zu können. Ein Orden ist von dem andern im höchsten Grad unterschieden, oft beinahe wie verschiedene Sekten. Kein Orden liebt den andern; denn jeder will den Vorzug vor ihm haben, und nicht in der Religion, sondern in der künstlichen Politik der Päbste läuft ihr gemeinschaftliches Interesse zusammen. Darum werden sie von demselben auch mit so vieler Schonung behandelt, und wurde der bekannte Streit der Dominikaner mit den Franziskanern unentschieden gelassen. Beide

rühmen sich, wie Ihnen bekannt ist, die ersten, den Leichnam ihres Ordensstifters in ihrem Kloster zu Bologna, die Franziskaner dagegen, denselben, nebst dem des heiligen Franz, in Assisi zu besizen. Ehemals war dies ein häufiger Gegenstand des Streits zwischen den beiden Orden; die Infallibilität der Päbste hat aber für gut befunden, die Sache unentschieden zu lassen, so oft sie auch um einen Ausspruch angegangen wurde, und durch Ausstreuung der Sage, ein Pabst, der die Sache hätte untersuchen wollen, sei plözlich gestorben, sie zu einer Art von Religionsmysterie gemacht.

Eine sehr lustige Geschichte dieses Inhalts, welche Bandello in seinen Novellen erzählt, fällt mir bei dieser Gelegenheit ein. Ein Franziskaner hatte in seiner Predigt behauptet, dafs Scotto in einem zwischen den Franziskanern und Dominikanern vorgefallenen Streit, als Repräsentant der erstern, den

heiligen Thomas von Aquino, den Verfechter der leztern, zu Boden disputirt hätte — obgleich beide keine Zeitgenossen waren. Um dieser Lüge eine andre entgegen zu sezen, predigte ein Dominikaner in derselben Stadt unmittelbar darauf folgendes Histörchen: „Als die Dominikaner und Franziskaner beide in einem General-Kapitel zu Rom versammelt waren, stritten sich Scotto und Thomas von Aquino mit einander, und ersterer konnte bald nicht mehr antworten. Dies bewog den Pabst zu Ausfertigung einer Bulle, welche sehr zum Vortheil der Dominikaner war. Um die Wirkung derselben zu verhindern, machten die Franziskaner eine Verschwörung gegen das Leben des Pabsts. Sie wurde aber entdekt, und der ganze Orden sollte zur Strafe gehangen werden. Mächtige Fürsprache indeſs milderte den Zorn des Pabsts. Er lieſs die Verbrecher sämtlich vor sich kommen, und sprach zu ihnen: ich will euch das Leben

schenken; aber zum ewigen Andenken eures hängenswürdigen Verbrechens sollt ihr von nun an den Strik tragen, dafs man, wenn ihr wieder eine ähnliche That begeht, nicht weit nach Striken zu laufen hat, um euch aufzuhängen.»

Heutzutage nun, wo die Karaktere überhaupt eine gröfsere Flachheit erhalten, und andere Interessen die ehemaligen verschlungen haben, fallen dergleichen Geschichten wohl nicht mehr vor. Aber die verschiedenen Orden sind sich darum nicht befreundeter geworden als ehemals. Der Esprit de corps ist noch immer derselbe, wenn er gleich verträglicher geworden ist.

Merkwürdig ist die Zuneigung des Augustinerordens zu den Lutheranern, welche man bemerkt haben will, und in dem Umstand gegründet ist, dafs Luther aus ihrem Orden war. Mein ehrwürdiger Freund S. machte diese Erfahrung selbst während seines Aufent-

halts in Neapel, da ein Protestant starb, und er von dem dänischen Konsul aufgefodert wurde, eine Rede an seinem Grabe zu halten. Der Gottesaker der Protestanten ist in dem Klostergarten der Augustiner, und der Konsul äusserte dem Pater Prior vorher die Bedenklichkeit, dafs ein kezerischer Priester die Funkzion halten würde. Der Prior frug, von welcher Konfession er wäre? Von Luthers, war die Antwort. — Non importa; erat ex nostris, sagte der Mönch, und die Sache gieng vor sich.

Sehr auffallend war mir die wenige Achtung, welche den Mönchen, besonders im Kirchenstaat, zu Theil wurde. Ob sie es verdienen? davon ist keine Frage. Sie haben ja so gar nichts, was sie achtungswerth machen kann, und das siamo poveri religiosi, womit sie jede Bitte um ein Trinkgeld abweisen, war gar nicht dazu geeignet, ihnen eine gute Aufnahme zu verschaffen. Das hat

denn freilich auch die Wirkung bei ihnen hervorgebracht, dafs sie, so aufgeblasen die andern Geistlichen sind, welche Geld haben, eben so kriechend und niederträchtig wurden. Ja, den Spott, selbst gegen ihren Orden und gegen ihre Religion, ertragen sie mit einer Nachsicht, welche man leicht für Beifall halten könnte.

Ein zweiter Wagen, der uns begleitete, enthielt eine sonderbare Gesellschaft. Es war der Graf M . . von Venedig, welcher sein kleines Töchterchen in ein Kloster nach Neapel brachte. Dabei war ein Bedienter, ein tüchtiger korsikanischer Hund und eine Bologneserhündin, welche unterwegs fünf Junge warf. Nichts war lustiger für uns, als diese Gesellschaft; der Graf eitel, so eitel als ein Graf es nur immer sein kann. Gleich im ersten Wirthshause, wo wir zusammentrafen, bot er uns aus mehrern goldenen Dosen Tobak an, liefs zwo Uhren mit goldenen Ketten

heraushängen, und prangte mit kostbaren Zahnstocherbüchschen u. dergl. Dabei hatte er hingegen Kleider von grobem Tuch und schmuzige Wäsche; liefs sich aber überall, wo wir still hielten, und selbst auch oft zum Nachtessen frisieren. Wo wir in ein Wirthshaus kamen, schimpfte er über die Meubles und die Bedienung, und spottete der Manieren des Wirths. Dies geschah aber nur heimlich. Jedes Essen war ihm zu schlecht, ob er gleich immer der lezte in der Schüssel war. Er wollte den Freigeist spielen, und schlich sich dennoch, als wir den Dom von Viterbo sahen und er sich unbemerkt glaubte, hin, um das Weihwasser zu nehmen. Da ich mich plözlich umdrehte, fuhr er erschroken zurük, und war erbärmlich genug, sich über seine Devozion zu entschuldigen.

Ein recht gutes Mädchen war sein Töchterchen, und mit Anlage zu hoher Schönheit geschmükt. Sie schlofs sich sehr an uns an,

und war immer hoch erfreut, wenn wir ihr nur eine Blume am Wege pflükten. Sie fand grofse Freude daran, uns den venezianischen Dialekt zu lehren, und wir sagten ihr oft deutsche Worte, die sie getreulich nachbetete. Einst wiederholte sie das gute Nacht! welches wir sie gelehrt hatten, bis sie einschlief, wie uns ihr Vater nachher erzählte. Es war ein recht herzlich gutes Mädchen, und die unsinnigste Affenliebe ihres Vaters hatte sie nicht verderben können. Diese gieng so weit, dafs wir ihn im Anfang für ihren Liebhaber hielten, und sie uns an Schulz's Leopoldine erinnerte.

Das dritte Glied war der Bediente, den wir den sentimentalischen nannten. Wirklich war er dies auch im höchsten Grade, und ein halber Gelehrter dabei, denn er hatte ein altes Postbüchlein, das er bei jeder Kreuzstrafse aus der Tasche holte, wufste einige Operntexte, und hatte seine Bedientenrolle

sogar einmal auf einem Liebhabertheater gespielt. Von seinem Herrn wurde er mit der äussersten Liebe behandelt; er hatte aber auch die zärtlichste Sorgfalt für diesen, und alles was ihm gehörte. Manchmal machte er sogar Spässe, dafs er z. B. den korsikanischen Hund in den Schwanz kneipte, den Rok verkehrt anzog u. s. w., worüber sein Herr, zu unsrer grofsen Belustigung, recht herzlich lachte. Der korsikanische Hund übrigens war sehr ernsthaft, und die trächtige Hündin äusserst faul und knurrig.

Ueber den Weg und die an demselben liegenden Städte sag' ich Ihnen nichts, weil ich nichts mehr davon weifs, als was Sie überall finden. Nur Eine Bemerkung über die Campagna von Rom sei mir noch erlaubt. Sie ist bekanntlich ganz öde und wüst; ich glaube aber nicht, dafs diese Verwüstung so alt ist, als man gewöhnlich angiebt. Sie mag wohl hauptsächlich durch die berühmte

Belagerung Roms im Jahr 1527 und die Entfernung der Päbste nach Avignon verursacht worden sein. Nach Villani befanden sich das ganze Jahr 1300 hindurch, wegen des von Bonifaz VIII ausgeschriebenen Jubelfestes, unaufhörlich gegen 200,000 Pilger in der Stadt, ohne die zu rechnen, welche auf dem Weg waren. Er bemerkt dabei, dafs es für alle diese Leute und ihre vielen Pferde und Esel nie an Proviant gemangelt habe. Er war um diese Zeit selbst in Rom, und verdient daher um so eher Glauben. Wenn nun alle diese Leute, wovon die meisten auf Kosten der Kirche genährt wurden, Brod fanden, und man weifs, dafs Rom dazumal selbst weit bevölkerter war als heutzutage, so mufs man glauben, dafs die Campagna angebaut gewesen ist.

Gestern, den 8. Juni, kamen wir hier an. Von dem Gefühl in Rom zu sein, sage ich nichts.

Rom, den 12. *Juni* 1803.

Sie führen mir, mein Freund, gegen das, was ich Ihnen neulich über die Ostentazion der Italiener nur kurz geschrieben habe, halb scherzend, halb ernst, die gewöhnlichen Klagen über die Habsucht derselben an. Wir übergehen die Unsersuchung, ob man von betrügerischen Fuhrleuten, Gastwirthen und Schneidern, von einer grofsen Konversazion, in welcher nichts als Karten und gute Worte gegeben werden, auf einen so tief eingegrabenen Zug im Karakter einer Nazion schliessen darf. Ihre erscheinende Billigung meiner Säze muntert mich auf, dieselben weiter auszuführen, und die Ostentazion der Italiener durch alle diejenigen Klassen zu verfolgen, in welchen sich sonst der Karakter eines Volks zu äussern pflegte. Halten Sie mir es indefs zu gut, dafs ich für jezt nichts weiter über ihre wizige Anwendung des alieni

appetens, sui profugus auf ein Volk sage, das zwei nur widersprechend scheinende Züge in sich vereinigen soll. Vielleicht komme ich einmal in einem andern Briefe wieder auf jene lateinische Antithese zürük, und bringe sie mit dem, was ich Ihnen zu sagen habe, in genauere Verbindung. Unter Ostentazion — ich weiſs nicht, ob wir einen deutschen Ausdruk für dieses Wort haben — verstehe ich die Anwendung aller Mittel, um Vorzüge, die man hat, in das günstigste Licht zu sezen, und sich das Ansehn zu geben, als ob man andre besize, die einem wirklich fehlen. Sie ist eine Tochter des Stolzes, und eine Schwester der Heuchelei, und wenn es mir je gelingt, meine Gedanken über sie zu rechtfertigen, so hätte ich das eben nicht sehr lobenswürdige Verdienst, eine Nazion mit einem neuen Fehler bereichert zu haben, der man ohnedies schon viel Böses nachsagt. Allein der Trost bleibt mir doch,

nur einen Fehler zu rügen, der uns Ultramontanen nicht nur nicht schadet, sondern vielmehr die Quelle so manches Großsen und Schönen gewesen ist, was wir in diesem Lande bewundern. Es ist ein Fehler, der dem höhern Ehrgeiz gleicht, welcher die Mutter der größsten Verdienste ist.

Unsre Untersuchung führt uns überall hin, wo sich der Karakter der Nazion mittelbar oder unmittelbar ausprägt. Wir wollen den Reisenden in Italien folgen, welche an jedem Ort zuerst die Kirchen besuchen, und uns von ihnen nur dadurch unterscheiden, daſs uns auch noch andre Dinge, ausser korintischen Säulen und Mahlerschulen, interessant sind.

Eine italienische Kirche ist immer ein würdiges Haus Gottes, wenn auch gleich nicht jedesmal im neuesten Geschmake aufgepuzt. Aber die kostbaren Steine, die seltnen Metalle, die theuren Stoffe, die unschäzbaren Werke der Kunst vereinigen sich, einen

heiligen Schauer gegen den zu erweken, welcher hier verehrt wird. Möchte man oft wünschen, dafs ein reinerer Geschmak in der Anordnung der Zierrathen herrschte, so siegt die Pracht doch über die Schönheit, und wekt erhabene Empfindungen. Dieser feierliche, weil er symbolisch ist, niemals lächerliche Zeremoniendienst; dieses andächtige Knien und Händefalten, diese im Anschauen des Gekreuzigten verlornen Blike, diese Stille des Gebets, machen auf den, der zum erstenmal hereintritt, einen ehrfurchtgebietenden Eindruk, welchem der Unglükliche selbst, für den es über den Sternen keine Geister giebt, nicht widerstehen kann. Es ist ein sinnlicher Eindruk, gegen welchen kein System hilft, den die Gewohnheit allein abzustumpfen vermag. Sollte hier keine wahre Andacht wohnen? von hier nicht die Religion des Herzens ausgehn, die ohne System an den göttlichen Freund des Guten glaubt?

Sollte man es denken, dafs diese symbolischen Gebräuche nach und nach ihre Bedeutung verloren haben, und zu einem unwürdigen Spiel geworden sind?

Für den Religionsunterricht wird bekanntlich in Italien am allerwenigsten gethan. Predigten, Katechisazionen u. dergl. sind weit seltener als im katholischen Deutschland; und wie Religionsbildung immer mit dem Zustand der Schulen überhaupt gleiche Linie hält, so darf man sagen, dafs der Gottesdienst in Italien für den gemeinen Mann ein Gözendienst ist. Ohne einen Begriff von Religion zu haben, macht er ihre Gebräuche mit, und er sezt etwas darein, hierin nichts zu versäumen. Er giebt Almosen, so viel er nur immer kann, beobachtet die beschwerlichsten Fasten, versäumt die unbequemen Frühmessen nicht, und thut überhaupt alles, was die Religion äusserlich gebietet. Nicht nur der gemeine Mann thut dies; die Stände

sind sich, sie mögen von Religion halten was sie nur immer wollen, hierin ganz gleich, und alle zeigen ein gemeinschaftliches Interesse, das Gebäude der Religion, wenigstens von aussen, aufrecht zu erhalten. Der Hang zur Ostentazion, wenn er auch nicht grossentheils von diesem Punkt ausgieng, knüpft sich doch getreulich an denselben fest, und man sucht einer Religion den höchsten Glanz zu geben, welche sich um die Reinheit des Herzens so wenig bekümmert. Dieser Glanz lag gewiſs nie in dem Maaſse im Geist der katholischen Religion, und wurde erst nach und nach hineingelegt, um mit etwas zu prahlen, das man entweder gar nicht, oder wenigstens nicht in dem hohen Grade besaſs, wofür man gerne angesehen sein wollte. Ist es doch bekannt, daſs der Aufwand für die Beleuchtung der Peterskuppel in Rom, in den lezten Tagen des Juni, groſsentheils nur den vielen Fremden zu lieb ſortgesezt wird,

welche sich dabei einfinden, und den Ruhm dessen verbreiten, was sie gesehen haben.

Tugenden und Laster benuzt die Religion in Italien für ihren Glanz. Die lezten scheinen ihr um ihrer Bufsen willen fast noch willkommener als die erstern, weil sie selbst Kasteiungen, ohne begangene Sünden, zum Verdienst anrechnet. Almosen überhaupt werden mit so vielem Geräusch eingefordert, der Wohlthätigkeit so schreiende Denkmahle errichtet, dafs es klar ist, man will den Schaz des Herzens in klingender Münze ausprägen.

Ich weifs, mein Freund, dafs das meiste, was ich Ihnen so eben von Italien sagte, in einem denn doch etwas geringern Grade auf alle diejenigen Länder pafst, welche wohlhabend genug sind, eine so kostspielige Religion in ihrem ganzen Umfange auszuüben. Ich darf aber die Religion in unserer gegenwärtigen Untersuchung schon defswegen nicht

auslassen, weil sie wohl ihren Mitantheil an der Gründung dieses Karakters gehabt haben mag, ob sie gleich für sich allein nie zu den Schlüssen berechtigen würde, welche die Hinsicht auf das ganze Leben der Nazion gestattet.

Die Demuth der Religion erlaubt keine zu auffallende Aeusserungen der Ostentazion des Volks an sich. Aber die Wissenschaften, deren Stolz nicht durch so enge Schranken aufgehalten wird, verrathen das Geheimniſs des italienischen Karakters schon lauter. Auf der Arbeit der frühern Jahrhunderte stehend, wähnt Italien noch über seine Nachbarn hervorzuragen, und bemerkt der Entfernung wegen nicht, daſs diese indeſs zu Riesen gewachsen sind. Mag das Gefühl seines jezigen Werths, in Vergleichung mit seinen schönen vergangenen Zeiten, ihm zuweilen lästig werden, und so die Ostentazion, welche wir bemerken, nothwendig geworden sein, las-

sen Sie uns dieselbe aufsuchen, wo wir sie finden.

Italien hatte seit dem Aufblühen der Wissenschaften ausserordentlich viele Mäzenaten. Die Fürsten und Herren rechneten es sich als keines der kleinsten Verdienste an, vorzügliche Köpfe um sich zu haben, und ihren Namen in Versen und in Prosa verewigen zu lassen. Allein erstrekte sich dieser liebevolle Schuz, den die Gelehrten genossen, auch auf die Wissenschaften? Wurde durch nüzliche Schulanstalten dafür gesorgt, das Gute, was jene Männer wufsten, auch für die Nachwelt zu erhalten? Kann Italien sich an der Zahl der Universitäten mit Deutschland messen? War es nicht weit mehr die Eitelkeit, die ersten Köpfe des Jahrhunderts an seinem Hofe zu haben, seinen Ruhm von ihnen ausposaunen zu lassen, als die treue Sorge um die zarten Pflanzen des Wissens?

Und was erfolgte auf jene Zeiten der

Mäzenaten? Welcher Gewinn ist den Wissenschaften überhaupt aus dem Schuze geworden, den ihre Vorgänger genossen? — Ausser den vorzüglichen Werken, welche die Frucht jener Zeiten sind, findet man nur einige wenige Universitäten, und diese gerade eben nicht in den beneidenswürdigsten Umständen; findet man eine zahllose Menge gelehrter Gesellschaften, die nichts thun, als Wasser in das Sieb schöpfen, nur an elende Sonette Zeit und Beifall verschwenden, welche beide nüzlicher angewendet werden könnten. Nichts giebt einen traurigern Begriff von dem, was in Italien für die Wissenschaften geschieht, als diese erbärmlichen Zusammenkünfte, in denen sich die talentvollsten Köpfe mit Aufknaken tauber Nüsse beschäftigen. Das kleinste Städtchen Italiens sucht den Schein wissenschaftlicher Bildung in einer oder mehreren solcher Akademien zu besizen, und erlangt ihn auch wohlfeilen Kaufs genug.

Schon die Titel derselben verrathen die Kindereien, welche darin getrieben werden, und den Schein, den man dem Possenspiel geben möchte. Die eine ist die Furchtlose, und kämpft mit Sonetten; die andre die Unternehmende, und legt sinnlosen Endreimen elende Gedanken unter; eine dritte nennt sich mit falscher Demuth die der Schläfrigen (de' sonnacchiosi), eine andre die der Durstigen (de' sitibondi), der Unreifen (degl' immaturi) u. s. w. Sollte man aus diesen vielen Verbindungen, deren erster Zwek doch die Beförderung der Künste und Wissenschaften war, nicht auf einigen Nuzen schliessen dürfen, den sie hervorgebracht haben? Sollte der Wetteifer unter den vielen Akademien nicht bei der einen oder der andern ein edles Streben hervorbringen, der Welt noch durch andre Dinge zu nüzen, als durch Verse über Gegenstände, die schon hundertmal besungen sind; oder durch Lob-

reden auf Wissenschaften, die sie nicht treiben, oder durch Abhandlungen über Materien, welche schon längst erschöpft sind? Was könnte nicht durch die so leicht zu stiftende Verbindung aller gelehrten und gebildeten Männer durch ganz Italien für die Verallgemeinerung des Wissens geschehen? Allein man sehe die Verhandlungen solcher Gesellschaften, die nicht selten im Druk erscheinen, nach, und man wird sich wundern, wie vernünftige Männer elenden Reimereien einen so ehrwürdigen Namen erlauben können.

Es ist unläugbar, dafs die Litteratur in mehreren Fächern der Wissenschaften einen ungeheuren Vorrath von Materialien aufgehäuft hat, dem aber die philosophische Bearbeitung und Zusammenstellung noch fehlt. In der Geschichte, namentlich Italiens, in den Alterthümern u. s. w. sind gelehrte Werke erschienen, die aber doch Wenige das Herz haben werden zu lesen. Ein Schwulst

von Zitazionen umschanzt die ächten Gedanken, und man muſs erst alles, was seit Erschaffung der Welt über diesen Gegenstand gesagt und geschrieben worden ist, abhören, ehe man erfährt, was des Verfassers Meinung darüber ist. In diesen zahllos angeflikten Lappen von Gelehrsamkeit sucht die italienische Litteratur ihre Ehre, und es ist gut einzusehen, wie leicht sich der geistloseste Schriftsteller hinter eine solche gelehrte Verschanzung versteken kann, deren Sammlung ihm allerhöchstens Zeit gekostet hat. Freilich meint man beim Anblik eines solchen Werks, der Verfasser hätte aller Welt Bücher gelesen, und man vergiſst über dem Anstaunen seiner ungeheuren Gelehrsamkeit die Frage: was lernen wir hieraus? auf einige Zeit. Der Verfasser ist aber doch gewiſs, daſs sein Werk gelobt, in allen Bibliotheken aufgestellt, und wieder hundertmal von Andern nach ihm zitirt werden wird,

welche auf gleiche Gnade des Publikums rechnen.

Besonders sind in neuern Zeiten viele kostbare Werke über die Alterthümer in Italien erschienen, die durch einen erstaunenswürdigen Aufwand von Kupferstichen uns über den Alpen Wunder glauben machen, was in diesem Lande für die Alterthumswissenschaften geschehe. Die Fürsten und Vornehmern interessiren sich auf eine löbliche Weise für dergleichen Unternehmungen, aber man war im Allgemeinen auch äusserst wohl zufrieden, wenn nur die Kupfer gut ausfielen. Es wäre darauf zu wetten, daſs mancher solcher theure Folioband nicht halb so viel Gewinn für die Wissenschaften enthält, als ein einziges Programm vieler unsrer deutschen Professoren. Ich bin weit entfernt, über den Aufwand von Kupferstichen zu schmählen; allein diese sollten doch nur Mittel sein, statt daſs man sie zum Zwek solcher Werke geadelt hat.

Und dann lese man nur die Dedikazionen, die Vorreden solcher Werke, und es wird einem gleich in die Augen springen, ob der wahre Gewinn der Wissenschaften, ich will nicht sagen, durch sie befördert, nur ob er dabei beabsichtiget wurde. Pius VI hat viel für die Künste und Wissenschaften gethan; aber gerade in Rom selbst wird sein Eifer am verdächtigsten. Um nur Einen für unsern Gegenstand bedeutenden Zug anzuführen, nehme man Zoëga's Werk über die Obelisken. Diese höchst unnüze Arbeit unternahm der schäzbare Gelehrte nur auf Nöthigung des Pabstes. Aecht mäzenatisch schrieb er ihm die Länge des Werks vor, und verlangte, es sollte zwei Bände stark werden, da er in Verlegenheit war, nur Einen mit der Untersuchung von Dingen anzufüllen, worüber sich doch nichts sagen läfst.

Es ist höchst unangenehm, guten Handlungen unreine Absichten unterlegen zu müssen.

Aber wenn ich in jenen gelehrten Gesellschaften, jenen Prachtwerken, nichts als Beweise von Ostentazion finde, darf ich weniger aus den goldenen Inschriften an so vielen Denkmahlen alter und neuer Kunst schliessen, welche einem unaufhörlich das Munificentia Pii VI, pontificis maximi, oder das nur bescheidenere cura Pii VII zurufen? Erinnert mich die pompöse Inschrift an dem restaurirten Tempel zu Segest, und jedes Wort auf dem unbedeutendsten Denkmahl, nicht an den nehmlichen Fehler? Wo trift man so viele Inschriften an, als in Rom, wo auch sicher kein Brunnen, kein Altar, kein Heiligenbild ist, das nicht auf einer grofsen Marmortafel den Namen dessen verkündigt, der es gestiftet hat. Ueber jedem Fenster in Raphaels Logen, selbst unter den Mahlereien derselben, findet man das Leo X pont. max. als Zierrath angebracht; und in einer der Kapellen des Vatikans enthalten

unzählige Fächer des Plafonds nichts anders, als die Worte: Urbanus VIII pont. max. Jede Stüze, welche einem alten einsturzdrohenden Monument gegeben ist, enthält auch den Namen dessen, der den Einfall dazu hatte. Und dergleichen Inschriften sind nicht etwa in einem bescheidenen Tone, sondern in dem nehmlichen Styl abgefaſst, worin man etwa ehmals den Bau der appischen Straſse, oder des Pantheons, oder des Kolosseums verewigte. — Mag hieran nun das nie erloschene Andenken an die alten Zeiten einen starken Antheil haben; aber dieser hohe Ton verräth doch auch den nehmlichen Karakter, der sich in den Werken der Litteratur ausspricht.

Minder lächerlich zeigt sich diese Eitelkeit in der Mühe, welche die Nazion auf ihre vaterländische Geschichte verwendet. Wie viel wurde in Italien schon dafür gesammelt? Wie viele groſse und vorzügliche Werke ver-

dankt die Welt diesem nehmlichen Bestreben, die Grofsthaten und den alten Glanz der Nazion in Schriften zu erhalten. Jede, die kleinste Stadt Italiens, hat einen oder mehrere Geschichtschreiber, welche natürlich von höchst ungleichem Werth, doch alle aus der nehmlichen Quelle entsprossen sind. Die Unterhaltung des gemeinen Mannes beschäftigt sich häufig mit der Ehre des Vaterlandes, und man mufs erstaunen, wie viele Kenntnisse er in seiner Geschichte besizt. Auch er unterhält einen gerne von dem Glanz der alten Zeit, und führt zur rechten Zeit eine Stelle aus Dante oder Ariosto an, die seinem Gedächtnifs dabei zu Hülfe kommen. Auch in ihm ist das Bestreben der ganzen Nazion zu erkennen, ihre Vorzüge zur Schau zu tragen; und wenn die Gelehrten und die Fürsten uns heutzutage noch glauben machen wollen, dafs der Geist von Leo's X Zeit auf ihnen ruhe, so ist der gemeine Mann ehrlich

genug, uns nur von der Vergangenheit zu unterhalten. Darf man nicht diesem allgemeinen Bestreben die Menge von Geschichtschreibern beimessen, welche Italien besizt, und das Sallustische: optimus quisque facere, quam dicere malebat, nur umgekehrt hier anwenden?

Diese Eitelkeit zu glänzen finde ich auch in dem falschen Geschmak, welcher in der Dichtkunst und in den meisten schönen Künsten heutzutage noch herrscht, und in dem siebenzehnten Jahrhundert bis zur Abgeschmaktheit gestiegen war. Der Schönheitssinn der Nazion leitet sie nehmlich heutzutage mehr auf das Künstliche, als auf das Natürliche. Wenn, wie Schiller dichtet, die Natur die Mutter der Kunst ist, so ist die Künstlichkeit eine unähnliche Stiefschwester der Tochter, der es aber doch zuweilen gelingt, die Mutter und Schwester zu überglänzen. Menschen und ganze Zeitalter haben

oft den Sinn für das Wahre verloren, und suchen im Künstlichen das Ziel der Vollendung. Dies ist im Allgemeinen heutzutage mit der italienischen Dichtkunst der Fall, welche durch künstliche Vorzüge den Mangel der ächten zu ersezen sucht, und mit der Bewunderung, die sie dem falschen Geschmak abgewinnt, sich begnügt. Die rime obbligate (gegebene Endreime) sind nicht nur das gangbarste poetische Spiel, sondern auch die Beschäftigung der besten Köpfe. Die gewaltsame Bearbeitung eines Gegenstands, der gar nicht für die Dichtkunst paſst; die Ausführung desselben in schwierigen Sylbenmaaſsen; die unnatürlich schönen Reden und übel angebrachten Sentenzen auf dem Theater; das so wenig achtungswerthe und doch so hochgepriesene Talent der Improvisatoren, sind lauter Beweise, daſs die Nazion von dem geraden Wege der Natur abgekommen ist. Ist das nehmliche, troz ihren unzähligen Schön-

heiten, nicht auch von der italienischen Musik wahr? Wird eine oft an ganz falscher Stelle stehende Kadenz des Sängers nicht mit wieherndem Beifall belohnt; da hingegen der ganz einfache Gesang nicht mehr gefallen will? Es kommt bei Opern wenig darauf an, eine Rolle oder nur die Arien derselben mit tiefer Empfindung durchzuführen. Wenn die Sängerin nur an den Stellen, wo man es erwartet, in einigen Duzend Tönen nach gewissen Regeln herumirrt, und dabei ein geschmeidiges, vollklingendes Organ, so wie die Beobachtung gewisser konvenzionellen musikalischen Regeln zeigt, so ist sie sicher, gepriesen zu werden.

Das nehmliche gilt auch von den albernen Sprüngen der Grotesken auf dem italienischen Theater, die wohl bisher das Aufkommen der Tanzkunst in diesem Lande grofsentheils verhindert haben mögen. Wo ich noch Gelegenheit hatte, meine Bemerkungen hierüber

zu machen, fand ich immer die Erwartung des Publikums weit höher auf diese abentheuerlichen Sprünge geheftet, als auf die sanftern, aber auch schönern Bewegungen und Stellungen der höhern Tanzkunst. Und was kann denn Schönes an diesen Sprüngen sein, bei denen der arme Wicht, der sich einmal zum Grotesken brauchen läfst, jeden Augenblik Hals und Beine wagt? Nichts, gar nichts; es ist blos das Künstliche, blos die schwer zu erlangende gefährliche Fertigkeit, die man höher als die Anmuth schäzt, welche der Kranz der vollendeten Kunst ist.

Den nehmlichen Geschmak für das Künstliche finde ich auch in den schönen Künsten. Ein Gemählde, das Figuren genug enthält, welche alle fleissig und gut ausgearbeitet sind, ist seines Beifalls gewifs, und dieser wird um so gröfser sein, je mehr Figuren und je gröfsern Umfang das Gemählde hat. Was uns von antiken Mahlereien übrig geblieben

ist, beweist das Bestreben der schönsten Zeiten der Kunst, nur in wenigen, aber in hohem Leben dargestellten Figuren den Preis zu suchen. Aber beobachten Sie die neue Kunst der Italiener, vielleicht auch die der ältern, und Sie werden sehen, wie weit dieses Volk vom Wege der Heldenzeit in der Kunst abgewichen ist.

Manche Zeitperioden gleichen genialischen Köpfen, die das Seltenste mit wunderbarer Kraft hervorbringen. Der Fleifs künstelt beiden nach, und die Ausdaurung erreicht manchmal das Genie. Aber es gehört eben nicht so sehr viel dazu, um einige Duzende von Menschengestalten nach allen den zwei und dreissig Richtungen der Windrose verschieden zu stellen. Und dennoch ist das: oh quante figure! in diesem Lande gar kein unbedeutender Billigungsausruf in Kunstsachen, ungeachtet man Mangel an Kraft leicht hinter Fleifs, und kleinliche Gedanken

eben so gut hinter vielen Figuren verstekt, als es dem Fat gelingt, in grofser Gesellschaft zu glänzen, oder dem Plauderer, hinter eine Menge von Worten seine Geistesarmuth zu verbergen.

Man will glänzen, und ersezt durch scheinbare Vorzüge den Mangel an wahren. Nazionen sind hierin den Individuen ähnlich, nur dafs sich die erstern nicht so sehr durch diese Eitelkeit den Weg verrammeln, sich dereinst wahre Vorzüge zu erwerben. Diese Eitelkeit hat, wie ich gleich zu Anfang bemerkt habe, auch ihr Gutes hervorgebracht, und das mühsame Aufsuchen von Alterthümern, das Sammeln von Gallerien, ist eine schöne Frucht derselben. Die schönen Künste haben gewifs nie den Zwek, ihre Produkte in Reihen und Gliedern aufzustellen; aber die meisten wurden dadurch vor der Ungerechtigkeit der Zeit bewahrt. Wirklich scheint man im Anfang diese und andere löbliche Zweke bei Samm-

lung von Kunstsachen gehabt zu haben; aber ob dies immer, ob es heutzutage noch der Fall ist? das scheint eine andre Frage zu sein. Ich will zwar gar nicht läugnen, dafs unter den italienischen Grofsen noch manche sind, welche ein richtiger Geschmak, eine gründliche Kenntnifs, ein reiner Eifer für die Wissenschaft an Kunstwerke bindet; aber bei den meisten sind sie doch ein Gegenstand des Luxus geworden, so wie sie im Lande selbst zur Handelswaare wurden. Eine Gallerie gehört einmal zu einem italienischen Palast im grofsen Styl, ist das stärkste Lokungsmittel der Fremden, der sicherste Beweis oft des Alterthums, immer des Reichthums einer Familie. Für mehr sehen die gewöhnlichen Besizer dieser Schäze solche auch nicht an. Gewöhnlich kommen dieselben niemals in ihre Gallerien, als wenn der hohe Stand irgend eines Fremden sie nöthigt, selber seine Führer zu machen.

Auch würden die meisten solcher mühsam gesammelten Gallerien schon längst zerstreut sein, wenn die Besizer immer damit schalten könnten, wie sie wollten, und ihnen nicht durch Familiengeseze die Bewahrung derselben zur Pflicht gemacht wäre. Wenn ein wahrer Eifer für die Kunst die Grofsen der Nazion beseelte, so müfsten sie doch mehr für die Beförderung derselben thun, oder das, was dafür geschieht, auf eine zwekmäfsigere Weise thun, als allgemein der Fall ist, besonders da der Stolz derselben sich den Gedanken nicht gestattet, dafs die guten Zeiten der Kunst unwiederbringlich in diesem Lande vorüber sind. Diese Gallerien sind oft in der schönsten Periode Italiens und von den berühmtesten Männern desselben gesammelt worden, und sind nun im Besiz ihrer Nachkommen. Die gröfsten Künstler wurden von dieser Familie erwekt, in jener erzogen, unterstüzt und belohnt; glauben Sie, dafs die

Nachkommen solches vergessen haben? dafs sie nicht gerne daran erinnern, besonders da ihnen das Gefühl ihres eigenen Verdienstes so ganz fremd ist? Und wie kann dieses besser geschehen, als durch die Meisterstüke der Kunst, welche so laut an die Verdienste ihrer Familie um dieselbe erinnern, und häufig genug den Ruhm des Hauses, das sie besizt, selbst zum Gegenstand ihrer Bearbeitung gewählt haben?

Ueberhaupt aber ist die Sitte allgemein in diesem Lande, die Häuser mit Kunstwerken auszuschmüken. Sie herrscht nicht allein unter den Vornehmern, sondern unter allen Ständen, und der gemeine Mann besucht den Kunsttrödler eben so gut als der Kenner, um sich ein Stük für die Verschönerung seiner Wohnung auszusuchen. Hieran hat freilich die Religion ihren grofsen Antheil, welche in dem heftigen Kampf für die Bilder nicht ermüdet. Aber diese Sitte, welche jeder zu

beobachten Gelegenheit hat, stellt doch die Leidenschaft der Grofsen im Kleinen dar, und beweist das allgemeine Bestreben, durch Kunstsachen zu glänzen, wenn man auch gleich gewöhnlich auf nichts anders, als auf schöne goldene Rahmen Rüksicht nimmt.

In keinem Lande vernimmt man den Nachklang der Vergangenheit so häufig, wie in Italien. Wenn jeder Schritt in demselben an die hingeschwundene Heldenzeit erinnert, so bringt sie uns auch jeder öffentliche Ausdruk der Denkungsart des Volks nahe. Die grofsen Zeiten dieses Landes, als der Handel der Welt beinahe einzig sich nach demselben hinwandte, häuften daselbst Schäze auf, welche die wiederholten Unglüksfälle der Nazion in ältern und neuern Zeiten nicht zu erschöpfen vermochten. Der starke Handelsverkehr mit dem Osten und Süden führte in Italien den Prachtgeschmak ein, den noch heutzutage die Städte Genua und Venedig bezeugen. Kostbare

Steine und Metalle, beweisen die gründlichen Reichthümer der Häuser, und erbten sich in denselben fort. Auch heutzutage noch besizen die Familien solche alte Kleinode, die sie in der äussersten Noth kaum veräussern. Noch heutzutage sucht jeder ein solches Kleinod zu besizen, das seinen Wohlstand bezeugen soll, und selbst in den mittlern Volksklassen Italiens sind zuverläſsig mehr dergleichen Kostbarkeiten, als in den ersten Deutschlands. Man gehe nur in die italienischen Leihhäuser, und man wird erstaunen, welche Dinge und von welchen Leuten sie gebracht worden. Eine nur wenig bemittelte Bürgersfrau würde sich schämen, ohne einen oder mehrere Brillantenringe u. dergl. öffentlich zu erscheinen, und die Geschenke, welche Brautleute einander machen, sind von einem Werth, der uns Ultramontanen beschämt. Man würde aber sehr falsch schliessen, wenn man dies als ein Zeichen des Wohlstands ansähe. Nein, dieser

unselige Hang zerstört oft das Fortkommen eines neuverheiratheten Paars gleich in dem ersten Augenblik, da sie das Wenige, was sie zusammenbringen und womit sie wuchern sollten, auf Dinge verwenden, womit doch nur der Ueberflufs glänzen sollte.

Ich hatte neulich Gelegenheit, diese Schwachheit der Nazion auf eine belustigende Weise an einem venezianischen Grafen zu erkennen, in dessen Gesellschaft ich von Florenz nach Rom reiste. In der Nähe der ersten Stadt trafen unsre Wagen in einem Wirthshause zusammen, und wir afsen mit ihm in Gesellschaft zu Mittage. Sein ganzer Anzug für die Reise war der unbequemste, den man sich nur immer wählen kann, und er war über und über mit Uhrketten und dergleichen lästigem Schmuke bedekt. Er bot einem den Tobak immer in mehrern verschiedenen kostbaren Dosen an, und nahm es nicht gut auf, wenn man nicht zum Lobe einer jeden etwas

sagte. Und that man dies nicht, so wufste er das Gespräch doch immer so gut zu lenken, dafs er Gelegenheit bekam, den Werth der Dose zu bestimmen. So oft wir aus dem Wagen stiegen, mufste sein Bedienter immer eine ganze Haushaltung herausschaffen, und keines der Zahnstocherbüchschen u. dgl. durfte fehlen. Auf den Halsbändern seiner Hunde stand sein ganzer Titel, und sogar auf seinem Puderbeutel fanden wir seine Adresse: Sua Eccellenza il Signor etc. Ich glaubte ihm gar nicht Unrecht zu thun, wenn ich vermuthete, dafs er sich blofs des Puderbeutels wegen überall, wo wir auch nur eine Viertelstunde einkehrten, sorgfältig frisiren liefs. Und solcher Karaktere findet man genug in diesem Lande, sobald man in nähere Bekanntschaft mit dem häuslichen Leben seines Volks tritt.

Dieser Hang zu glänzen, selbst auf Kosten seiner Bequemlichkeit und seines Vergnügens,

zeigt sich in nichts deutlicher, als in dem unsinnigen Korsofahren, das in den meisten Städten Italiens üblich ist. Die Mode hat einmal irgend einen Plaz zum Spazierenfahren gestempelt, und niemand wagt es auch ihn zu verlassen. Eine Kutsche geht hinter der andern langsam wie ein Leichenzug auf und nieder, und nicht selten, wie dies besonders in Rom bei den Spazierfahrten ausser dem Thor del popolo der Fall ist, ist dieser lange Zug ganz in eine Wolke von Staub eingehüllt, wobei man entweder die Gesundheit in Gefahr sezen, oder die Wagenfenster schliessen mufs. Dies nennen sie frische Luft schöpfen, entweder Staubfluthen, oder die Ausdünstungen einer ganzen, in einem völlig verschlossenen Wagen zusammengepreſsten Gesellschaft einzuathmen. Das mag nun jeder wohl selbst fühlen; aber wer hätte Muth genug, sich von diesem Zwang loszumachen? Wäre er nicht dabei in Gefahr, daſs man glaubte, er

hätte keine Equipage mehr? Verlöre er nicht das Vergnügen mit schönen Pferden, einigen Bedienten, einem Wagen nach der neuesten Mode, mit einem geschmakvollen Anzug zu prangen? Lieber athmet er schwerer in der staub- und dunsterfüllten Brust, und weidet sich an dem Gedanken, angestaunt, beneidet zu werden.

Diese nehmliche unglükliche Sucht zu glänzen zeigt sich in der Menge von Bedienten, die man um sich hat. Man kennt hierin besonders die Eitelkeit der Römer und Neapolitaner. Aber die übrigen Theile Italiens sind wahrlich von diesem Fehler auch nicht frei. Eine Frau mufs ihre Cameriera haben, oder sie ist nicht zufrieden, und sie versagt sich lieber die nöthigsten Bedürfnisse, um nur hierin nicht geringer zu scheinen, als sie möchte. Manche Adelichen richten sich durch Bedienten und Equipagenaufwand zu Grunde, oder verwikeln sich, wenn ihre

Besizungen unveräusserlich sind, in unzähliche Schulden. Die geringern Stände machen es hierin, wie überall, den höhern nach, und sind zufrieden, wenigstens einige Jahre ihre Eitelkeit zu befriedigen, und nachher zu darben. Leute, die in Deutschland sich nie von Fahren träumen lassen würden, nehmen sich so oft als möglich eine Miethkutsche, und es ist gewiss, dass es in vielen Städten Italiens der Zwek aller Sparsamkeit ist, es bis zur Equipage zu bringen.

Sie sehen, wie verderblich diese Eitelkeit wird. Aber sie scheint unbegreiflich, wenn man bedenkt, wie beschwerlich sie den Leuten selbst ist. Prächtige Meubles sind selten bequem, und nirgends mehr als in diesem Lande, kann man diese Bemerkung machen. Rousseau's Saz: die Italiener konversiren in Prachtsälen, und wohnen in Mauslöchern, gehört hieher. Die Bauart eines italienischen Hauses, auch alle Anschmiegung desselben

an die Beschaffenheit des Klima's nicht abgerechnet, hat Bequemlichkeit nie zur Absicht, sondern den Glanz. In den weiten hohen Zimmern scheinen die Leute Pygmäen zu sein, welche die Wohnungen eines erloschenen Riesengeschlechts usurpirt haben. Eine Menge kostbaren Geräths ist nur für Gallatage da, und die gemeine Zeit über begnügt man sich mit dem schlechtern. Man schmükt das Haus mit den kostbarsten seidenen Stoffen, hat ein Prachtbett, das oft mehrere tausend Dukaten kostet, und leidet Mangel an schöner reinlicher Wäsche. Die erstern hindern die Leute selbst, die Zimmer mit Bequemlichkeit zu bewohnen; das zweite wird für die seltenen Fälle einer Brautnacht, oder die Bewirthung eines vornehmen Gastes aufgespart. Sonst stehen sie zur Schau da, und man unterläfst nie, den Fremden darauf aufmerksam zu machen. Die Konversazionen werden in den prächtigen Sälen gehalten;

aber man schmachtet vergebens nach einer Erquikung. Erkennt sich auch hierin nicht aufs deutlichste die Eitelkeit einer Nazion, die den Glanz der Bequemlichkeit, die Befriedigung des Stolzes, der Freude vorzieht, fröhliche Gäste um sich zu haben?

Und wurde nicht auch der reine Geschmak in der Baukunst, welcher bei den Italienern einst schon im Entstehen war, durch die Sucht zu glänzen wieder verdorben? Nach einem einstimmigen Urtheil der geschmakvollsten Kenner wurde selbst die Peterskirche in Rom ein Opfer dieser Schwachheit, und man jagte kostbaren Zierrathen nach, statt die edle anspruchlose Simplizität aufzusuchen. Dies ist bei unzähligen andern Gebäuden in Italien der Fall, die blos durch diese Prachtliebe von einer Höhe des Geschmaks wieder herabgesunken sind, welche sie bereits erreicht hatten.

Sehr merkwürdig äussert sich diese Eitel-

keit in mehreren Gegenden Italiens, und namentlich in Toskana, bei Verheirathungen. Bekanntlich besteht in diesem Lande die Mitgift der Töchter hauptsächlich in vielem Hausgeräthe, und wo möglich auch in kostbarem Schmuke. Alles dieses wird, ehe die Verheirathung vor sich geht, in dem Hause der Braut in einem eigenen Zimmer aufgestellt, und alle Fremde, Verwandte und die entferntesten Bekannten werden eingeladen, die Morgengabe der Tochter mit anzusehn. Wer um diese Zeit ins Haus kommt, wird in das Zimmer geführt, und es versteht sich wohl von selbst, daſs man den Leuten nichts angenehmeres sagen kann, als wenn man die schönen Betten, Meubles u. dergl. recht freigebig lobt.

Verdienste sind am seltensten, wo am meisten Titel sind, und der Kranz muſs häufig die Eigenschaften selbst vertreten, die er ursprünglich belohnen sollte. So hat der

Adel seine Würde verloren, und so werden Auszeichnungen überhaupt unbedeutend, sobald man sie durch etwas anders, als durch wahre Verdienste sich erwerben kann. Der Stephansritterorden in Toskana, obgleich die Frucht einer feinen monarchischen Politik, sollte anfänglich der Lohn gefährlicher Bemühungen für das Wohl des Vaterlandes sein. Heutzutage hingegen steht das Stephanskreuz, man dürfte beinahe sagen, verkäuflich, und seit einigen Jahren brauchte man dem sehr verschuldeten Orden nur ein bestimmtes Kapital gegen geringe Zinsen zu borgen, um dafür die Aufnahme in denselben zu erhalten. Diese Bequemlichkeit hat ausserordentlich viele angelokt, und es sind mir manche bekannt, die fast ihr ganzes Vermögen dahingegeben haben, und sich nun mit dem elenden Abzeichen in der Noth trösten, welche sie gewaltig drükt. Ich führe diesen einzelnen Fall nur deswegen an, um Ihnen einen

Beweis von der lächerlichen Titelsucht der Italiener zu geben, welcher schon in ihren weitläuftigen Briefüberschriften in dem Vossignoria, Eccellenza u. dergl. ersichtlich ist. Denn jedermann, der entweder durch Vermögen oder Kenntnisse sich über seinen Stand erhoben fühlt, sucht sich zuverläſsig einen adelichen Titel zu verschaffen, was ihm auch gar nicht schwer wird. Man darf es wohl dieser Schwachheit zuschreiben, daſs sich in manchen Gegenden Italiens der Adel so sehr angehäuft hat, und daſs man so häufig Leute dieses Standes, in dem äussersten Mangel lebend, doch noch allen Stolz desselben erhalten sieht. Diese Eitelkeit ist um so merkwürdiger, da man in keinem Lande so gut, wie in diesem, Würde der Geburt entbehren kann, um zu hohen Aemtern zu gelangen. Denn ein geschikter Advokat, ein vorzüglicher Gelehrter ist seiner Auszeichnung gewiſs, wenn er auch noch durch

andere gute Eigenschaften sich derselben würdig macht.

Bisher wurden in Italien fast gar keine fremden lebenden Sprachen getrieben. Selbst die französische, die sich doch beinahe zur Universalsprache empor komplimentirt hatte, faſste auch unter den höhern Ständen keinen Fuſs, da alle so sehr von der Vortreflichkeit und Einzigkeit ihrer Sprache überzeugt sind. Und doch ist es schon vielfach bemerkt worden, daſs man sich nirgends so gern mit dem Fremden in Sprachen unterhält, die man nicht versteht, als in diesem Lande. Ein Italiener, der kaum sieben Worte französisch weiſs, wird sich darin mit Ihnen unterhalten, und ob es ihm gleich gar nicht beschwerlich ist, Sie seine eigene Sprache radbrechen zu hören, so zieht er die Mühe sich auszudrüken, doch der Mühe Sie zu verstehen vor, und ermüdet nicht in der hinkendsten Unterhaltung. Versteht er dann gar vollends etwas

englisch, nun dann fliehen Sie, oder Sie sind ohne Rettung verloren. Er ergiefst sich in einen Wortstrom, der gar kein Ende nimmt, und bei dem es nicht auf Ihre Unterhaltung, oder auf den fröhlichen Ergufs der gesellschaftlichen Laune, sondern ganz allein auf die Entwiklung eines Vorzugs abgesehen ist, welcher doch so geringen Werth hat.

Nicht geringer ist die Noth, welche man mit einem Italiener hat, der gereist ist. Bei der Seltenheit des Reisens unter den höhern Ständen dieses Volks finden sich selten solche Beispiele; aber hat man denn auch einmal das Glük, oder Unglük, auf eines zu stofsen, so ist man gewifs, dafs er einen beim Rokknopf fafst, und nicht früher losläfst, bis er sich heiser gesprochen hat. Dabei redet er mit einer Verachtung von denen, die nicht so glüklich sind als er, welche wohl beweist, wie viel er sich auf seinen Vorzug zu gut thut. Ich lernte neulich einen sienesischen

Edelmann kennen, der gerade von der in seinen Augen ungeheuren Reise nach Neapel zurükgekommen war. Nichts davon zu sagen, daſs Neapel nun das non plus ultra seiner Ideen war, so sprach er auch von dieser Reise in einem Ton, den man kaum einem Weltumsegler zu gut halten würde. Einer der nicht gereist ist, behauptete er, könne gar nicht sagen, daſs er auf der Welt sei; dann agumentirte er höchst subtil: „Der Ort, in „welchem er lebt, verhält sich zu dem Lande „zwischen Siena und Neapel, und zur Welt, „gerade wie nichts. Um ein Mensch zu sein, „um auf der Welt zu leben, muſs man rei- „sen." — Das war der ewige Refrain seiner albernen Rede.

Mit dieser Eitelkeit ist eine andre verwandt, die ich kaum nennen darf, ohne das Recht der Gastfreundschaft gegen diese doch so liebenswürdige Nazion zu verlezen. Dies ist die Begierde des Italieners, durch Fremde zu

glänzen, mit welchen er Umgang hat. Ein Empfehlungsbrief thut wohl kaum irgendwo bessere Wirkung als in diesem Lande, obgleich manche behaupten wollen, daſs man dadurch auf keine reellen Dienste rechnen dürfe. Troz der Eingeschränktheit seiner geographischen Kenntnisse und Bekanntschaften im Auslande, giebt sich der Italiener doch gerne das Ansehn, als ob jener Mangel bei ihm nicht statt fände, und er die weitläuftigsten Verbindungen in andern Ländern unterhielte. Da er überdies noch der Meinung ist, daſs der Reisende aus der nehmlichen Absicht nach Italien komme, in der man wohl ehmals die Deutschen nach Paris schikte, um sich abhobeln zu lassen, so ist ihm der Umgang mit dem Fremden eine schmeichelhafte Erklärung bei seinen Mitbürgern, daſs er jenen hohen Grad von Bildung wirklich besize, den der Ultramontane gern erreichen möchte. Darum braucht auch der Fremde in

Italien nicht einmal gute Empfehlungen von andern, oder seines eigenen Standes und Reichthums zu haben, um selbst in die ersten Gesellschaften einzutreten. Ja man kann dem Italiener keine gröſsere Gefälligkeit erweisen, als wenn man ihm Fremde in Schaaren zuführt. Bei seinen Begriffen vom Norden glaubt er, wir könnten dereinst am Vaterheerd die nehmlichen Uebertreibungsgeschichten erzählen, womit uns ehmals die aus Ostindien Kommenden unterhielten. Er weidet sich schon zum voraus an dem Gedanken, wie viel am Nordpol von seinen seidenen Tapeten, marmornen Treppen, silbernen Leuchtern und Wachslichtern erzählt werden würde, und heiſst den Fremden herzlich willkommen, der ihn jenen süssen Genuſs seiner Eitelkeit hoffen läſst.

Noch viel weiter könnte man diese Betrachtungen führen, wenn man auch in den Geist der italienischen Staatsverfassungen und Ge-

sezgebungen eingehen wollte, welchen allen der nehmliche Karakter aufgedrükt ist. So viele Gesezkodices, und so viele Rechtsverwirrung; so viele Gerichtshöfe und so wenig Gerechtigkeit; so viele Richter und Advokaten, und so langwierige Prozesse; so viele Hospitäler und doch so viele Bettler — was sagen uns alle diese Gegensäze anders, als daſs man in diesem Lande bei den wichtigsten Bedürfnissen nur sich um eine glänzende Oberfläche bekümmert, ohne nach dem innern Werth des Schaustüks zu fragen?

Lassen Sie mich nun aufhören, die Schwachheiten einer Nazion aufzuzählen, welche so viele liebenswürdige Menschen enthält. Aber vergessen wir bei dem, was ich Ihnen gesagt habe, ja nicht, daſs gerade die Ostentazion der Italiener alles das Schöne und Herrliche hervorgebracht hat, was wir jezt in diesem Lande bewundern. Es ist mit Nazionen wie mit einzelnen Menschen; das Gröſste wird oft

aus niedrigen Beweggründen gethan, und wenn wir bei allem, was wir bewundern, immer die Triebfeder kennten, welche dabei wirkte, so würden sich unsere Begriffe von Verdiensten gewaltig herabstimmen. Wenn es nicht gut gethan ist, von diesen Geheimnissen den Schleier wegzuziehen, so mag es bei Nazionen doch erlaubt sein, besonders wenn wir dadurch zu Aufschlüssen über ihren ganzen Karakter und ihre Lebensweise gelangen. —

Terni, den 18. *Juli* 1803.

Keine Merkwürdigkeit der Kunst, keine auffallende Schönheit der Natur bietet der Weg bis in die Gegend von Narni dar. Man ist von Rom aus zu sehr verwöhnt, und reist gleichgültig vorüber. Gegen Narni hin ist er oft langweilig, und auf der ganzen Strafse fallen die häfslichen Formen der Bewohner dieser Gegend unangenehm auf. Wie wohl thut es einem, wenn man die leztere Stadt erreicht hat, und von ihrer Höhe in das liebliche Thal hinunter blikt, welches sich an ihren Fufs lehnt!

Die Brüke des Augustus in Narni hatte meine Aufmerksamkeit zuerst wieder erwekt, einige Legenden von der Rolands- und Teufelshöhle mich sogar fröhlicher Laune gemacht, und der Anblik der schönen fruchtbaren Natur und der besser aussehenden Bewohner dieser Gegenden sie befestigt. Ich

befand mich ganz in der ruhigen, heitern Stimmung der Seele, welche die Betrachtung der Natur begünstigt. Sie begleitete mich durch das liebliche Thal bis nach Terni, und wich auch nicht von mir, als wir daselbst den berühmten Wasserfall des Velino zu sehen giengen.

Ungefähr um zehn Uhr Vormittags verliessen wir die Stadt in einer zweirädrigten leichten Kalesche, und in Begleitung eines kundigen Führers. Wir fuhren lange durch lichte Olivenwäldchen, und der Weg stieg in vielen Krümmungen nur allmählig in die Höhe. Nicht lange, so erreichten wir ein kleines Dörfchen, welches mitten in diesem Bergwinkel auf einem freistehenden Felsen liegt, und von der Natur selbst zur Festung bestimmt scheint. Von da wurde die Strafse ausserordentlich jähe, ob sie sich gleich geduldig langsam an den Bergen hinaufschlängelte. Ganz ein planmäfsiges Werk des Menschen-

fleisses, ist sie häufig auf beiden Seiten mit Felswänden und senkrechten Abgründen geschüzt und gefährlich gemacht. Sie wendet sich so einige Zeit langsam empor, und wird, je höher, auch desto beschwerlicher. Ueber der Schönheit der Gegend vergafsen wir die brennenden Sonnenstrahlen und die drohenden Abgründe, und eilten immer begieriger hinauf, je mehr Grofses und Liebliches die Natur enthüllte. Wirklich mufste die Aufmerksamkeit unaufhörlich gespannt sein; denn jede neue Krümmung, jeder höhere Standpunkt des Weges eröfnete auch mit den alten neue Aussichten; gerade wie sich uns die Ansicht des Lebens erweitert, je mehr wir darin vorwärts schreiten.

Wir hatten eine sehr hohe Stelle erreicht, als wir uns in einer kleinen Kapelle und damit an einer vorgebirgsähnlichen Felswand befanden. Unser Wagen lenkte um dieselbe um, und plözlich traf uns aus den Bergthälern

hervor ein kalter Wind, welcher uns um so erwünschter kam, je schwerer uns die Hize des Mittags gedrükt hatte. Wer hätte hier nicht Halt gemacht, da ihn die kühle Luft und die grofse zu seinen Füfsen liegende Aussicht zur Ruhe und Betrachtung einlud?

Von der Höhe herab verschwinden so manche der optischen Künste, mit denen uns die Natur, wenn sie sich in ihrer Gröfse zeigt, zu hintergehen pflegt. Die Berge sinken tiefer zusammen, dafür breiten sich die Thäler weiter aus, treten ihre Gegenstände mahlerischer und vielfacher heraus. Wenn wir aus niedrigen Standpunkten eine Gegend betrachten, so ist sie einem Gemählde ähnlicher, so wie sie, aus höhern angesehen, mehr ein plastisches Werk scheint. So ist auch die Wirkung auf den Beschauer verschieden und der Eindruk um so erhabener, je mehr die Form an seine Seele spricht.

Hier war diese bei den Bergen ganz eigen.

Ründlicher zusammengestellt, obgleich an Höhe achtungswerth, bildeten sie doch gar keine furchtbaren Mauren um die Thäler, durch welche die Nera und der Velino erst einzeln, dann verbunden sich ergiessen. Grossentheils mit kurzem Gebüsch überkräuselt, wurden sie noch lieblicher, weil da die Vorsprünge bedekt wurden, die Linien der Umrisse sich sanfter darstellten. Es that dem Ganzen sehr wohl, wenn sich aus dem frischen Grün hier und da eine freistehende Felspyramide in die Höhe hob, gleich einem Meilenmesser, durch den die Natur zur Bewunderung ihrer Gröſse einlud.

Nicht minder vermehren kleine gothische Festungstrümmer auf den Bergspizen den mahlerischen Wechsel der Ansichten. Er wird auffallend bedeutungsvoll durch die zakichte Mauer, womit der Felsweg häufig umgeben ist. Sie giebt dem Berge das Ansehen, als wäre er mit einer Krone umzogen.

Wie kann sich eine schöne Gegend unwiderleglicher als solche beweisen, als wenn der Wanderer, selbst in der Erwartung des Genusses der höchsten Naturschönheiten, eine Zeitlang bei ihr stille steht, und das, was seiner harrt, vergessen hat? Denn wer hätte dem segensreichen Thal von Terni, den abwechselnd fruchtbar und lieblich schönen Ufern der Nera, dem höher wie eine Theaterscene sich eröfnenden Thal Collestate widerstehen können?

Unser Führer mahnte uns daran, dafs die Natur noch mehr vermöge als hier. Durch ein kleines Gehölzchen auf einem einsamen Fufspfade führte er uns einen engen Weg, la Fuga genannt. Hier flofs in dem schmalen, tiefen, von Pabst Paul III gegrabenen Bette, der Velino, in einer Breite von vier und zwanzig römischen Palmen, und einer Tiefe von etwa sechsen. Nahe schon seinem Falle, stürzt sich der Flufs mit einer, kaum

Steine sinken lassenden Schnelligkeit durch seine enge Strafse fort, und das rings ihn umgebende Gebüsch kann nur einen flüchtigen Schatten auf seine Wellen mahlen. Wen er hineinreifst, der ist ohne Rettung verloren, wenn ihn nicht das Wunder schüzt, welches eine Votivtafel in Loretto bezeugt.

Von hier etwas weiter brachte er uns bis über die Mündung des Flusses. Von der Höhe herab verkürzten sich natürlich die senkrechten Linien des Stroms, aber man übersah auch ruhiger und genauer die ihn umgebenden Felsparthien. Er macht oben erst einen kleinen Fall, als ob er sich zum gewaltigen Sturz üben wollte, und ergiefst sich, wiewohl schneller als der Gedanke, in milchblauen Wogen hinab. Die Höhe des aufsteigenden Wasserstaubs nur verkündet die Stelle, wo er sich hinwarf; denn ein fast obeliskenähnlicher Felsen steht mitten im Bassin, damit man an ihm die Höhe messe. Nicht

gering scheint er von hier; aber er ist hin-weggeschwunden, wenn man den dritten Standpunkt erreicht hat.

Vorzugsweise nennt man ihn das Belvedere. Gefährlich strekt er sich auf einer ganz senkrecht sich hinabstürzenden Felswand hinaus über das Bassin, und läſst schon besser von vorne her den ganzen Wogensturz überschauen. Noch immer etwas zu hoch, dient er mehr die Gewalt der Natur anzustaunen, als ihre Stärke zu messen. Mit welcher Schnelligkeit sich die Masse herabstürzt, mit welcher furchtbaren Gewalt sie auffällt, in Wellen und Wasserstaub in die Höhe siedet — das sieht das Auge hier, und verkündet es dem staunenden Geiste. Hier ist der Eindruk, den das Ganze auf den Beschauer macht, wohl der stärkste; denn er steht da der Scene am nächsten, ist sein Standpunkt darum der gefährlichste, ist sein Ohr am gewaltsamsten vom Donner der Katarakte

erschüttert. Und damit er sein Auge nicht schnell mit Grausen hinwegwende, mahlen sich über die amphitheatralische Felsmauer des Bassins und seiner Oefnung die lieblichsten Regenbogen, und bilden eine idealische Farbenbrüke über Abgründe, die keine Menschenkraft überspringt. Wenn die höchsten Naturerscheinungen die schlummernde Idee höherer Wesen in dem Menschengemüth erweken, so ist es der Phantasie ein leichtes, diese Himmelsbogen mit wandernden Geistern zu bevölkern, oder der schimmernden Iris hier ihren Farbenthron anzuweisen. Hätte der Velino schon im bilderreichen Alterthum hier heruntergefluthet, so wäre seiner Göttin gewifs, wie in Tivoli, ein reizender Tempel erbaut worden.

Auf ziemlich bequemen Treppen stiegen wir noch weiter hinunter, etwa bis gegen die Mitte dem Sturze gegenüber, wo ein kleines lüftiges Häuschen zur Bequemlichkeit für den

Beschauer erbaut ist. Ob sich nun gleich die ganze Linie des Flusses vor das Auge mahlt, und der Verstand leicht genug die Höhe berechnen kann, wenn sie der Führer ihm auch nicht bis zum Verdruſs in die Ohren schreit, so geht es einem hier, wie mit allen klaren Beschauungen: sie füllen den Geist, und lassen das Gemüth leer. Das Ganze zerfällt in einzelne Theile, und die Spuren im Felsen, wo sich der Fluſs, wenn er vom Winterschnee geschwängert ist, herabarbeitet, lassen schon Wünsche und Begierden aufsteigen, das alles zu anderer Zeit zu sehen, wo es noch ganz anders sein müsse. Schon zählt man die verschiedenen Wassersäulen, zählt die Farben des Regenbogens, und versucht es, den Umfang der Wassermasse zu berechnen. Hier prüften wir die verschiedenen Angaben der Höhe von 200 — 300 Fuſs und drüber, und wurden einig, eher die mindeste als die höchste Zahl anzunehmen.

Ich gieng wieder auf das Belvedere hinauf, um mein Auge noch einmal, bevor wir zurükkehrten, an dem Höchsten zu weiden, was man von der Art in Europa wohl sehen kann. Unterdessen hatte sich über dem ersten Regenbogen ein zweiter gebildet, der frühere sich über die Schneefluthen gelegt, und dadurch ein gelblichtes Kolorit angenommen. Der jüngere wiegte sich auf dem grünen Gebüsche, und umzog die ganze Scene mit einer herrlichen Glorie.

Nicht mit Unrecht heifst dieser Ort das Belvedere; denn wo du dich auch hinstellst, findet dein Auge liebliche und schreklich schöne Gegenstände, auf denen es haftet. Wenn es durch die blizschnelle Eile des Velino unsicher geworden ist, so findet es an der ruhig fliessenden Nera einen freundlichern Begleiter, welche es in seinem Thal empfängt, und die ganze schöne Landschaft, worin Terni, Narni und Cesi liegen, hinuntergeleitet. Zur

Seite schweift es über die lieblichen Oel- und Traubenhügel hinaus, thut zuweilen einen Sprung auf die Gebirge, aber findet sich immer wieder am Hintergrunde des Horizonts, wo der Velino und die Nera vereinigt unter Augustus Brüke hindurchziehen.

Vielfach sind die Veränderungen, welche die Kunst dem Velino gab, bis er seine jezige Stelle hatte. In alter Zeit soll er eine ganz andre ferne Bahn gewandelt sein; in neuerer wiefs ihm Paul III seine jezige Stelle an, da er in seiner ältern Richtung dem Thale, aus welchem er kommt und in das er als Gast sich ergiefst, undankbar schädlich gewesen war.

An diesen Stellen seiner alten Betten ist gleichsam die innere Wirkungskraft der Natur enthüllt, das Geheimnifs durch die Menschenkraft verrathen. Die sogenannte Grotta dei tartari ist wohl ein alter Wasserschlund, der durch den veränderten Lauf getroknet

wurde. Das Eingeweide des Gebirges liegt, wie in den Grotten von Tivoli, in runden Steinblasen vor dem Auge, und die versteinernde Kraft des Wassers hat dafür gesorgt, auch hier den gestaltlosen Stein durch eine phantastische Form zu beleben. Denn wirklich täuschend ist die Gestalt eines herabhängenden Felsens, welcher ein versteinerter Baum sein soll, einer ungeheuren Löwenklaue ähnlich, und es gehörte nicht viel dazu, um aus ihm den kolossenen Leuen zu bilden. Und nicht minder Mühe kostete es dem frommen Glauben, andere Steine in Glorienstrahlen umzuschaffen.

Eine andre Ansicht des Wasserfalls müfste sich von der ihm entgegengesezten Seite des Thals eröfnen, wenn sie, mit dem vorhergehenden verglichen, nicht zu klein wäre. In dieser Hinsicht verdrofs uns die Auskunft, dafs man gegenwärtig die Nera hier nicht passiren könne, sehr. Vergnügt, und mit

einer nicht unbedeutenden Erweiterung unserer Ideen, kehrten wir wieder nach Terni zurük. Oft wandten wir den Blik wieder um. Ich fühlte es einigemal mit Wehmuth, daſs man auch mit Rührung von leblosen Dingen scheidet, wenn man nicht gewiſs ist sie wiederzusehen.

Florenz, den 16. *August* 1803.

Sie wundern sich mit mir, daſs ich wieder in Florenz bin. Ich habe Rom verlassen, um der Hize auszuweichen, und finde sie nun in dem nördlichern Florenz noch weit drükender. Rom liegt doch frei in der Ebene da, und genieſst die erfrischenden Seewinde täglich einige Stunden, und Nachts beinahe immer. Florenz zwischen seinen Bergen wird nur selten von einem Lüftchen getroffen, und hat auf die heissesten Tage meist schwühle Nächte. Alles dieses ist so natürlich, und konnte ich mir selbst schon früher sagen, daſs ich nicht begreife, wie es mir nicht zuvor eingefallen ist, eh' ich den thörichten Entschluſs faſste. So size ich nun hier beinahe den ganzen Tag unthätig zu Hause, und mich scheuend, nur meine Wohnung zu verlassen.

Sie ist freilich aber auch gar zu schön gelegen, als dafs ich so leicht in Versuchung kommen könnte, hinauszugehen. Ich bin, so zu sagen, in der Stadt und auf dem Lande. Sie liegt oben, wo der Arno sich in die Stadt hineingiefst, und so hart an seinem Ufer, dafs ich aus meinem Fenster die Angel auswerfen könnte. Auf dem entgegengesezten Ufer dehnt sich eine Reihe von Gärten hin, hinter welchen liebliche Oelhügel aufsteigen, die sich bis nach dem Belvedere hinziehen. Den Flufs hinab stellt sich die Stadt mit mehreren ihrer Brüken dar; ihn hinauf eröffnet sich eine schöne Wasserperspektive, welche durch Pappeln und Erlen gebildet und begränzt ist. Trett ich auf den mit Reben und Blumen beschatteten Altan vor meinen Fenstern hinaus, so kann ich das leise Lüftchen erhaschen, welches sich zuweilen mit dem Strome aus den Bergthälern ergiefst.

So selten es mich versucht, herauszugehen,

und so beschwerlich mir der diesmalige Sommer in Italien wird, ist es mir doch immer ein grofses Vergnügen, durch die Strafsen von Florenz zu wandeln. Ganz eigen spricht es einen freilich in Rom an. Man stöfst auf so viele Gegenstände, welche durch nähere oder entferntere Beziehungen merkwürdig sind — aber man findet auch so mancherlei, was den Unwillen und den Ekel beinahe bei jedem Spaziergang durch die Stadt reizt. Wie wohl thut es in Florenz, wieder einmal durch reinliche Strafsen zu gehen, nicht jeden Augenblik durch Pfaffen und Bettler geärgert zu werden, den Handwerksmann fleissig in seiner Bude arbeiten zu sehen, und den höhern Wohlstand des Volks in den Wohnungen, so wie in den Kleidern und den zufriedenen Gesichtern ihrer Bewohner, zu erkennen! Dabei geht der Kunstsinn nicht leer aus. Bei jedem Gang durch die Strafsen begegnen Sie irgend einem vorzüglichen Werke der

alten toskanischen Baukunst, immer einem Meisterstük der neuern Bildnerei, wo Sie in Rom beinahe überall ein falscher Geschmak in den Gebäuden, und der übertriebene des Bernini und seiner Nachfolger in der Bildhauerkunst anspricht. Treten Sie in die Kirchen, so finden Sie zwar wenig Raphaele; aber Sie sehen da die Meisterstüke der toskanischen Schule. Sie haben keine Logen, keinen Vatikan zu besuchen; aber Sie werden mit Vergnügen nach dem Pallast Pitti gehen, und den Besuch der öffentlichen Gallerie dem von jeder römischen vorziehen; denn Rom besizt heutzutage kein einziges altes Kunstwerk mehr, welches sich der Niobengruppe vergleichen dürfte.

Der Kunst zu lieb reisen ja doch beinahe die Meisten nach Italien. Warum eilen sie aber so schnell durch Florenz hindurch, um nach Rom zu kommen? Etwa weil es noch keinem Ramdohr eingefallen ist, ein dikes

Buch über florentinische Kunst zu schreiben? Oder weil es nun einmal für den Künstler in physischer und artistischer Rüksicht besser in Rom zu leben ist? Was kann dem unbefangenen Freunde der Kunst an dem heutigen Künstler liegen, wenn er nur seine Werke kennt? Wird er nicht gern sein Kunststudium anfangen bei den alten Meistern in Sta. Croce zu Florenz, um es mit Raphael in den Stanzen und Logen zu endigen?

Schwer ist es, herrschende Vorurtheile auszurotten. Unsre Reisebeschreiber scheinen sich das Wort gegeben zu haben, sich ein für allemal an den römischen Boden zu halten, auf welchem ihnen ihre Schulstudien freilich besser zu statten kommen, als in Florenz, wo man den schönsten Theil der italienischen Geschichte kennen mufs, um recht innig zu geniefsen. Sehr bequem spricht sich's von herzerhebenden Gefühlen auf dem Plaze, wo sich Curtius Rufus in den Erd-

schlund gestürzt hat, wenn man auch gar nichts auf demselben fühlte. Man nimmt beim Besuch von Roms heiligen Pläzen einige dürftige Schulbroken, welche einem einfallen, gerne für neue grofse Gedanken; man rennt, wie jener schweizerische Schuhknecht, welchem es vor einigen Jahren eingefallen ist, seine Kurierritte durch Italien herauszugeben, von einer alten Mauer zur andern, sagt, was der Wegweiser für die Reisenden davon erzählt, zitirt etwa noch eine Stelle aus einem Klassiker dazu, macht dem Leser den Mund nach Appelsinen und Feigen wässerig — und das Buch ist fertig.

Ich bin nicht Kunstkenner genug, um Florenz zu seinem Recht zu verhelfen; habe aber nicht zu wenig Liebe für Rom, um mir in der allgemeinen Vergleichung beider Städte ein Urtheil zu erlauben. Wenn ich daher den Werth derselben in der allgemeinsten Rüksicht, ohne Bezug auf den Künstler und

den Gelehrten, sondern nur auf den gebildeten Menschen bestimmen sollte, so würde ich sagen: er wird sich besser in Florenz gefallen, als in Rom, wenn die Uebrigen den Aufenthalt an dem leztern Orte gleich weit behaglicher finden mögen.

Rom ist beinahe einzig mit Geistlichen und Leuten bevölkert, welche von ihnen abhängen. Man weiſs, daſs sich dieser Stand mit der Bildung des äussern Menschen niemals sehr abgegeben hat. Ja er findet sogar ein Verdienst darin, das nicht zu haben, was man Liebenswürdigkeit nennt. Der gröſsere und bedeutendere Theil seiner Glieder ist im Alter schon zu weit vorgerükt, als daſs sie es noch der Mühe werth finden könnten, nach dem zu ringen, was früher hätte begonnen werden sollen. Alle zusammen sehen nicht ein, was sie dadurch erreichen könnten, und lassen sich's aus Bequemlichkeit an demjenigen fehlen, was wir an andern doch

so hoch schäzen. Dabei hat das Cölibat, welches den Menschen eben so gut von seinen natürlichen Pflichten, wie von seinen gesellschaftlichen losspricht, mitgewirkt, um aus der herrschenden Klasse, in welcher sich Aufklärung des Geistes und Bildung der Sitten befinden sollte, eine Reihe kalter Geschäftsleute, heimlicher Wüstlinge und unwissender Stolzen zu bilden.

Die Vereinigung der Reichthümer in wenigen Familien und der Mangel an Handel und Kunstfleiſs haben eine beinahe allgemeine Armuth in Rom hervorgebracht, welche die Verschwendung Einzelner nie zu einem höhern Luxus Aller ausarten lieſs. Wo es überdies beinahe nichts als Amtskleidungen und Livreen gab, konnte die Verschwendung in Kleidern eben so wenig, als in den übrigen Bedürfnissen steigen; — es entstand eine gewisse cynische Gleichgültigkeit gegen diesen gewiſs nicht unwesentlichen Bestandtheil des Men-

schen, welcher einer Klasse von Fremden, namentlich der deutschen, so wohl bekommt, dafs sie oft ausrufen in Rom, gleich den Studenten im Leipziger Rathskeller: uns ist's so kannibalisch wohl, als wie fünfhundert S . . . . . !

Diese Bequemlichkeit, wenn Sie es so nennen mögen, haben Sie nun freilich in Florenz nicht. Der Luxus ist da zu einer grofsen Höhe gestiegen, eine gewisse Eleganz in Wohnung und Kleidung ganz allgemein geworden. Man fodert von Jedem, dafs er seine Ansprüche von aussen verkündige, und das Wesentliche seines Geistes und Herzens auch im Zufälligen darstelle. Ja man treibt es so weit, den Eintritt in die Casino's gewissen Anzugsverordnungen zu unterwerfen, und überschreitet vielleicht auf diese Weise die eine Gränzlinie eben so stark, wie man die andere in Rom verlezt.

Dieser Zwang äussert sich noch weit beschwerlicher in der Aufmerksamkeit, welche man auf die Lebensweise andrer hat. Die gute Meinung des Publikums ist von dem gröſsten Gewicht, und darum viele Vorsicht nöthig um sie zu gewinnen, gröſsere noch, um sie nicht zu verlieren. So gesunken auch immer die Sitten sind, so ist das Aergerniſs doch dem Grade des Verderbens nicht angemessen, und man muſs schon selbst mitsündigen, oder sehr helle sehen, um sich nicht zu betrügen. In Rom ist dieſs zwar auch, wiewohl nicht so allgemein, der Fall; aber es hat da eine andre Folge, und zwar die, daſs sich Jeder im Bewuſstsein seiner eigenen Sünden, nichts um die der Andern bekümmert, weil er auf gleiche Gefälligkeit von ihrer Seite rechnet. In Florenz hingegen, wo sich während der Regierung Leopolds in allen Gesellschaften und selbst in den meisten Familien Spione befanden, ist eine groſse

Behutsamkeit nöthig geworden, die sich auch jezt noch nicht verloren hat. Es wird in Florenz gewifs so viel gesündigt, als in Rom; aber es geschieht im Stillen. Diese Aufmerksamkeit auf Andre erstrekt sich selbst auf die Fremden. Es ist zwar nicht zu läugnen, dafs sie mit der gröfsten Freundlichkeit aufgenommen werden; aber der Florentiner erkundigt sich doch immer vorher nach dem Namen und Stande des neuen Bekannten. Bei der feinern Lebensart, welche ihn unter allen Ständen auszeichnet, ist zwar nicht zu fürchten, dafs er ihn jemals durch leise Mahnungen empfindlich erinnere; aber wer Worte und Blike gehörig zu würdigen weifs, kann doch in's Klare kommen. Es ist ja ganz natürlich, dafs in einer Stadt, wo der Bürger wenigstens eben so gebildet ist, als der Adel, und es dennoch einen Casino degli Nobili, und einen andern degli Cittadini giebt, der Standesunterschied nicht nur

allein in Titeln und Namen übrig geblieben sein kann.

Wenn dieses in Rom der Fall nicht ist, so darf man daraus nicht gerade auf eine höhere gesellschaftliche Bildung schliessen. Nein, diesen Vorzug hat der Römer gewiss nicht vor dem Florentiner voraus, bei dem sich einst die Schule der feinen Sitten befunden hat. Je gebildeter der Gesellschaftston ist, desto drükender sind die Lüken in der Unterhaltung, desto besorgter ist man, dem unangenehmen Gefühle, Andere sich bei sich langweilen zu sehen, vorzubeugen, und durch Anstalten und Vorkehrungen den guten Geist der Gesellschaft zu beschwören. Darum sind auch, wie Sie gesehen haben, Casino's und andere dergleichen Anstalten aufgekommen, welche man in Rom noch nicht findet. Darum sind mehrere öffentliche Versammlungsorte und Spaziergänge gestiftet, und mit einer Eleganz eingerichtet, die man in Rom beinahe so

wenig kennt, als die Sache selbst; blos weil die höhere Weltbildung nie aufhört, in Genüssen zu raffiniren.

Unläugbar ist es, dafs diese Richtung der gesellschaftlichen Verhältnisse dem Fremden sehr zu statten kommt. Es wird ihm an den öffentlichen Versammlungsorten sehr leicht, alle möglichen Bekanntschaften zu machen, und darunter zu wählen, welchen er seine Aufmerksamkeit besonders widmen will. Aber sie hat auf der andern Seite den Nachtheil, dafs es nicht so leicht ist, seinen Mann in der Familie kennen zu lernen, wie in Rom, und dafs man also gerade den liebenswürdigsten Theil seines Karakters verliert. Die Florentiner unterscheiden sich in ihren feinern Genüssen vielleicht am sichersten dadurch von den Römern, dafs sie gröfsere Neigung für die schönen Wissenschaften, die leztern für die schönen Künste haben. Poetische Unterhaltungen sind, ausser dem Spiel,

der gewöhnlichste Zeitvertreib in den Familienzirkeln zu Florenz; musikalische sind es in Rom. Um an den ersteren Theil nehmen zu können, gehören schon nicht gewöhnliche Kenntnisse der Sprache dazu, welche dem Fremden beinahe durchgängig mangeln; in Rom braucht er nur Obren zu haben, um sich so gut als jeder andere zu unterhalten.

Dieser Umstand ist gewiſs von groſser Bedeutung, und wohl ein Hauptgrund, warum der Fremde sich in Rom so wohl befindet. An beiden Orten ist er gleich gut aufgenommen, an beiden findet er gleich viel zu sehen und zu lernen; aber Rom mit seiner Freiheit und Nachsicht, mit seinen vielen Sinnengenüssen und der wollüstigen Behaglichkeit, in welcher es den Geist zu erhalten weiſs, gewinnt den Vorzug leicht vor dem erstern, glänzendern und geregeltern Florenz. Denn man freut sich so sehr, an einem Orte zu

sein, wo man keine Rechenschaft für sein Thun und Lassen fürchten darf.

Ein Hauptunterschied, welcher in den gesellschaftlichen Verhältnissen beider Städte statt findet, besteht natürlich in dem verschiedenen Werthe, den daselbst die beiden Stände haben, der militärische und der geistliche. Ich seze vielleicht in einem meiner nächsten Briefe die Vergleichung fort, sobald ich gewifs bin, dafs Sie sie ihrer Aufmerksamkeit werth gefunden haben.

Florenz, den 28. *August* 1803.

In den lezten Zeiten sind so viele vorzügliche Gemählde aus Italien verschwunden, dafs dadurch und durch die sonstigen Verluste an Schäzen der Kunst und Wissenschaften, alle Handbücher für Reisende in diesem Lande unbrauchbar geworden sind. Mit Wehmuth stehen Sie oft vor ganz leeren Rahmen, mit gröfserer noch, wenn diese, statt der alten Originale, nur schlechte Copien enthalten. Vieles ist von den Siegern weggeführt worden; manches aus Noth verkauft, oder aus Furcht vor neuen Kriegen und ihren Folgen verstekt, oder wenigen zugänglich. Bei den Gemähldehändlern findet sich kaum mehr etwas vorzügliches, und wenn man etwas kaufen will, so ist grofse Vorsicht vonnöthen. Die hohen Preise und der Mangel an guten Sachen hat die Kunst der Verfälschung aufs höchste getrieben, und es gehört

ein geübtes Auge dazu, um nicht getäuscht zu werden. Man kann Gemählde zu tausenden kaufen; aber selten wird etwas mehr als mittelmäfsiges darunter sein. Cacault hat seit einigen Jahren in Rom alles zusammengekauft, was um einige Pauls zu haben war; es ist aber leicht zu errathen, welchen Werth eine Sammlung haben kann, die blos im Gedanken, unter dem Aushängeschild italienischer Schulen nach Amerika zu spekulieren, gemacht worden ist.

Es thut dem Freund der Kunst sehr wehe, wenn er das nicht mehr findet, worauf ihn sein Volkmann so neugierig gemacht hat, und ich habe dies manchmal schmerzlich erfahren. Desto erfreulicher ist ihm aber die eigene Entdekung, der Fund an Orten, von welchen er schweigt. Dies war für T.... und mich mit der Gallerie des Marchese Gerini in Florenz, und mit der des genuesischen Kaufmanns Lambruschini in Livorno der Fall. Mögen Sie

mich denn entschuldigen, wenn ich Ihnen auch einmal eine Reihe von Gemählden aufzähle, welche Sie nicht sehen werden, und ich nicht so zu beschreiben vermag, daſs Ihre Einbildungskraft sie sich selbst erschaffen kann.

Die Sammlung des Marchese Gerini hat nicht das Alter mancher ähnlichen Gallerien. Aber sie wurde noch in guten Zeiten gemacht, wo man glüklicher fand, und wohlfeiler kaufte, als seit einigen Decennien. Vollständigkeit ist überhaupt in keiner Sammlung mehr zu hoffen, ausser in der Pariser; aber man darf sehr zufrieden sein, wenn man wenigstens von den groſsen Meistern einige Arbeiten findet. In dieser Hinsicht ist die kleine Gallerie Gerini sehr schäzbar. Ausser vielen braven Stüken von Künstlern des zweiten und dritten Rangs, finden sich auch mehrere von denen des ersten.

Die ganze Sammlung ist in sechs ziemlich

grofsen Zimmern und einem sehr weitläufti-
gen Saale vertheilt. Beim Eintritt erhält man
ein kleines Buch, in welchem jedes Blatt eine
der Wände enthält, und Form und Ordnung
der Gemählde nebst den Namen der Meister
angiebt. Es wäre zu wünschen, dafs diese
Einrichtung allgemeiner wäre, um sich nicht,
wie gewöhnlich, auf die Angabe unwissender
Bedienten verlassen zu dürfen.

Erstes Zimmer.

Mehrere vorzügliche Schlachtstüke von
Bourgignon.

Zweites Zimmer.

Eine Madonna von Van Dyk mit mehrern
Engeln und dem heiligen Joseph. In Rük-
sicht auf Kolorit erinnere ich mich kaum
ein besseres Stük dieses Meisters gesehen zu
haben.

Zwei Porträte von Tizian.

Mehrere Schlachtstüke von Bourgignon.

Ein Porträt von Caravaggio.

Judith von Spagnoletto.

Eine Kreuzigung von Hannibal Caracci.

Himmelfahrt der Maria von Gherardini.

Zwo Landschaften von Joseph Vernet.

Drittes Zimmer.

Zwo grofse, vorzüglich schön erhaltene Landschaften von Salvator Rosa; die eine enthält eine Gruppe von Soldaten oder Räubern in einem transparenten Wald; die andre ist eine sehr schöne Seeansicht.

Madonna von Peter von Cortona.

Ein Paolo Veronese.

Ein sehr schöner Coreggio.

Zween Vasari.

Ein Van Dyk.

Masaccio's Porträt von ihm selbst gemahlt, und in Rüksicht auf Seltenheit eines der schäzbarsten Stüke dieser Sammlung.

Zween kleine Pietro's von Perugia.

Viertes Zimmer.

Ein grofses Gemählde von Salvator Rosa,

Prometheus an den Kaukasus gefesselt, mit dem Geier an der Brust, von kühner Stellung und furchtbarem Ausdruk.

Ein Caravaggio.

Auferstehung von Zuccheri.

Vier Stüke von Battoni.

Fünftes Zimmer.

Vier grofse Landschaften von Claude, vortreflich erhalten, und zwo kleinere, sehr schöne.

Ein Pietro von Perugia.

Ein Guercino.

Ein Attori.

Ein Rubens.

Ein Zuccheri.

Und zwei schöne Stüke von Carlino Dolce, kräftiger als seine gewöhnliche Manier.

Sechstes Zimmer.

Zwei sehr schöne, vortreflich erhaltene Porträte von Lucas Kranach.

Michel Angelo's Porträt, von ihm selbst gemahlt.

Ein Lanfranco.

Ein Tizian.

Eins von Frate Bartolomeo.

Die Gattin Andrea's del Sarto, von ihm selbst gemahlt, und wahrscheinlich das Original der schönen Kopie, welche ohne Namen des Meisters in der grofsen königlichen Gallerie hängt.

Ein Peter von Cortona.

Ein Carl Marotti.

Grofser Saal.

Zween Paolo Veronete's.

Ein Hannibal Caracci.

Ein kleiner, schöner Raphael, in seiner ersten Manier.

Ein kleiner Dürer, dessen Aechtheit mir verdächtig schien.

Zween schöne Köpfe von Guido Reni, und und ein andres Gemählde dieses Meisters.

Ein Guercino.

Ein schönes Porträt von Rembrandt.

Ein Van Dyk.

Ein Rubens.

Fünf Porträte von Tizian.

Ein Peter von Cortona.

Ein Schlachtstük von Salvator Rosa, sehr schön und vortreflich erhalten.

Ein Solimena.

Ein Carlino Dolce.

Und ein vortrefliches Gemählde von Fra Bartolomeo, das ganz frisch ist, als ob es eben von der Staffelei käme.

Nicht so zahlreich, aber ausgezeichneter durch grofse Stüke, ist die Sammlung des Genuesers Lambruschini in Livorno. Man versichert, dafs sie einen Theil der ehemaligen Gallerie Orleans enthalte, welche bekanntlich zerstreut wurde. Mehreres andere ist in den Stürmen der italienischen Kriege wohlfeil gekauft worden.

Das vorzüglichste Gemählde dieser Sammlung ist von Raphael. Es stellt die Geburt der heiligen Jungfrau, bei seiner zwoten Manier gemahlt, vor. Das Stük vereinigt bei vielen Vorzügen mancherlei Fehler. Das Mädchen, welches im Vordergrund mit der Wiege herbeikömmt, ist wirklich schön, und an ihr, so wie an der Alten, welche das Wasser untersucht und es noch zu heifs für das Kindlein findet, und an einigen andern Figuren die Drapperie ganz vortreflich. Schlecht hingegen ist eine andre, im Vordergrund vom Rüken her sichtbare Frauensperson, und ihr gelbes Gewand mit den hochrothen Falten schreit unerträglich aus dem in Farben sonst sehr bescheidenen Gemählde heraus. Man sollte meinen, sie sei von einer andern Hand hineingepfuscht. Die alte Frau, welche das Wasser prüft, ist desto besser, und ihr Gesicht, das sich zu den andern in die Höhe richtet, äusserst sprechend. Eine andre

sizende Figur, die ein schon erwachsenes Kind vor sich hält, ist, obgleich viel zu hoch gestellt, doch voll Grazie. Das Gemählde enthält noch mehrere andere weibliche Gestalten, unter welchen eine, im Hintergrunde zur Thür eintretende, sich durch Anmuth und schöne Gewänder auszeichnet. Oben schwebt Gott Vater, im Geist des Buonarota'schen Weltschöpfers, erhaben und ernst, und verkündigt die Geburt der heilbringenden Frau. Unter den schön gefärbten Gemählden der Niederländer, von welchen dieser Raphael umgeben ist, leuchtet der Edelstein der Sammlung nicht so glänzend hervor, als er bei längerer Betrachtung das Gemüth fesselt. Zuverläfsig ist diese eine der merkwürdigsten Arbeiten für die Bildungsgeschichte Raphaels. Das hohe Talent kämpft darin nicht immer siegreich mit der Kunst, die Perspektive ist gänzlich verfehlt, und die Eintracht der Farben nicht glüklich getroffen. Aber Ausdruk

schöner Natur, hohe Grazie, und eine gewisse Heiligkeit und Unschuld, welche alles, was der herrliche Mahler von Urbino gemahlt hat, auszeichnet, sind hier um so anziehender, da sie nicht einmal durch die bedeutendsten Fehler niedergedrukt werden.

In seiner Art eben so vortreflich ist ein Türkenporträt von Rembrandt. Sie kennen den kräftigen Styl dieses Künstlers, dessen Pinsel jede kleinliche Arbeit verschmäht, und nur in grofsen Zügen arbeitet. Wer, wie so viele, den Fleifs höher schäzt als das Genie, dem wird diese markichte Arbeit nicht gefallen. Man wird überhaupt oft bei ihm sagen: das sehen wir ja genug im Leben, warum hält es uns auch die Kunst noch vor? Es ist wahr, zum Ideal erhoben sich die Flammänder nie; aber Rembrandt ist darum nie gemein geworden. Seine Porträte sind treue Bilder der Natur, wie sie ihm vorkam, und neben der Wahrheit, als solche, interessirt

immer bei ihm noch die eigene Kraft des Künstlers.

Eine Magdalena zu den Füssen Christi wird für ein Original von Paolo Veronese gehalten. Ich habe das nehmliche Stük im Palaste Durazzo in Genua gesehen, und getraue mir nicht zu entscheiden, welches von beiden das Original, oder ob beide Originale sind. Das Kolorit ist frisch, und an dem Tischtuch und den Früchten auf demselben wäre für manche viel zu bewundern. Für mich sind es die Köpfe, deren Karakter genau unterscheidend bezeichnet, deren Ausdruk und Theilnahme an der Handlung vortreflich gegeben ist. Nur that mir auch hier, wie so oft, der Ausdruk künftiger Leiden des Erlösers nicht wohl. Christus sollte, wenn er nicht in Momenten seiner Prüfungen dargestellt wird, in ewiger Klarheit und Ruhe gemahlt werden. Das erfordert sein hohes Amt, als Lehrer, und sein Vorzug, als Gott.

Eine kleine ruhige Landschaft von Bullenburg und eine andre egyptische von Poussin zogen mich neben den genannten am meisten an. Sonst ist noch manches Schöne von Rubens und den andern Niederländern da, welches ich Ihnen nicht bezeichnen will, weil die Sammlung auf Spekulazion gekauft ist, und bei den hohen Forderungen des Besizers leicht zerstreut werden dürfte.

Florenz, den 29. August 1803.

Der Tod des Königs hatte die gewöhnlichen Festlichkeiten des Johannistags verboten, welche sonst den 24. Juni gehalten zu werden pflegten. Ungern läfst sich das Volk die Feier seines Schuzheiligen nehmen. Sie wurde daher, um es zu trösten, bis in in den August hinausgeschoben. Der 25. dieses Monats sollte die Feste nachholen. Durch die Huldigung, welche der fünfthalbjährige Nachfolger Ludwigs I von Toskana, an der Seite seiner Mutter, von dem florentinischen Senat erhalten mufste, bekam das Ganze eine Neuheit und Eigenheit, welche die Erwartung auf ein, doch jegliches Jahr wiederholtes Fest in hohem Grade spannte.

Der Abend des 25. Augusts lud die Florentiner nach dem Wagenrennen auf dem Plaze von Santa Maria Novella ein.

Dieser Plaz, obwohl nicht von ganz regelmäſsiger Form, eignet sich doch ziemlich gut für diese Feier. Er ist einer der gröſsten in Florenz, ganz eben, und ringsum von ansehnlichen Gebäuden umgeben. An den beiden Enden desselben stehen zween moderne Obelisken, welche die Punkte ausmachen, an denen sich die Kunst der Wagenlenker beim Umdrehen beweisen muſs. Oben ist die Kirche von Santa Maria Novella, deren Architektur sehr gerühmt wird; ihr gegenüber stehen Säulengänge. Mehrere Straſsen führen von allen Seiten nach dem Plaze hin.

Rings um denselben werden in einer beinahe ovalförmigen Kreisung amphitheatralische Size von Holz erbaut. Einmal mit Menschen angefüllt, gewähren sie wirklich einen groſsen Anblik. Gegenüber von der Kirche ist ein groſser, prächtig geschmükter Balkon für die Königin errichtet, welche diesmal aber nicht bei dem Fest erschienen ist. An

den Obelisken stehen die Wagenlenker in lächerlich scheinendem antikem Aufzug. Rings um den Plaz herum sind Linien von Soldaten gestellt. Auf demselben kreisen die Kutschen der Florentiner, und man ist wohl schon eine Stunde versammelt, ehe man nur die geringste Anstalt zum Anfang der Feier macht

Während dieser Zeit unterhält man sich angenehm genug durch den wirklich grofsen Hinblik auf die versammelte Menschenmenge. Der ganze Plaz ist mit Reitenden, Fahrenden, Gehenden angefüllt. Um dieselben schliessen die amphitheatralischen Size einen Menschenkreis, und hinter diesen erheben sich die Häuser, welche, mit vielfarbigen Tapeten behängt, unter der Menschenlast zu erliegen scheinen. Alle Fenster und Balkons sind besezt; auf den Dächern selbst hat man die gefährlichste Standpunkte genommen. Es ist kein Pläzchen, das nicht vom verwegensten benuzt wäre.

Kurz vor Anbruch der Nacht wird den Soldaten endlich das Zeichen gegeben. In verschiedenen Linien breiten sie sich über den Plaz aus, um ihn von Menschen zu leeren. Auffallend ist hier die Schonung, mit welcher das gemeine Volk in Italien überall behandelt wird. Kein Bajonet, kein Säbel wird gegen den Widerspenstigen gebraucht. Lange dauert die Bemühung der Soldaten, bis der freie Raum gewonnen ist.

Endlich ist der Plaz gereinigt. Jeder hat seinen Standpunkt. Die Soldaten schliessen ihre Reihen wieder um den Plaz, und die Rennwagen werden gebracht.

Cosmus, ein grofser Freund und Kenner des Alterthums, errichtete diese Spiele im Jahr 1540. Die Form der Rennwagen ist bis jezt die nehmliche geblieben. Wenn man sie aber als Maafsstab der damaligen archäologischen Kenntnisse ansehen wollte, so würde man von diesen eben keine sehr grofse Vor-

stellung bekommen. Sie sind für ihren Zwek untauglich, viel zu lang, und vierrädrig. Ausserdem haben sie einen Bok, wie unsre heutigen Kutschen, und der Wagenlenker kann die schöne stehende Stellung im Wagen selbst, welcher leer bleibt, nicht annehmen. Uebrigens ist er reichlich mit seidenen Stoffen geschmükt, und mit zwei Pferden bespannt.

Es waren vier Wagen, welche in den Kampfplaz traten. Sie gehören der Stadt Florenz, und kommen jedes Jahr wieder zum Vorschein. Die Pferde waren über und über mit vielfarbigen Bändern behangen, aber gröſstentheils häſslich. Sie wurden einmal langsam um den Kreis geführt, den sie zu machen hatten. Man sah nicht, daſs sie sehr ungeduldig waren.

Oben beim Obelisk, der vor der Kirche steht, wurden die vier Wagen in einer Linie neben einander gestellt. Es lieſs sich schon

voraussehen, wer den Preis gewinnen würde. Es war derjenige, welcher mit den schönsten Pferden bespannt war, und zunächst am Obelisk stand. Dieser hatte natürlich einen weit kleinern Kreis zu durchlaufen, weil er von einem Obelisk zum andern eine gerade, weit kürzere Linie zu machen hatte, und es kam nur darauf an, gut umzukehren. Wirklich bewies dies auch der Erfolg. Selten hatte er vor den andern einen Vorsprung, aber er gewann ihn doch jedesmal wieder stark genug beim Drehen um die Obelisken, wo er einen weit engern Kreis zu beschreiben hatte.

Dreimal drehten sie sich um die Obelisken. Als sie zum drittenmal auf der Stelle ankamen, von welcher sie ausgefahren waren, wurde Halt geboten.

Der Preis für den Sieger ist zehn Zecchinen. Allein die Pferde gehören alle dem Postmeister, welcher dafür den ihm immer

gewissen Preis in die Tasche stekt. Derjenige der Postillons, welcher ihn davongetragen hatte, erhielt einen Zecchin von ihm.

In ältern Zeiten wurde dieses Fest mit vielem Ernst gefeiert. Die edelsten Bürger des Staats nahmen daran Antheil, und nicht selten sah man dabei die kühnsten Aeusserungen des Partheigeistes. Die Medici hatten hier immer ihren Wagen. Andre der vornehmsten Geschlechter gleichfalls. Alle unterschieden sich durch die Farben der Häuser, denen sie zugehörten, von einander. Im Beifall, den das Volk über den Sieg äusserte, erkannte man leicht die Stimmung desselben, und der Hafs gegen die Medici äusserte sich bei manchen Gelegenheiten sehr laut durch den Beifall, mit welchem die Siege der Pazzi, oder Strozzi, oder anderer mit ihnen wetteifernder Geschlechter aufgenommen wurden.

Heutzutage aber hat sich dieser Geist der Parthei gänzlich verloren. Das höhere In-

teresse, welches das Spiel sonst hatte, ist verschwunden. Man erkennt es auch schon daran, daſs das Amphitheater nicht auf öffentliche Kosten, sondern von Privatunternehmern errichtet wird, welche sich für jeden Plaz einen Paul oder eine Lira bezahlen lassen.

Es war schon Abend geworden, als sich das Spiel endete. Wie ein groſser Sandhaufen zerrann die Menschenmenge. Alles strömte nach dem Plaz des Groſsherzogs und in die benachbarten Häuser, um das Feuerwerk zu sehen, welches gleich nach Anbruch der Nacht vom Palazzo Vecchio losgebrannt werden sollte.

Die Zimmer desselben waren schon matt erleuchtet, und die Fenster der benachbarten Häuser mit Menschen angefüllt. Auf dem kleinern Plaz hatte sich die ganze Volksmenge der vorigen Spiele zusammengedrängt. Es war ein sehr merkwürdiger Anblik, in wie

verschiedenen Attitüden das Volk sich zeigte. Die Jungen besonders, welche den Anfang des Feuerwerks gar nicht erwarten konnten, drükten ihre Ungeduld in den lächerlichsten Sprüngen aus. Ein grofses, von leichtem Holz entzündetes Feuer, gab ihnen vorerst einige Beschäftigung. Es wäre die glüklichste Nachtscene für einen niederländischen Mahler gewesen, die tausend Bemühungen und Stellungen und Sprünge um das Feuer herum mit starkem Licht und Schatten darzustellen. Das Feuer war gerade von den beiden kolossalen Statuen des Herkules und David angezündet, welche am Eingang des Palazzo Vecchio stehen. Beide hatten gleichgefällig verwegene Jungen zu sich heraufgenommen, die nicht nur mit dem Löwen, sondern mit Herkules Bart selber spielten. Der kühnste hatte wohl gar das Haupt des Löwenbezwingers erstiegen. Die Statuen warfen einen ungeheuren Schatten an die Mauer

des Palasts, welcher sich unter den wechselnden Flammen, und den Bewegungen der an ihren aufkletternden Jungen zu beleben schien.

Das Feuerwerk begann. Allein man braucht gar nichts Vorzügliches von der Art gesehen zu haben, um dieses höchst erbärmlich zu finden. Schon seit Jahrhunderten wird die nehmliche Summe dazu angewendet, und das Ganze, was in einem Augenblik angezündet nicht von Bedeutung wäre, wird hübsch spärlich Stük vor Stük abgebrannt, damit das Volk sich mindestens eine Stunde an dem Anblik weiden könne. Indeſs ist es doch auffallend, wie viel Vergnügen alle an dem winzigen, jedes Jahr wiederholten Spiele finden. Mit dem Feuerwerk schloſs sich die Feier des Tags, indem die Königin noch keine Tanzfeste gestattet hatte.

Desto gespannter war aber die Erwartung auf den folgenden Tag. Früher als gewöhn-

lich war die lebhafteste Bewegung in den Strafsen. Schneider, Schuster, Friseure rannten eiligst umher, um jedem seinen neuen Anzug zu bringen. Dieser Tag ist einer der sogenannten drei- oder vierjährlichen Gallatage in Florenz. Man müfste sehr schlimm stehen, wenn man heute nicht irgend ein neues Kleidungsstük auf dem Leibe hätte. Leute, die gestern kümmerlich in den Kaffee's herumgeschlichen sind, sieht man heute erstaunt in gestiktem Roke, mit dem Degen an der Seite. Miethkutschen waren am Morgen schon um keinen Preis mehr zu haben; denn Alles, was von gutem Ton war, bewegte sich heute nur zu Wagen. In den gröfstentheils engen Strafsen war der Lärm wegen des Geschreis der Kutscher unerträglich, welche die Wandelnden laut warnten, aus dem Wege zu gehen. Dabei war es aber ein erfreulicher Anblik, die Behutsamkeit zu sehen, womit die Wagenlenker der vornehm-

sten Personen jedes Ungluk zu verhüten suchten, das bei der heutigen lebhaften Bewegung in allen Strafsen zu fürchten war. Wer Paris gesehen hatte, fand einen mächtigen Unterschied zwischen der Humanität der französischen und italienischen Kutscher.

Die Feier des Tages begann in dem Palazzo Vecchio, einem durch Alter und erhabene ernste Bauart gleich merkwürdigen Gebäude. Man hatte es heute noch mit zahllosem Flikwerk seidener Lappen aller Art herausgepuzt. Die Vergleichung desselben mit einem alten ehrwürdigen Mann, der sich noch einmal mit fadem Jugendschmuk behängt, schien nicht unpassend. Vor demselben waren starke Wachen aufgezogen, welche das Eindringen der Volksmenge verhinderten. Man mufste comme il faut gekleidet sein, oder ward zurükgewiesen.

In dem grofsen Saale sollte die feierliche Huldigung vorgenommen werden. Für die

Menschenmenge, welche hier Plaz finden sollte, gab es wohl kein tauglicheres Lokal. Seine Länge von 90 und seine Breite von 37 Ellen, nebst einer verhältnifsmäfsigen Höhe ohne Säulenstüze, giebt ihm ein Ansehen von Erhabenheit. Die vielen Wand- und Plafondmahlereien von Vasari und eine Reihe von Statuen aus der florentinischen Bilderschule machen dem Kunstfreund den Besuch dieses Orts wichtig. Heute gewann er aber durch die grofse in demselben versammelte Menschenmenge, und durch unzählige Erinnerungen an die schönen Zeiten des florentinischen Alterthums ein Interesse, an welchem die politischen Betrachtungen über Toskana's gegenwärtige Lage wohl den geringsten Antheil hatten. Der Senat von Florenz, der aus etwa fünfzig Gliedern besteht, war hier in dem alten Kostüm der Zeiten des florentinischen Freistaats versammelt. Purpurrothe seidene, vorne zugeknöpfte Röke mit goldenen

Knöpfen, ein Mantel von gleichem Stoff und gleicher Farbe, Degen und altmodische Alongeperüken sind die Uniform der Senatoren. Herolde, ungefähr auf gleiche Weise gekleidet, mit grofsen silbernen Stäben, gehörten zum Schmuk dieses anachronistischen Bildes. Ein glänzender Thron war errichtet, auf welchem ein gröfserer und ein kleinerer Sessel neben einander standen. Der leztere zur Rechten war für den jungen fünfthalbjährigen König bestimmt.

Allgemein gespannt war die Erwartung auf diesen. Die Damen hatten die lezten Abende in allen Konversazionen die Uniform, in welcher das Kind erscheinen sollte, abgehandelt. Es war viel von dem dreiekigten Hut gesprochen worden, den er haben sollte, von seinem Rok und seinen Hosen. Manche gewärtigten sich irgend eines Spasses, wenn der Knabe, seiner Würde vergessend, mitten unter den ernsthaften Feierlichkeiten irgend

etwas begienge, was sich doch von seinem zarten Alter erwarten liefs. Nicht wenige freuten sich eines Schauspiels, worin das Wesen der höchsten Gewalt, auf eine so lächerliche Weise dargestellt, Stoff genug zu bittern Scherzen über die Gutmüthigkeit der Völker Anlafs geben würde.

Endlich erschien der Hof, und der königliche Knabe nahm neben seiner Mutter Plaz. So wie dies geschah, konnten sich die Frauen schon nicht mehr halten. Allen Wohlstand und alle Rüksicht gegen die Hintenstehenden vergessend, bestiegen sie die Bänke, um die neue Puppe zu sehen. A basso Signore! rief es laut von hinten. Sie blieben. A basso! noch lauter, a basso, a basso! schrie der ganze Hintergrund. Eine besonders war sehr grob, und ärgerte viele durch ihren Eigensinn, sich nicht niederlassen zu wollen. A basso quella bianca! — seze dich Weisse! — (sie war weifs gekleidet)

rief es laut von hinten. Aus Furcht beim Namen genannt zu werden, sezte sie sich endlich.

Der Podestà hielt nun eine Rede, von der aber wohl niemand etwas verstand. Zum Glük dauerte sie nur kurze Zeit, und der ehrwürdige Senat hatte bald das Glük, zum gnädigen Handkufs gelassen zu werden. Es that wehe, dafs alte ehrwürdige Greise sich so tief vor einem unmündigen Kinde erniedrigen mufsten.

Nach dieser Zeremonie begab sich der Hof auf einen der Altane des Palasts, welcher den Grofsherzogsplaz beherrscht. Hier hatte sich nun der ganze grofse Haufen versammelt, welcher aus Mangel an Gallakleidern nicht in den Palast selbst zugelassen worden war. Ueberall ward der königliche Knabe mit lautem Beifallklatschen empfangen. Ueber die Artigkeit, womit das Kind seine kleinen Hände zusammenschlug, hatte das Volk ver-

gessen, wie unverantwortlich die Politik über sein Schiksal entschieden hatte.

Bald zog ein anderer Anblik die Neugierigen nach der Loggie hin, wo eine Tafel für etwa hundert Kinder beiderlei Geschlechts gedekt war. Aus den Armen der Stadt waren diese durchs Loos gewählt nnd sämtlich neu gekleidet worden. Jedes bekam noch überdies einen Scudo unter den Teller. Im Angesicht des ganzen Volks wurden sie von vornehmen Personen bedient. Beides, die Efslust und die Verlegenheit der Kinder waren ein erfreulicher Anblik. Unzählige andere Kinder, welche der launische Glükstopf von dieser Tafel ausgeschlossen hatte, drängten sich hinzu, um wenigstens ihre Augen an dem Glük zu weiden, das sie übergangen hatte. Die Wachen hatten Arbeit genug, die beschwerlichen Gäste abzuhalten.

Auffallend war übrigens die Ruhe und die Nüchternheit, welche man an diesem Tage

unter dem Volke herrschen sah. Sie unterschied sich so stark von den Ausbrüchen der Freude in den ältern Zeiten, wo sie bis zur Tollheit ausschweifte. Sollte sich der Karakter des Volks so sehr geändert haben? Leichter erkennt sich hierin die durch die lezten politischen Veränderungen bewirkte Volksstimmung.

Der Luxus ist in Florenz höher gestiegen, als in jeder andern italienischen Stadt, Mailand allein ausgenommen. Nie besser als heute konnte man dies erkennen. Aber es ist ein Luxus eigener Art, der den Handlungsgeist des Volks in den ältern Zeiten verräth, und sich weniger in dem Wechsel der launischen Modegöttin, als in der soliden Kostbarkeit des Schmuks ausprägt. Besonders aber erregen dem Fremden die vielen geschmakvollen Equipagen Erstaunen, welche mit schönen Pferden bespannt, und mit sehr gut bekleideten Bedienten beladen waren.

Der heutige Korso begann Abends etwa um fünf Uhr, und zog sich von der Porta di Prato an durch die Strafse d'ogni Santo über die Brüke alla Carraja bis weit in den jenseits des Flusses gelegenen Theil der Stadt hinein. Sehr viele der Vornehmen hatten sich für diesen Korso prächtige und geschmakvolle Wagen machen lassen, die Miethkutschen sich so köstlich, wie möglich, herausgepuzt. Auch der Hof erschien in mehrern, aber nicht sehr geschmakvollen Kutschen, und der kleine König ward, nebst seiner Mutter, überall mit Händeklatschen empfangen. In allen Strafsen, durch die der Zug der Kutschen und der gleich nachfolgende der Rennpferde gieng, waren Gerüste errichtet, welche mit Menschen angefüllt waren. Alle Fenster voll Zuschauer; zwischen den Wagen durchdrängten sich die Fufsgänger, um noch Pläze zu suchen.

Endlich hielt der Hof vor einem Balkon,

der ungefähr in der Mitte der Strafse d'ogni Santo errichtet war. Der päbstliche Nuntius und die wenigen fremden Gesandten waren bereits daselbst versammelt. Nun mufsten die Wagen sich entfernen, und die wenigen noch übrig gebliebenen Pläze auf den Gerüsten und in den Häusern füllten sich vollends. Die Rennpferde, etwa sechszehn an der Zahl, wurden die Strafsen heruntergeführt. Alle waren mit Nummern bezeichnet, ungesattelt, und nur mit kleinen Sporen behängt, um sie zum Laufen anzutreiben. Die Ungeduld dieser Thiere war so grofs, dafs sie, kaum an der Stelle angekommen, auch gleich auf den Schall der Trompete losgelassen werden mufsten. Einige Tage nachher, da das nehmliche Spiel wiederholt wurde, übersprangen drei der Renner sogar früher die Schranken, und der Preis konnte nicht ausgetheilt werden.

Diese Pferde gehören den reichsten floren-

tinischen Edelleuten zu, und werden blos für diese Gelegenheit unterhalten. Sie sind meist englischer Zucht, sehr leicht gebaut, und rennen wirklich mit einer ungeheuren Schnelligkeit zum Ziel. Kaum hat man sie am Auge vorbeifliegen sehen, so verbreitet sich auch schon die Nachricht von ihrer Ankunft am Ziel, und die Nummer des siegenden läuft von Munde zu Munde in einigen Augenbliken die zwo italienische Meilen lange Strafse hinab.

In ältern Zeiten wurde dieses Fest häufiger in Florenz gefeiert. Das Andenken merkwürdiger Tage der Stadt wurde auf diese Weise erhalten, und die Florentiner kamen dadurch nach und nach in den Ruf, den sich die Engländer heutzutage erworben haben. Auch war die Theilnahme des Volks dabei so grofs, dafs man Wetten darüber eingieng. Der italienische Satyriker Menzini nimmt von diesen Spielen das Bild zweier, aufs hizigste

gegen einander streitenden Meinungspartheien. Heutzutage aber, wo alle dergleichen Festlichkeiten nur noch als Alterthumsstükchen angesehen werden, ist man so gleichgültig geworden, dafs sich ein grofser Theil des Volks schon verlaufen hat, ehe man nur weifs, welches der Pferde den Sieg davon getragen. Uebrigens finden sich die Engländer häufiger, als bei jedem andern italienischen Fest, bei diesem ein. Man versichert, dafs manche schon mit Extrapost hiehergekommen sind, blos in der Absicht zu vergleichen, ob ein Rennpferd in London oder in Florenz schneller läuft.

Der Preis für den Sieger besteht in einem Stük kostbaren Zeugs, das in einer der Strassen aufgehängt ist, und nachher in der Stadt herumgetragen wird. Indefs hat man kaum die Pferde aus dem Auge verloren, so ist es auch dunkel geworden, und was die Nacht

dem Auge nicht verbirgt, das hüllen die nun von der sich bewegenden Menschenmenge aufgeregten Staubwolken in die dichteste Finsternifs. —

Florenz, den 2. September 1803.

Sie haben recht, mein Freund, dafs sich in Handelsstädten nur der Kaufmann wohl befindet. Wir andern, unter welche Klasse von Yoriks Reisenden wir auch gehören mögen, können uns daselbst nur so lange gefallen, als uns das Schauspiel eines besuchten Hafens und der vielfältigen Thätigkeit eines Handlungsplazes noch neu, das gewaltsame Treiben der Menschen um Gewinn noch auffallend ist, und die gewagten Stellungen, in welchen sich der Eigennuz zeigt, uns Aufmerksamkeit und Bewunderung abgewinnen können. Aber man wird es doch bald mit Verdrufs gewahr, wie einseitig die Richtung ist, welche alle diese vielbeschäftigten Köpfe genommen haben, und wie gewöhnlich für sie alles andre in der Welt sein Anziehendes verloren hat. Alles, alles betrachten sie aus Einem, aus ihrem sehr beschränkten Ge-

sichtspunkte; alles, was sie denken und sprechen, hat nur auf denselben Bezug; ihre politische Parthei ist nur in dieser Hinsicht genommen; ihr ganzer Lebensplan nur auf jenes Ziel hingerichtet; es formt sich ihr ganzes Glük nach demselben; der individuelle Karakter geht bei dem allgemeinen einseitigen Streben verloren, und der eigentliche Kaufmann unterscheidet sich im Ganzen für die Gesellschaft gewöhnlich von dem andern durch nichts mehr, als durch kleinere oder gröſsere Angewohnheiten und Bizarrerien, die so häufig die Mitgabe der strengsten Ordnung und Pünktlichkeit ausmachen. Recht gerne verdiene ich daher ihre Theilnahme an meinem Glük, nun in andere Umgebungen versezt worden zu sein, welche für den Beobachter der Menschen ein so reicheres Feld eröfnen. In den Hauptstädten, wo sich die verschiedenen Stände in so hohen Reliefs ausprägen, zeigt sich die Ansicht des Lebens

freilich mannigfaltiger und wechselnder. In der gröſsern Welt darf man auch immer eher allgemeinere Standpunkte annehmen; Schilderungen, wie Sie von mir verlangen, werden reichhaltiger und abwechselnder. Nur im Vertrauen auf den gefälligen Stoff, habe ich daher es unternommen, Ihnen in einer Reihe von Bildern das Gemählde des gesellschaftlichen Lebens in Italien vorzuzeichnen. Noch führe ich Sie nicht unter die niedern Stände, die nur geniessen, um leben zu können; betrachten Sie alles, was ich Ihnen nun sage, als von denen gesagt, die nur leben, um zu geniessen.

Viele Reisenden haben bei einer flüchtigen Kenntniſs Italiens behauptet, daſs in diesem Lande, ausser den alten öffentlichen Festen, für die Gesellschaft am allerwenigsten geschehe. Der Mangel an Einrichtungen, die Glieder derselben in allgemeinen Berührungspunkten zusammen zu bringen, welcher noch

vor einigen Jahrzehnden weit auffallender war als heutzutage, verführte sie zu diesem Urtheil. Demungeachtet hat aber doch keiner dieser Nazion die Geselligkeit abgesprochen, und viele erzählten uns Wunderdinge von der Gastfreundschaft, womit sie in allen Ständen aufgenommen worden waren. Auch wird sich wohl kein Fremder, sobald er die Sprache leidlich versteht, und nur die gewöhnlichen Ansprüche an die Gesellschaft macht, in diesem Lande über Mangel an Unterhaltung beklagen, so wenig er die Glieder der Nazion sich mit einander langweilen sieht. Vielmehr mufs man selbst in den gröfsten Städten bemerken, wie häufig sich die Bewohner derselben nahe gebracht, in gesellschaftlichen Verhältnissen vermischt werden, und ihre Vorzüge als Gemeingut für alle ausstellen. Bei gewissen Gelegenheiten fordert es die Sitte, alle Leute seiner Klasse in der Stadt zu sich zusammen zu laden, wenn man auch

keinen von ihnen anders, als bei ähnlichen Gelegenheiten gesehen hat. Hier kömmt man einander etwas näher, benuzt die gemachte Bekanntschaft, bildet sie aus, und entwikelt neue Verhältnisse. Ein grofser Theil der müssigen Klasse, von welchem manche Lebensgenüsse nur als verbotene Früchte gepflükt werden können, hat diese Umgänglichkeit um so nöthiger, und wird nicht selten durch Stand, Reichthum und Unabhängigkeit in den Stand gesezt, den Ton für die Gesellschaft anzugeben. Die weitläuftige Kaste der Geistlichkeit, der höhern, welche ich meine, hat durch ihren Stand ein gewisses Uebergewicht über dieselbe, ist ihr dadurch gleichsam so allgemein angehörig geworden, dafs auch nicht die Geschäftslosigkeit eines Priesters dazu gehörte, den Umgangsverhältnissen die ihm beliebende Richtung zu geben. Die süssesten engsten Verbindungen der Gesellschaft sind ihm ja zum Verbrechen

gemacht; sollte er sich nicht durch den weitern Kreis derselben schadlos zu halten suchen, welcher ihm seine Entbehrungen allein vergüten kann, wenn er in engern Kreisen auch nicht sündigen will? Und so, gewöhnlich ohne fixe Richtung seines Geistes auf Verstandeszweke, wird er die Leere seines Lebens nicht mit dem Gewühle der Gesellschaft ausfüllen, in deren Vorhof ihm nur zu treten erlaubt ist? Ist zwar heutzutage seine Einwirkung, wie überhaupt, nicht mehr so kräftig und so offenbar als ehemals, so ist doch nicht zu läugnen, dafs man dem geistlichen Stande gröfstentheils in Italien die Bildung der Gesellschaft bis auf den Punkt, auf welchem sie gegenwärtig steht, zuschreiben darf.

Ein Volk, bei welchem häusliches Glük zu den gewöhnlichen Haustugenden gehört, wird nie durch gesellschaftliche Vorzüge glänzen. Die Zirkel sind dort so enge, dafs man ent-

weder jenes Glük durch unmittelbaren Antheil selbst mitgeniessen mufs, oder man wird sich in denselben sehr übel unterhalten finden. Aber dieses Glük ist in Italien so selten, dafs man eben darum schon auf gröfsere Gesellschaft schliessen mufs. Jenes Glük leidet keine Zeugen, und wo sich mehrere, welche für dasselbe keinen Sinn haben dürfen, hineindrängen, darf es auch nicht zu finden sein, oder es wird zerstört, wo es da war. Ueberdies werden die Ehen mit so vielem Leichtsinn und mit so vielen Nebenzweken abgeschlossen, dafs unzählige Hindernisse dem Familienglük entgegenstehn. Wenn sich Eheleute nicht allein alles sein können und dürfen, was bleibt ihnen anders übrig, als die weitere Gesellschaft, worin man wenigstens etwas von dem zu finden hoffen kann, wornach man sich sehnt? Wo der Umgang zwischen den beiden Geschlechtern so frei ist, die Sitte sogar das enge Band der Ehe, das

die Religion fast unauflöslich gemacht hat, für die Menschen losbindet, wo müssen die gesellschaftlichen Verhältnisse mannigfaltiger und wechselnder sein? Wo überdies schlechte Erziehung, Mangel an Kenntnifs, Unbekanntschaft mit den höhern Freuden des Geistes einer noch sehr lebhaften Nazion, die Verbindungen der Freundschaft, die Vergnügungen der Wissenschaften unmöglich gemacht haben, müssen da nicht die ganzen Umgangsverhältnisse eine eigene Richtung, eigene Zweke haben?

Aus allen den angeführten Gründen bildet sich das Hauptinteresse der italienischen Gesellschaft. Die Beschaffenheit des Klima's mag unter der müssigen Klasse auch noch mächtig mitwirken. Liebe ist die Angel, um welche sich die italienische Gesellschaft herumdreht. Einzige Beschäftigung der Weiber ist sie zur Arbeit der müssigen Männer geworden, und sie und Jünglinge vergeuden die Blüthen der

Körper- und Geisteskraft mit den Intriguen einer elenden Leidenschaft. Verhältnisse, die man selbst anknüpft, welche man anknüpfen sieht, andere, die aufgehoben werden, die Kunst der Intrigue überhaupt halten die italienischen Gesellschaften zusammen, welche ohne dieses Interesse zerfallen würden. Denken Sie sich darunter aber keine Liebe, wie sie unsere Romanschreiber so gerne in diesem Lande spielen lassen; keine Liebe, wie sie ein edler Geist kennt und ehrt. Italien ist nicht mehr, was Tasso von ihm sagt:

Bella Italia, ov'è la sede
Del valor vero e della vera fede.

Es ist heutzutage nichts mehr, als das Land der Liebesintriguen.

In dieser Hinsicht müssen auch alle Berührungspunkte der Gesellschaft betrachtet werden, wenn ihr Einfluſs auf dieselbe einleuchtend genug sein soll. Sie sind von denen anderer Länder so sehr verschieden, daſs eben

darum schon eine vertrautere Kenntniſs des Volks dazu gehört, um sie richtig zu beurtheilen. Wenn ich Ihnen hier hauptsächlich Kirchen und Theater anführe, so können Sie mir antworten, daſs man überall Kirchen und Theater habe. Allein ich bitte Sie, Ihr Urtheil noch etwas aufzusparen, und mir vorerst zu erlauben, diese beiden Gemeinpläze der Gesellschaft näher zu schildern.

Ein flüchtiger Blik auf die katholische Religion zeigt uns dieselbe als ein finsteres, blos auf Entbehrungen ihr Heil gründendes System. Sie verlangt die grausamsten Opfer der Menschlichkeit, und sezt in die Zurükhaltung der erlaubtesten Genüsse das vollwichtigste Verdienst. Für sie darf ihr Verehrer die zartesten Bande, welche ihn an die Gesellschaft ketten, zerreissen; muſs er den unschuldigsten Bedürfnissen entsagen. Ihre ganze Geschichte stellt nur ein schrekhaftes Gemählde grausamer Entbehrungen und blutiger Marter

dar, welche durch die gehorsame Kunst in zuweilen fürchterlichen Bildern versinnlicht sind. Aus ihnen besteht der Schmuk religiöser Versammlungsorte; sie sprechen sich in Gott geweihten Pläzen aus, wo der Mensch nur die süsse Beruhigung der Religion geniessen sollte. Wie aus Laune ist ihm die Speise verboten, die er mit Unschuld geniessen kann; sind ihm eine Menge Entbehrungen auferlegt, bei welchen der vernünftige Geist keinen vernünftigen Zwek absehen kann. Ohne ihn in die Gründe des Verbots einzuführen, hält sie ihm eine Menge Mysterien vor, deren Enthüllung ihm Schreken erregen, deren Geheimniſs seinem Verstand miſsfallen müſste, wenn es überhaupt zum Wesen dieses Systems gehörte, die Freiheit des Geistes loszugeben. Ohne die Wichtigkeit der Ehe in ihrem ganzen Umfange anschaulich zu machen, hat sie die Unauflöslichkeit derselben zum unausweichbaren Gesez gemacht,

und Verhältnisse, welche ohne Ueberlegung geschlossen, Worte, die ohne Besinnung ausgesprochen worden sind, erhalten unter der Autorität der Religion eine furchtbare Kraft, wie die Laute der Geistersprache. Es ist für den Redlichen so schwer geworden, die heiligsten Pflichten zu erfüllen, daſs wohl kein System mehr Recht hat als dieses, den Menschen schon in Mutterleibe zum Sünder zu machen.

Aber wie sollte sich eine solche Religion gegen den menschlichen Frohsinn überhaupt, wie gegen die Lebhaftigkeit der Völker des Südens enthalten? Fühlt nicht jeder in seiner sinnlichen Natur die deutlichste Widerlegung von Gesezen, deren Gründe ihm nicht einmal enthüllt sind? Wer würde sich für die Entbehrungen dieses Lebens mit einem andern trösten wollen, welches auch noch erst durch die grausamsten Reinigungen erkauft werden muſs? Darum ist den Dienern

dieser Religion aber auch so wenig die Verpflichtung auferlegt, durch Lehre und Beispiel die Sünde zu verhüten; haben sie den Lösungsschlüssel gegen die Empörungen der Natur erhalten, dessen sie sich mit einer Gefälligkeit bedienen, welche das Sittenverderben auf die unverantwortlichste Weise begünstigt; ward ihnen der Dienst eines sinnlichen, schlau ausgedachten Kultus in die Hand gegeben, den ein munteres Auge nicht durchdringt; beschwichtigen sie durch den Genuſs einer gedankenlosen Andacht die zahllosen Bedürfnisse des Menschen, welche ihm überall zu der Religion, als zur alleinhelfenden Mutter, hinweisen. Sie eröfnen eine Menge gemeinsamer Orte, wo man in Gesellschaft des Heiligsten eine lästige Stunde hinbringen, Schuz gegen den Arm der Justiz, so wie gegen die Qualen eines beängstigten Gewissens, Mittel gegen Langeweile und drükende Hize suchen kann. Der Müssiggang

findet hier eine verdienstliche Zuflucht, und wenn das süsse Nichtsthun irgend göttlich sein kann, wie die Italiener behaupten, so muſs es am süssesten in dem Helldunkel einer Kirche schmeken, wo es auch nicht durch den leisesten Vorwurf des Gewissens oder der öffentlichen Meinung verbittert wird.

Ueberhaupt aber sind die Kirchen für den Italiener schon darum merkwürdig, weil sie ihm in immer wechselnder Veränderung erscheinen. Zu ihrem täglich neuen Schmuk treibt ihn schon die Neugierde, und wenn die Regierung keine Feste geben will, so tritt die Kirche ins Mittel. Jegliche hat ihre eigene Feier; in den gröſsern Städten fällt fast auf jede Woche solch ein Schauspiel, das unentgeldlich genossen werden kann, was kein Nebenpunkt ist. Ohne Unterschied des Standes und Geschlechts findet sich bei diesen Gelegenheiten alles zusammen. Der religiöse Sinn ist dabei nicht beschäftigt, Auge und

Ohr nur in der süssesten Beschäftigung. Eine schöne Musik, eine gefällige Beleuchtung, sonderbare Aufzüge, unterhalten die Gesellschaft, die sich in der Kirche wie in einem Konversazionszimmer um einander herumdreht. Man sehe nur die prachtvollen Kirchenfeste in Rom, in Florenz und andern Orten, und der Zwek derselben wird auch sogleich ins Auge leuchten. Man höre die Unterhaltungen darüber vor und nach derselben in den Familien, und man wird mit Erstaunen gewahr werden, wie so gar keinen Antheil die Religion dabei hat. Nicht anders, als wie man von einer neuen Oper, von einer Stadtbeleuchtung spricht, wird das Kirchenfest erwartet und nachher geprüft; und eine Kirche, welche bei solchen Gelegenheiten nicht sparsam ist, kann sich durch ihre Freigebigkeit ein Uebergewicht über ihre Schwestern erwerben.

Und wirklich hat auch jeder gröfsere Ort eine oder mehrere solcher Kirchen, die nicht selten durch dergleichen Vorzüge, häufig durch die Schönheit der Lage, der Architektur und des Schmuks den übrigen den Vorrang abgelaufen haben. Die Kirche degli Apostoli oder von San Carlo in Rom z. B. sind solche Modekirchen, in welchen sich zu bestimmten Stunden, was man schöne Gesellschaft nennt, versammelt, und wer dieselben, wenigstens dem Anblik nach, kennen lernen will, der gehe dahin. Aber da finden sich auch alle diejenigen ein, welche unter der Fahne der Religion den Freuden des Lebens nachziehen, und die engsten und geheimsten Verständnisse sind hier entstanden und gebildet worden. Wo hätte dies auch bequemer geschehen können, als da, wo sich die Eifersucht des Ehemanns, der Argblik der Nachbarschaft endigen mufs; wo alles bunt durch einander steht, sizt und kniet?

Wie häufig habe ich da sich Hände begegnen, Billete hin- und herschieben, leise Verabredungen treffen sehen, während das sündige Auge fest auf den segnenden Priester gerichtet war, der Mund nur im Gebet sich zu bewegen schien! Wo eine Menge liederlicher Kupplerinnen mit Stühlen umherlaufen, auf den leisesten Wink bereit stehen, Brief und Auftrag zu bestellen, und die geheimsten Nachrichten an Orten einzuziehen; wo es vielleicht nur Bettlerinnen gelingen kann, Zutritt zu erhalten, da ketten sich die geheimsten Verbindungen an, wird mit der wenigsten Gefahr gesündigt. Die Gesellschaft des Cavaliere servente kann die Dame beim Kirchenbesuch entbehren; mit dem Gatten ohnedies würde es lächerlich sein sich zu zeigen. Es ist für sie nicht das geringste Hindernifs vorhanden, den Dienst der Religion mit ihren geheimsten Neigungen zu verbinden. Nicht selten ist es auch ein hübscher

Priester, der ein grofses weibliches Auditorium an sich zieht.

Ueberhaupt aber ist die Kirche häufig der Ort, wo man seine Bekannten zusammen findet. Ohne den Zwang einer steifen Visite, die Beschwerlichkeit eines vollendeten Anzugs finden sich die Frauen, von denen überhaupt nur die Rede sein kann, wenn von Lebensgenufs des andern Geschlechts in Italien gesprochen wird, in bescheidenem Schwarz ein, und viele sind sichs recht gut bewufst, wie treflich ihnen dieser Anzug steht. An den Sonn- und Feiertagen folgen der Vormittagsmesse immer Spaziergänge innerhalb der Stadt, deren Gesellschaften sich gewöhnlich in der vorher besuchten Kirche bilden. Der Damerino (Frauenknecht), welcher seine Schöne in der Kirche verfehlt hat, ist auch zuverlässig gewifs, sie hier zu finden. Diese Spaziergänge dauren von zwölf bis zwei Uhr, was in den gröfsern Städten des mitt-

lern Italiens die gewöhnliche Zeit der Mittagstafel ist.

Aber auch die Woche hindurch werden die Kirchen häufig Vormittags von den Weibern besucht. Wie willkommen ist der Vorwand der Messe für sie, da sie auf diesem Gange nicht beobachtet werden! Oft, wenn der arglose Ehemann seine Gattin vor dem Altar kniend glaubt, ist sie auf einem einsamen Spaziergang mit ihrem Geliebten, oder vergnügt sich mit ihm in einem verschwiegenen Hause. Und wenn dies nicht ist, so wandelt sie einsam durch die Strafsen, um einem neuen Abentheuer zu begegnen, gewifs, dafs sich um gleiche Zeit alle diejenigen Männer auf derselben befinden, welche Zeit und Lust genug haben, dergleichen Verbindungen nachzulaufen.

Man dürfte beinahe sagen, dafs sich die Kirche und das Theater in den Tag der feinern Welt Italiens theilen. Sie haben das

Interesse gesehen, welches die Gesellschaft Vormittags in die erstern treibt. Betrachten Sie nun auch dasjenige, was sie an ihren zweiten Hauptberührungspunkt bindet.

Das Theater hat in dem Leben der höhern Klassen einen so wichtigen Antheil, wie es ihn wohl in keinem andern Lande gewinnen kann. Es ist der Ort, wo sich des Abends alles, was man gute Gesellschaft nennt, öffentlich zwar, und doch wie zu Hause zusammen findet. Wer seine Freunde sehen will, wer überhaupt jemand aufsucht, geht in das Theater, weil er gewifs ist, ihn da anzutreffen. Im Parterre suchen sich die Männer auf, welche immer zwischen demselben und den Logen hin- und herwandern; in den leztern findet man die Damen, alle in ausgesuchtem Anzug. Jedermann, wer nur ein kleines Haus macht, mufs so gut eine Loge im Theater als ein Visitenzimmer haben. Viele Familien besizen sie eigenthümlich, und

erben sie an ihre Nachkommen fort. Viele Frauen, welche ihr Stand eben nicht gerade zu diesem Aufwand zwingt, machen ihren Männern im Ehekontrakt diese Bedingung, und das Nichthalten derselben könnte leichter zum höchsten häuslichen Zwiespalt Veranlassung geben, als die gröbsten Verlezungen der ehlichen Treue. Wer das Theater nicht besucht, kann an keiner Unterhaltung Theil nehmen; er befindet sich gleichsam ausser dem Kurse. Für Frauenzimmer ist es aber höchst unschiklich, ins Parterre zu gehen; man mufs daher, um welchen Preis es sei, eine Loge haben. Manche Frau, die in diesem Punkt von ihrem Mann eingeschränkt ist, giebt sich für eine Loge im Theater an einen alten Wüstling hin, welcher ohne diese Freigebigkeit keinen Blik von ihr erhalten hätte. Die Bezahlung für dieselben ist an vielen Orten so hoch, dafs sich manche schon durch diesen Aufwand zu

Grunde richten. Und dennoch steigen sie täglich im Preise, ungeachtet sich der Reichthum der Nazion im geringsten nicht vergrößert. Ueberall werden neue Theater erbaut, und keine Stadt in Italien ist so klein, welche nicht eines besäße. Ich möchte den Grund hievon nicht allein in der Neigung der Nazion für das Schauspiel suchen. Vielmehr finde ich ihn in der Beschaffenheit der gesellschaftlichen Verhältnisse. Schon die Bauart der Theater selbst beweist dies, welche sich von der der unsrigen hauptsächlich durch die Einrichtung der Logen unterscheidet, welche zu abgesonderten, mit verschlossenen Thüren versehenen Zimmern gemacht sind, und Raum genug haben, eine kleine Gesellschaft aufzunehmen. Rings herum sind Stühle und Bänke gesezt; häufig enthalten sie noch ein kleines Vorzimmerchen, das von dem vordern durch einen Vorhang abgesondert, und durch die verschlossene Thür gesichert, den

Genuſs der verborgensten Freuden gestattet. An den Theaterabenden ist nirgends zu Hause Gesellschaft, und man würde eine Lächerlichkeit begehen, um diese Zeit jemand bei sich besuchen zu wollen. Alle Besuche werden in den Logen empfangen und gegeben, und beim Anfang einer neuen Theaterjahrszeit werden alle Freunde und Bekannten benachrichtigt, in welcher Nummer man Abends zu finden sei. Auf jeden Fall erfährt man dies auch unten beim Thürhüter; aber ein Fremder, der in ein Haus eingeführt wird, oder sich demselben mit einem Empfehlungsbrief vorstellt, wird sogleich gebeten, seine Besuche Abends in der Loge zu wiederholen, welche ihm genannt wird. So klein auch der Raum derselben ist, so willkommen ist doch jeder Besuch; denn eine Dame sezt ihren Stolz darein, so wie überhaupt einen Haufen Anbeter um sich, so auch ihre Loge immer gedrängt voll Männer zu haben. Es wird

dies natürlich für einen Beweis ihrer anziehenden Reize angesehen. Die nehmliche Unterhaltung, welche man zu Hause giebt und genieſst, findet auch im Theater statt, und kaum vermögen einige Arien in den schönsten Opern dem lauten Gespräch auf einige Zeit Stillschweigen zu gebieten. So wie diese aber auch zu Ende sind, geht die Unterhaltung ihren gewöhnlichen Gang fort, kommen und gehen Besuche. Sehr häufig bilden sich Spielparthien, besonders zur Opernzeit, weil man es für einen besondern Genuſs achtet, während der Todtenstille eines hohen Spiels angenehme Töne zu hören. Seit neuern Zeiten sind aber auch in verschiedenen groſsen Städten neben die Theater Spielsäle erbaut worden, zwischen welchen und den Logen die lebhafteste Verbindung unterhalten wird. In Mailand besonders, wo überhaupt der Geist des Spiels die Gesellschaft am stärksten beherrscht, sind die Spieltische auf eine schlaue

Art für die Verbesserung des Theaters benuzt, und zahlen eine gewisse Abgabe, die sich, wenn ich nicht irre, nach der Höhe des Spiels richtet. Die Einnahme ist daselbst so grofs, dafs damit die Hauptausgaben des Theaters bestritten werden, welches, wie bekannt, in Rüksicht auf die Vorzüglichkeit der auf demselben befindlichen Subjekte, gegenwärtig das erste in Italien ist. Marchesi und andere seit einiger Zeit daselbst auftretende Virtuosen erhielten eine Bezahlung, welche in diesem Lande Staunen erregte, und es für dieselben unnöthig machte, die Freigebigkeit des Auslands wie bisher zu benuzen.

Wer sich auch den Genufs des Theaters das ganze Jahr hindurch versagt, kann ihn wenigstens zur Zeit des Karnevals nicht entbehren. Nicht als ob alsdann die Oper vorzüglicher wäre als sonst; man nimmt nie weniger auf sie Rüksicht, als in dieser Zeit. Sie ist alsdann nur Nebensache. Dafür ist

das Theater dann eigentlich der Mittelpunkt der Karnevalsfreuden, der Ort, wo sie von den höhern Ständen genossen werden. Die Masken gehen von Loge zu Loge, zu Bekannten wie zu Unbekannten, und in allen ist man damit beschäftigt, solche Besuche anzunehmen und zu geben. Bei den Tanzfesten vollends, welche während dieser Zeit im Theater gegeben werden, steigt der Glanz und die Unentbehrlichkeit der Logen auf den höchsten Grad. Von ihnen aus geniefst man das Schauspiel einer grofsen sich freuenden Volksmenge; in sie zieht man sich zurük um auszuruhen, oder sich zu erfrischen. Es werden Nachtessen in denselben gegeben, welche wirklich mit alle dem guten Humor gewürzt sind, den man sich wünschen mag. Die ganze Nacht wird alsdann im Theater durchschwärmt, und man denkt der Heimath nur dann erst, wenn man sie schon bei Sonnenlichte finden kann.

Sehr gering ist übrigens das Interesse, welches man am Theater, als Theater selbst, nimmt. Die Opern waren es einige Zeit allein, welche dasselbe beherrschten, und der Schauspielkunst und der Poesie den unersezlichsten Schaden zugefügt haben; aber einen nicht viel geringern Antheil hatte denn doch auch die Bequemlichkeit, dafs man einer Oper nicht so viel Aufmerksamkeit zu widmen hat, wie dem Schauspiel, und dafs man während des Genusses einer schönen Musik doch immer daneben die Freude einer freiern Unterhaltung kosten kann. Seit einiger Zeit hat sich aber der Geschmak der Nazion hierin etwas geändert, und die Oper wird immer mehr und mehr vom Schauspiel verdrungen. Es ist ganz zuverläfsig, dafs diese Veränderung eine nicht minder wichtige in den gesellschaftlichen Verhältnissen überhaupt bewirken mufs. Die besten Musiker sind seit einiger Zeit ins Ausland gegangen, wo sie

reichlicher bezahlt wurden, und Italien selbst mufste sich mit den mittelmäfsigen begnügen. Der Adel, welcher sonst immer zur Unterhaltung kostbarer Opern beitrug, ist in den neuesten Zeiten entweder verarmt, oder in grofse Schulden gestürzt worden. Das kleine Lucca z. B. sezte sonst immer etwas darein, eine der besten Opern in Italien zu haben, denn sein Adel war der reichste. Nun sich aber die Wohlhabenheit desselben so gewaltig vermindert hat, mufste man an den meisten Orten, um das Theater nicht leer stehen zu lassen, zu dem viel weniger kostenden Schauspiel seine Zuflucht nehmen. Die politische Tendenz, welche dasselbe häufig belebte, gewann ihm mehr Aufmerksamkeit und Theilnahme, als ihm unter andern Umständen zu Theil geworden wäre, und die Freiheit der gesellschaftlichen Verhältnisse war durch die Spannung des Geistes so sehr eingeschränkt, dafs man der gezwungenen Unter-

haltung die harmlose Ansicht des vielseitigen Lebens vorzog. Durch die Erscheinung mehrerer vorzüglicher Theaterdichter wurde dem Publikum überhaupt nach und nach ein besserer Geschmak beigebracht, und die Arlekinaden verschwinden zusehends vom Theater. An vielen Orten werden sie nur noch des Sonntags für den gröfsern Haufen gegeben, und die bessern Subjekte einer Truppe finden es unter ihrer Würde, in jenen burlesken Komposizionen mitzuspielen. Troz der grofsen Vorliebe der Nazion für dieselben, hat der bessere Geist doch den Sieg davon getragen, und man findet es nun so ganz unmöglich nicht mehr, die Logenunterhaltung nur auf die Pausen zwischen den Akten einzuschränken.

Ich habe Ihnen schon bemerkt, dafs man in Italien, um in der Unterhaltung doch immer à jour zu sein, nothwendig das Theater besuchen mufs. Der weibliche Theil der

Schauspieler besonders spielt eine so wichtige Rolle, wo er auftritt, daſs man ihn nothwendig selbst kennen, selbst beurtheilen, schäzen oder hassen muſs, um am gesellschaftlichen Gespräch einen lebhaften Antheil zu nehmen. Diese Klasse von Weibern hat ohnedies überall die Männer auf ihrer Seite; aber eine gute Sängerin mit einer einnehmenden Gestalt ist in diesem Lande, wo die Köpfe etwas heisser sind als bei uns, so sehr verehrt, daſs sie immer den glänzendsten Kreis um sich hat, wenn sie nicht ausschliessend an Einen vermiethet ist, wie dies häufig geschieht. Obgleich an ihrem Stand ein gewisser Grad von Verachtung klebt, der wenigstens die andern Weiber ferne von ihnen hält, so ist es doch für einen Mann gar nicht schimpflich, in ihrer Gesellschaft zu sein. Es ist ein sonderbarer Widerspruch in den Gesezen des Wohlstandes! Einer Sängerin Besuch wird sehr gerne in den Logen ange-

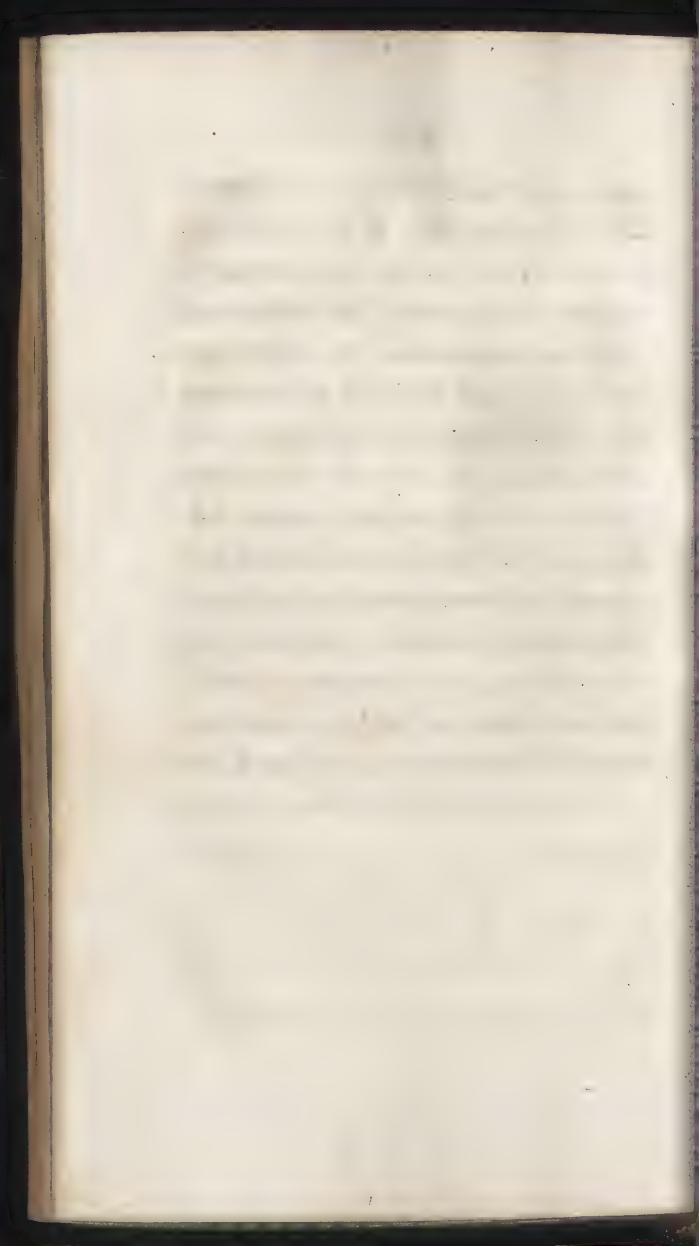
nommen; aber eine Dame dürfte kaum für sie zu Hause sein. Wo sie auf Spaziergängen erscheint, hat sie einen Haufen von Anbetern um sich; aber sich bei einem nicht öffentlichen Tanzfeste einzufinden ist ihr nicht zu rathen. Die berühmte Grassini bemühte sich einst lange um ein Billet bei einer solchen Gelegenheit in Livorno; aber die Frau, welche mit dem lärmendsten Beifall von ihrem Publikum empfangen, deren Lob in zahllosen Sonetten besungen wurde, deren Bildnifs den Modeartikel jedes Kupferstichhändlers ausmachte, konnte das nicht erhalten, was doch der unbedeutendsten Kaufmannsfrau, auch ohne Forderung, zu Theil wurde. In Thränen hierüber fand sie ihr damaliger Anbeter, der kaiserliche Kommandant von Livorno, Baron d'A.... Er liefs sie ihre Toilette machen, und nahm ihren Arm. Natürlich wagte es dann niemand mehr, nur eine Miene über diese Unschiklichkeit zu verziehen.

Gewöhnlich sind diese Weiber, in dem niedrigsten Ständen gebohren, durch ein glükliches Organ herausgehoben, und in ihrer frühesten Jugend schon an Wollüstlinge verkauft, ohne alle Erziehung aufgewachsen. Jegliche Geistesbildung ist ihnen fremd. Hat die Natur auch ihren Verstand nicht vernachläſsigt, so hat sich derselbe in der beständigen Männergesellschaft zwar auf eine eigenthümliche, aber höchst unwürdige Weise entwikelt. Wegen ihres Geistes ist ihre Gesellschaft nicht besucht; man begreift leicht, worauf es bei allen denjenigen abgesehen ist, die sich um sie bemühen. Es gehört etwas mehr Schlauheit dazu, als diese Weiber gewöhnlich besizen, ihre Gunst so zu vertheilen, daſs sich keiner ihrer Anbeter zu beklagen hat. Nicht selten erweken ihnen daher die Eifersucht oder die fehlgeschlagenen Hoffnungen derselben eine Zahl von Feinden, welche ihnen auf jede nur mögliche Weise

zu schaden suchen. Wenn sie auftreten, so wird von der feindlichen Parthei gepfiffen und gemurrt, und der Begünstigte hat nichts nöthigers zu thun, als auch eine Parthei für sie zu sammeln, welche die andre durch Klatschen zu übertäuben sucht. Bei zwei, einander so entgegengesezten Partheien, an die sich nach und nach das ganze Publikum anschliesst, entstehen jezuweilen ernsthafte Auftritte. Ich weiss Beispiele, dass sich die beiden Partheien durch besondere Kokarden von einander unterschieden, dass sie Tauben ihrer Farbe im Theater fliegen liessen, und was dergleichen Unfug mehr war, dem die Polizei am Ende nur mit Mühe steuern konnte.

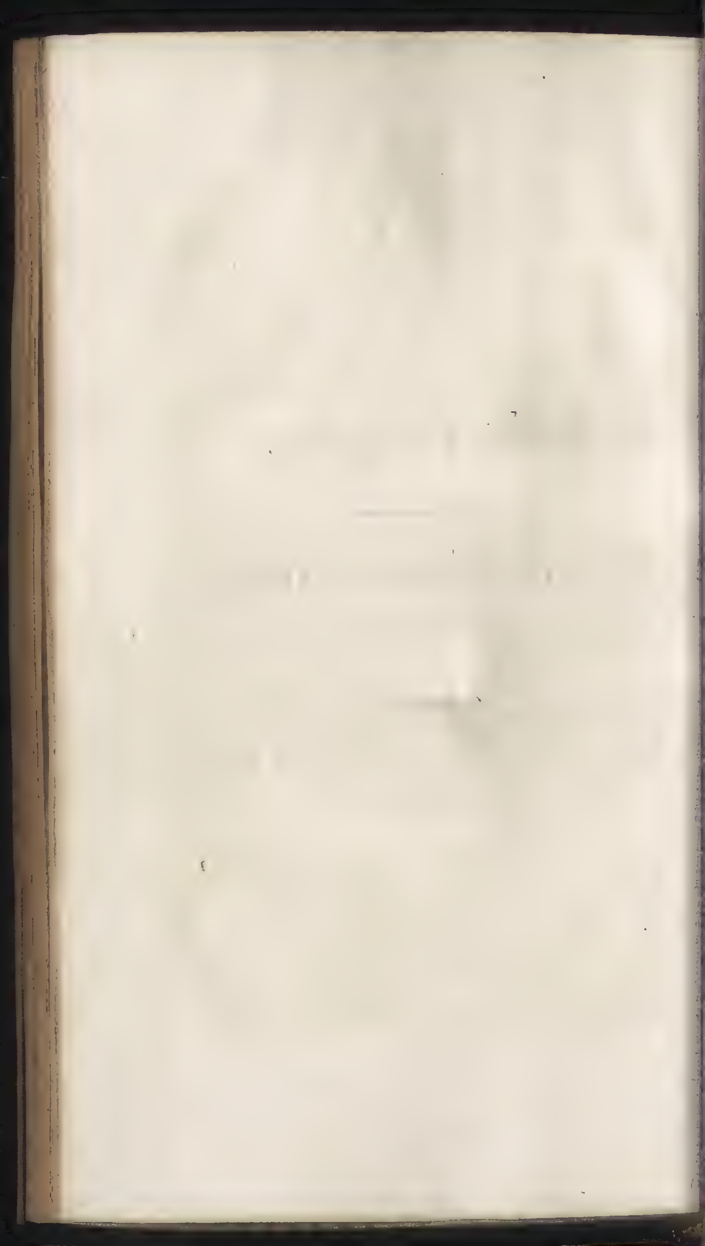
Sie können denken, welch ein reicher Gegenstand der Unterhaltung dergleichen Geschichten für die Gesellschaft sind. Ueberall wird nichts anders gesprochen, jeglicher ereifert sich für seine Parthei, und die Frauen, welche den Theaterweibern niemals günstig

sind, intriguiren gegen sie, ihnen ihre Freunde abspenstig zu machen, oder ihre Feinde noch mehr anzufeuern. Bei solchen Gelegenheiten entstehen oft merkwürdige Verbindungen und gefährliche Feindschaften, um welche man wissen mufs, wenn man nicht aus dem Kurse der Gesellschaft kommen will. In dieser Hinsicht behauptet das Theater daher auch eine so wichtige Stelle, als Stoff der Unterhaltung, dafs Sie, wenn Sie noch alles das dazu nehmen, was dasselbe überhaupt als Material für das Gespräch darbietet, es gar nicht frivol finden werden, wenn ich dasselbe der Kirche zur Seite stelle, und behaupte, dafs diese beiden Orte die Punkte sind, um welche sich das ganze gesellschaftliche Leben in Italien herumdreht.



Beilagen.

Anekdoten, Fragmente, Karakterzüge u. s. w.



Die Juden in Livorno.

Livorno, 1802.

Grofsentheils den Juden verdankt die Stadt Livorno den blühenden Zustand, in welchem sie sich befindet. Der unkluge Religionseifer der Spanier und Portugiesen entlud sich dieser Hartnäkigen, welche durch kein Mittel zur Annahme der christlichen Religion gezwungen werden konnten. Ihre Reichthümer, ihre Handlungsverbindungen und ihre Thätigkeit nahmen sie mit sich, um das Land zu segnen, welches ihnen eine gastfreundliche Aufnahme gestattete. Die Grofsherzoge von Toskana, aus dem Hause Medicis, empfiengen sie mit offnen Armen, und wiesen ihnen gerne in dem eben aufkeimenden Livorno einen Zufluchtsort an, überzeugt, dafs die Ankömmlinge am besten im Stande wären, den neu

aufwachsenden Handel der Stadt zur schönen Frucht emporzuziehn. Ihre weitaussehende Staatsklugheit hatte den Vortheil wohl berechnet, den ihnen Livorno bringen würde, sobald sie es zum Mittelplaz des Handels vom Süden und Osten machen könnten, und die Ueberzeugung in ihnen befestigt, daſs dies nur durch eine Nazion geschehen könne, welche, bei ihren Verbindungen durch die ganze Welt, zunächst ihre nähern Glaubensbrüder an dem Mittelmeer für sich gewinnen, und den ganzen Verkehr, welcher sonst von Spanien und Portugal aus, mit ihnen betrieben wurde, nach Toskana ziehen würde. Und sie verrechneten sich in diesem Plane eben so wenig, als die klügeren Regierungen, welche aus ähnlichen Gründen einst die französischen Religionsflüchtlinge zusamt ihren Künsten und ihrer Industrie bei sich aufgenommen hatten.

Nicht nur einen bloſsen Zufluchtsort gestatteten die Medicäer den Flüchtlingen; sie schenkten ihnen Freiheiten, welche sie vorher nicht besessen hatten, und noch heutzutage in wenigen Ländern von Europa besizen. Selbst auf Glaubenssachen dehnte sich diese

Gefälligkeit aus, und wenn einer aus ihrer Mitte zur katholischen Religion übergehen will, und daher, um den Unterricht zu erhalten, in das Konvertitenkloster gebracht wird, so haben sie und ihre Rabbi's vierzig Tage lang das Recht, ihn, so oft sie wollen, zu besuchen. und alles anzuwenden, um ihn auf den alten Weg zurükzuführen. Grofsherzog Leopold besonders blieb diesem System getreu, bestätigte nicht nur, sondern vermehrte auch ihre alten Freiheiten, und nun haben sie sich in eine Lage versezt, dafs es wohl die Regierung nicht mehr räthlich finden könnte, eine schwere Hand auf sie zu legen, wenn sie nicht dadurch den reichsten Stein in ihrer Krone, die Stadt Livorno zu Grunde richten wollte. Denn sie haben sich so fest gesezt, dafs ihnen die meisten Häuser, die meisten liegenden Gründe um die Stadt herum angehören, und die übrigen Bewohner derselben, welche ihnen jezt Miethe bezahlen, gewifs nicht im Stande wären, sie auszukaufen.

Die Religionssazungen der Juden werden immer ihre Vermischung mit den Chrissen verhindern, so lange sie noch so hartnäkig

an denselben halten, wie bisher. Man hat darum überall nöthig gefunden, wo man sie aufnahm, sie in ein eigenes Quartier einzuschränken, und an manchen Orten hat ja die Barbarei sogar noch nicht aufgehört, sie Nachts förmlich in dasselbe zu verschliessen. Auch in Livorno ward ihnen ein eigener Theil der Stadt angewiesen, welcher ungefähr die Hälfte des, innerhalb der Festungswerke liegenden Raums einnimmt, und es deutlich bezeugt, was Livorno gewesen sein mag, ehe sich die Juden da ansiedelten. Sie bewohnen den südlichen, und jezt gewifs den am schönsten gelegenen Theil der Stadt, welcher sich an die Mauren anschliefst, von welchen herab man die fröhlichste Aussicht auf das Thal bis gegen den monte nero und auf die See geniefst. Hier nehmen sie auch die Türken, welche in die Stadt kommen, und unter ihrem Schuze stehn, bei sich auf. Aber auch hier ist ihnen der Raum zu enge geworden, und statt sich in die Breite, mufsten sie sich in die Höhe ausdehnen. So sind die Häuser meist zu fünf bis sechs Stokwerken gediehen, in welchen oft so viele Familien wohnen, dafs sie ein

ganzes Dorf bevölkern könnten. Dadurch aber hat auch der Chetto (das Judenquartier) in Livorno einen Grad von Schmuz und Unreinlichkeit erhalten, welcher die meisten Judenquartiere karakterisiret, und es unbegreiflich macht, wie sich diese Nazion so schnell vermehren kann, wenn wir anders nicht glauben wollen, daſs noch der nehmliche Segen auf ihnen ruht, welcher einst in Egypten ihre Anzahl dem Sand am Meere vergleichbar gemacht hat.

Es ist in Italien überhaupt schwer, zuverläſsige Nachrichten über die Volkszahl der Städte zu erhalten. Die Angaben über Livorno widersprechen sich so sehr, daſs ich, troz meines langen Aufenthalts daselbst, und meiner häufigen Erkundigungen ungeachtet, über diesen Punkt keinen entscheidenden Ausspruch wagen möchte. Aber mehr noch, als die Bevölkerung der ganzen Stadt sind die Nachrichten über die Seelenzahl der Juden verschieden. So wie auf der einen Seite die christlichen Bewohner derselben ihre Angaben übertreiben, so verkleinern sie dagegen die Juden, welche man darüber fragt; und wenn jene von 20 — 25,000 sprechen, so

wollen diese oft nicht mehr als 6 — 8,000 zugeben, und die Erstern lösen dem Fremden das Räthsel des Widerspruchs gewöhnlich damit, daſs sie von einer Judenpolitik sprechen, welche die Angabe der wahren Zahl verbiete. Die Nachrichten hingegen, welche ich aus der besten Quelle, von den jüdischen Priestern selbst erhalten habe, erlauben mir, die Zahl der in Livorno befindlichen Juden auf etwa 10,000 zu sezen.

Diese sehr ansehnliche Gesellschaft macht nach den ihr ertheilten Privilegien, gleichsam einen Staat im Staate aus. Ausser einem Gliede aus ihrer Mitte, wesches im Magistrat der Stadt überhaupt Siz und Stimme hat, sind sie nur dann der Ortsobrigkeit und ihren Tribunalen unterworfen, wenn sie in Streitfälle mit den Christen verwikelt sind. Unter sich selber aber haben sie eine eigene Verfassung, welche sie sich selbst, gleich bei ihrer ersten Niederlassung, mit Bewilligung der Landesherrschaft, und nach den Bedürfnissen jener Zeit gegeben haben. Sie ist ungefähr folgende:

Aus dem permanenten Magistrat von 60 Gliedern werden jedes halbe Jahr bald vier,

bald sechs Glieder durchs Loos gezogen, von welchen der Landesherr im ersten Falle zwei, im zweiten aber drei auswählt, und als Massari *) bestätigt. Solcher Massari sind immer fünfe, und jede sechs Monate treten zwei oder drei derselben aus, um den Neuerwählten Plaz zu machen. Dieser Magistrat ergänzt sich bei jedesmaliger Erledigung einer Stelle dadurch, dafs er aus den, ihm von den Massari vorgeschlagenen Subjekten nach der Stimmenmehrheit herauswählt. Auch die Rabbi können in denselben aufgenommen werden, doch nicht als solche, sondern als Privatpersonen. Sonst haben sie nur in Religionssachen ein votum consultativum; aber die Sentenz wird von den Massari emaniert. Die Macht dieses Senats erstrekt sich nicht nur auf die Entscheidung von Streitsachen überhaupt, welche unter den Juden vorfallen; sondern erkennt auch körperliche Strafen und Verweisungen aus dem

*) Massaro ist ein italienisches Wort, welches für Sachwalter, Haushofmeister, Faktor u. dergl. gebraucht wird. Der hebräische Ausdruk für die Glieder dieses Kollegiums aber ist פרנסים.

Kapitanat von Livorno zu. Er entscheidet aber in allen Fällen, ausser in Religionssachen, wo nach dem mosaischen Gesez geurtheilt wird, nach den toskanischen Gesezen. Seine Glieder haben indefs keine Bezahlung; nur der Sekretär, oder Cancelliere de' Massari ist besoldet.

Die ganze Gemeinde besizt ein ziemlich beträchtliches Eigenthum — fondi nazionali — das meist in liegenden Gütern besteht, und gröfstentheils durch Vermächtnisse angewachsen ist. Bei gewissen Zeremonien in der Synagoge werden freiwillige Beiträge eingesammelt, welche in Einer Versammlung oft über 100 Piaster betragen. Der Verkauf des Fleisches u. dergl. wird an den Meistbietenden verpachtet, und der Gewinn von dieser und andern kleinern Gerechtsamen, nebst den Einkünften des Gemeindguts, versieht die Kasse der Nazion, aus welcher die allgemeinen Ausgaben bestritten werden. Daraus wird die Synagoge unterhalten, wird der Sekretär der Massari, wird das Haupt der Rabbiner mit seinen Genossen, werden die fünf Lehrer, welche zum Unterricht der ärmern Kinder der Nazion angestellt sind,

wird der öffentliche Arzt, die Chirurgen und Apotheker besoldet, deren Verpflichtung die Sorge für die Armen, Hülfsbedürftigen ausmacht. Aus dieser Kasse überhaupt werden die Kranken, die Wittwen und Waisen unterstüzt, erhalten 70 Arme und Schwache jede Woche zweimal ein Pfund Fleisch, wenn sie das Zeugnifs ihrer Hülfsbedürftigkeit von dem Arzte bringen können, wird ihnen Milch, werden ihnen Bäder bei gleicher Beglaubigung der Nothwendigkeit bezahlt, und sucht man überhaupt, im Geiste der mosaischen Religion, so viel Gutes als möglich zu thun.

Die sämtliche Gemeinde besteht aus Talmudisten. Ihr Cultus ist wohl der glänzendste der Juden in Europa; wenigstens gilt ihre Synagoge für die schönste. Sie ist ein länglichtes Vierek, auf dessen drei Seiten eine Säulenreihe herumläuft, welche die vergitterten Size des andern Geschlechts trägt. Auf der vierten Seite steht eine Art von einem, mit einem Vorhang bedekten Schranke, in welchem die heiligen Schriften aufbewahrt werden. Diesem gegenüber, beinahe in der Mitte des Ganzen, ist die sehr grofse Kanzel, auf welcher der Prediger und der Vor-

sänger stehn. Ringsumher sind grofse hebräische Inschriften als Ornamente angebracht. Eine Menge silberner Lampen beleuchten den hohen Tempel, und geben demselben ein äusserst heiteres Ansehen.

In dieser Synagoge wird alle vierzehn Tage einmal in spanischer Sprache gepredigt; in einigen Privatschulen geschieht es jede Woche. Diese Sprache wird überhaupt beim Unterricht der Kinder und zur Erklärung der Bibel gebraucht. Mehrere ihrer Liturgien sind in derselben abgefafst. Sie ist die Sprache des gesellschaftlichen Lebens in den meisten Familien, und wird von dem gemeinen Volke besonders auf eine höchst verdorbene Weise gesprochen.

Unter verschiedenen löblichen Eigenschaften, welche man den Juden in Livorno nachrühmen mufs, nenne ich mit Vergnügen die Sorgfalt, mit der sie ihre Kinder erziehen und unterrichten lassen. Wohlthätige Anstalten sorgen für die ärmern Kinder in diesem Punkte; reichere Eltern versäumen gewöhnlich nichts, um ihre Kinder alles mögliche lernen zu lassen, was den Geist bilden kann, und keine Rüksicht auf Reli-

gionsverschiedenheit leitet sie bei der Wahl ihrer Lehrer. Dabei wird die moralische Erziehung nicht im geringsten vernachläſsigt, und man darf als ihre schönste Frucht die hohe Liebe und Eintracht ansehen, welche durchgängig in den Familien herrscht. Gränzenlos ist der Gehorsam der Kinder gegen ihre Eltern, und ohne zu klagen, bricht ein Mädchen das engste Verhältniſs mit einem jungen Manne ab, den sie liebt, um, nach dem Wunsche der Eltern, einem Greise ihre Hand zu geben. So häufig dieser leztere Fall ist, so wenig hört man doch von ehlicher Untreue, welche freilich schon durch das enge Zusammenwohnen so vieler Menschen erschwert wird, und durch das, bei den übrigen Bewohnern der Stadt so gangbare System der Cavalieri serventi (Cicisbeen) hier nicht befördert werden kann, da die Juden nie dieser Sitte gefolgt sind.

Sehr viele unter ihnen wiedmen sich den Wissenschaften, und selbst unter den thätigsten Geschäftsmännern habe ich manche kennen gelernt, welche blos in den Vergnügungen des Geistes ihre Erholung suchten. Medicin und Chirurgie wird von den Wenigen,

welche sich nicht der Handlung wiedmen, vorzugsweise studiert, und manche haben es darin sehr weit gebracht. Einen eben so hohen Grad von Geistesbildung fodern sie auch von ihren Geistlichen, welche in eigenen Instituten gebildet, nur durch wesentliche Vorzüge sich in Achtung sezen können. Giacomo Nunas Vais, ihr gegenwärtiger erster Rabbi ist ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen und grofsem Rufe. Sein Vater Nunas Vais, welcher vor etwa vierzig Jahren gestorben ist, hat gleiche Vorzüge durch mehrere Schriften beurkundet, die noch jezt mit Beifall gelesen werden. Eben so hat sich Rabbi Azulai, der noch am Leben ist, durch viele gute Werke über Religion und Moral bekannt gemacht; und der grofse Kanzelredner, Rabbi Castelli, welcher vor fünfzehn Jahren starb, ist von seinen Mitbürgern noch nicht vergessen, die er so oft durch seine treflichen Vorträge erbaut und belehrt hat. Der grofse Handel mit hebräischen Erbauungsschriften, welcher von hier aus nach dem Süden und Osten getrieben wird, beschäftigt eine ziemlich ausgedehnte Drukerei

sehr lebhaft *). Manche gelehrte Juden aus der Barbarei schiken ihre Werke nach Livorno, um sie da druken zu lassen, und die dasigen jüdischen Gelehrten werden durch diesen literarischen Verkehr natürlich in beständiger Uebung erhalten.

Eine sorgfältige Erziehung, welche sie erhalten, häufige Reisen und Verbindungen mit allen Nazionen, so wie ihre grofse Wohlhabenheit, hat unter ihnen einen Luxus hervorgebracht, welcher sich von dem der übrigen Bewohner Livorno's nur durch seine gröfsere Solidität und Kostbarkeit auszeichnet. In ihrem Karneval, welcher mit dem jüdischen neuen Jahre beginnt, und acht Tage lang dauert, sind ihnen in ihrem Quartier die Masken erlaubt, und sie lassen es dabei nicht an muntern Tanzfesten fehlen, zu welchen sie auch ihre Bekannten unter den

*) Auch werden noch viele ihrer Schriften bei einem christlichen Buchdruker, Falorni, und manche in Pisa gedrukt, aber meist unter dem falschen Titel: Vienna. Beinahe alle diese Werke sind neu aufgelegte, biblische Stüke mit ihren Kommentaren.

Christen einladen, die um so lieber dabei erscheinen, da nach einem alten Herkommen, dessen Grund ich nicht erfahren konnte, Verheirathete und Unverheurathete nur mit ihren Blutsverwandten unter den Juden tanzen dürfen, aber mit Christen und Fremden sich ohne Scheu lustig machen können. Bei mehrern solcher Tanzfeste, welche einst einer der reichsten Juden gab, habe ich den seltenen Anblik genossen, wenigstens 1500 Menschen aus allen Welttheilen, und allen Nazionen im Genufs der Freude beisammen zu sehen. Gegen 600 jüdische Frauen waren hier in den verschiedensten Kostüms ihres Vaterlandes zugegen, und ich mufste über die Menge von Brillanten erstaunen, welche da sichtbar waren. Den Schmuk eines Mädchens von sechszehn Jahren, welches da war, schlug mir ein Jude, der ein genauer Kenner dieser Waare ist, zu wenigstens 50,000 Piastern an, und sie war bei weitem nicht die Einzige. die am reichsten Geschmükte. Ich glaube nicht, dafs am glänzendsten Hofe von Europa an Einem Abend so viele kostbaren Steine sichtbar werden können, als ich hier gesehen habe. Aehnliche Bemerkungen kann

man an festlichen Tagen in ihrem Casino machen, wo man es freilich sonst aber auch treibt comme chez nous. „Man spricht da, sagte mir einst ein Jude, Gutes und Schlimmes von seinem Nächsten, und die jungen Leute liebäugeln mit einander."

In den Händen der Juden allein haben sich die Reichthümer von Livorno angehäuft. Ihre Verbindungen, namentlich mit der Barbarei, haben ihnen Quellen eröfnet, zu welchen ausser ihnen niemand den Zugang hat. Bekannt sind die Artikel, welche sie dahin senden, und die gröfstentheils in Fabrikerzeugnissen des Nordens bestehen. Unter den Waaren, welche sie von da zurük erhalten, nenne ich nur Eine Gattung, die um so weniger bekannt sein dürfte, da sie nur unter den Juden bleibt. Dies sind die Taledot, (in der einfachen Zahl Taled) nehmlich weisse wollene Tücher mit blauen Kanten, welche sie in der Privatandacht über den Kopf schlagen. Die meisten und besten derselben werden in Tunis fabriziert, und über Livorno nach dem Norden, besonders nach Pohlen versandt. Sie sind von verschiedenen Graden der Feinheit, und die Preise

derselben auch von 3 — 12 Piastern, das Stük, verschieden.

Man sieht aus diesem wenigen, dafs Livorno nicht ohne Grund das Paradies der Juden heifst. Aber es ist eben darum um so auffallender, dafs sie doch von jeher alle Neuerungen weit williger ergriffen haben, als ihre christlichen Mitbürger. Wenn jene von Archenholz erzählte Anekdote, dafs sie sich, in der Hofnung Palästina zu erhalten, mit dem berühmten Eroberer Ali Bei eingelassen haben, grundlos ist, wie ich gewifs weifs, so ist sie wenigstens in den Hofnungen gegründet, welche die Juden in Livorno noch so wenig als ihre Glaubensbrüder von sich gewiesen haben; und erhält sie durch den lebhaften Antheil, den sie an der lezten toskanischen Revoluzion durch die Franzosen genommen haben, einen Grad von Wahrscheinlichkeit, welcher jeden, der nicht genauer über sie und ihre Verhältnisse zu ihren christlichen Mitbürgern, von denen sie gröfstentheils aus Neid tödtlich gehafst sind, unterrichtet ist, sehr leicht verführen könnte.

Briefe
aus
Italien
während
der Jahre
1801, 1802, 1803, 1804, 1805,
mit
mancherlei Beilagen.

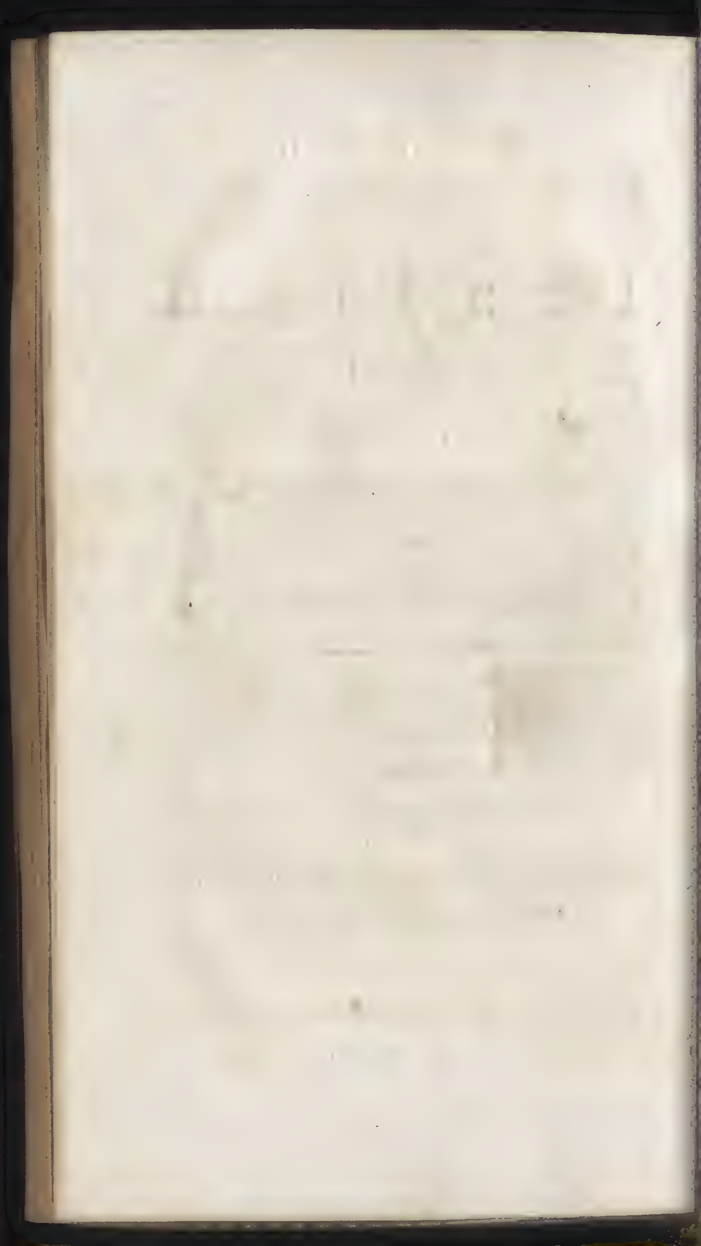
Zweiter Band.

Von

P. J. Rehfues,

Bibliothekar Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Würtemberg.

Zürich, bei H. Gessner. 1809.



Florenz, den 7. September 1803.

Es gehört vielleicht auch zu den mancherlei falschen Nachrichten, die die Reisenden aus Italien mitbringen, mein Freund, daſs man in diesem Lande den Tanz nicht so sehr liebe, als in andern nördlichen Ländern. Ich hatte während meines bisherigen Aufenthalts in Italien Gelegenheit genug, mich von der Unrichtigkeit jener Meinung zu überzeugen. Die Nazion liebt dieses Vergnügen so sehr, als jedes andre Volk; nur bewirken natürlich die Verschiedenheiten des Klima's und der Sitten einige Modifikazionen, die bei weniger genauer Kenntniſs des Landes leicht zu jenem Vorurtheil verführen können. Man tanzt z. B.

bei Hochzeiten und andern dergleichen Gelegenheiten in Italien selten; die höhern Stände geniessen diese Belustigung während der heissen Jahrszeit beinahe niemals. Aber während des Karnevals holt man nach, was man das ganze Jahr versäumt hat. Die Leidenschaft für den Tanz zeigt sich um diese Zeit eben so stark, als bei jedem andern Volk; und ob man es den Italienern gleich nicht nachrühmen kann, daſs sie groſse Tänzer seien, so machen sie ihre Sprünge doch auch so gut als andere. Ausser der Karnevalszeit wird dann noch besonders viel im Früh- und Spätjahr getanzt, wenn die groſse Welt auf dem Lande ist. Bei solchen Festen vermischen sich die vornehmen Güterbesizer mit ihren Bauern, und ein freier Plaz im Garten, oder auch ein Saal im Landhause, dient zur gemeinschaftlichen Belustigung.

Mehr als von jedem andern italienischen Lande, kann ich dies von Toskana behaupten.

Ich war da so unzähligemal Zeuge von den ausgelassensten Aeusserungen der Tanzlust; so oft habe ich dieses Vergnügen auch selbst mit diesem guten Volk genossen, dafs mir manche schöne Erinnerung davon geblieben ist.

Die gewöhnlichen Tänze in diesem Lande sind eine Art englischer Tänze, von denen ich Ihnen nicht zu sagen weifs, ob sie ursprünglich toskanisch sind; ausser diesen und andern ganz fremden aber, besonders die allerbeliebte Monferina.

Dieser Tanz hat seine schnelle Ausbreitung wohl nichts anderm, als seiner so ausdruksvollen, so zur lebhaftesten Bewegung und Lustigkeit hinreissenden Musik zu verdanken. Sie hat sich, seit ich in Italien bin, so sehr allgemein gemacht, dafs man von Mailand bis Neapel Gassenhauer in allen Strafsen darnach absingt. Ich habe es öfters bei grofsen Theater-Tanzfesten bemerkt, wie elektrisch seine Musik die ganze Gesellschaft ergreift.

Aus einer Loge herunter genoſs ich das Schau-
spiel einer, verwirrt, in verschiedenen Tanz-
gruppen sich bewegenden Menge. Auf ein-
mal begann die Monferina, und nun kam ein
ganz neues Leben in die Gesellschaft. Jeder
ergriff seine Nachbarin; es bildete sich ein
groſser Kreis und in diesem wieder kleinere,
welche sich in zahllosen Mittelpunkten in
hüpfender Eile um einander herumdrehten.
Dieser Tanz mag wohl auch seine Regeln
haben; allein ohne diese zu kennen, kann
ihn jeder mittanzen. Denn wenn man dies
auch noch so schlecht thut, so ist man doch
weder seiner Tänzerin noch der übrigen Ge-
sellschaft beschwerlich. Arm in Arm hüpfen
die Paare hinter einander her, lassen sich
auf einge Augenblike los, um zu chassiren,
und ergreifen sich dann wieder, um sich
etlichemal in wilden Sprüngen um einander
herumzudrehen. Der lustigste ist hier der
beste Tänzer; denn je ausgelassener er hüpft,

desto lebhafter wird der Tanz, welcher an sich höchst einfach ist. Die Fröhlichkeit ergreift die Tanzenden zuweilen so gewaltsam, daſs man sie in den bizarrsten Stellungen bemerkt. Wie einer auch hüpft und springt, er kann das Ganze nicht in Unordnung bringen, der groſse Kreis dreht sich vielleicht langsamer, aber doch in gleichem Zeitmaaſs.

Auf dem Lande aber haben sie ihre eigenen Nazionaltänze. Bei einer neulichen Durchreise durch Pontadera hatte ich Gelegenheit, einen derselben zu sehen. Er wurde nach dem Takte eines Tamburins von einem Paare getanzt, und hatte viel ähnliches mit der Saltarella, die der brave Landschaftsmahler Giuntotardi in Rom auf einem seiner Gemählde, welches das Campo Vaccino vorstellt, mit reizender Treue dargestellt hat. Die Tanzenden drehten sich auf den Zehen springend, und den einen Fuſs bald von vorne, bald von hinten über einander schwingend, um

einander herum, ohne sich übrigens anzufassen. Meist aber sprangen sie parallel mit einander in einem Zirkel umher, und blos ein Händeklatschen, oder ein Drehen um sich selbst, brachte einige Abwechslungen in denselben. Er wird aber zuweilen sehr bedeutend durch wiederholte Umarmungen, in welchen dem Tänzer viele Freiheit gestattet ist, und worin sich natürlich der Grad seiner Zuneigung gegen die Tänzerin so wie seine Lustigkeit ausdrükt. Dabei hat jede Frau das Recht, ohne Anfrage die Tänzerin abzulösen, welche dann gewöhnlich das Tamburino ergreift. Durch eine eigene Art, alle fünf Finger daran abzuschnellen, geben sie, auch wenn jede andre Musikbegleitung fehlt, diesem einförmigen Instrument einige Abwechslung.

Ich erkundigte mich nach dem Namen des Tanzes, und erfuhr, daſs man ihn il Trescone nennt. Durch die Bemühung meines

Freundes, Herrn S., erhielt ich die eigentliche Musik desselben, so wie folgende Nachrichten, welche ich Ihnen hier mittheile.

Der Treskone ist vielleicht einer der allerältesten Tänze. Er ist besonders dem florentinischen Volke eigen, und soll noch von den alten Etruriern abstammen. Dies beweist auch sein Name, denn er hieſs anfänglich Etruscone, woraus durch allmählige Verunstaltung Trescone entstanden ist.

Nicht nur der gemeine Mann zieht diesen Tanz jedem andern vor, sondern auch bei den Festen der Adelichen wird mit dem Treskone jede Belustigung angefangen und beschlossen. Er behauptet da die Stelle, welche in manchen Theilen von Deutschland gewisse alte Gesellschaftstänze, oder das alberne: und als der Groſsvater u. s. w., bei ähnlichen Vergnügungen einnehmen.

Die Melodie dieses Tanzes soll zu der Giga, einem kleinen zum Tanzen gemachten Ton-

stük von Sechsachtel- bisweilen von Zwölfachteltakt, die Form gegeben haben. Er scheint, so wie ich ihn Ihnen hier beilege, etwas einförmig zu sein; denn die nehmliche, mit einem Sternchen bezeichnete Phrase kömmt fünf- oder sechsmal darin vor; allein die guten Freskonspieler legen gerade auf diesen Gedanken einen ganz besondern Accent, welcher häufig wechselt, und überhaupt viele Mannigfaltigkeit in das Ganze hineinbringt. Bald stossen sie die Dreiachtelnoten stark ab, bald binden sie zwei Noten, und stossen nur eine ab; bald spielen sie die Phrase ganz gebunden beinahe in einem Bogenstrich; bald schlagen sie die Noten so kurz an, dafs man zwischen denselben immer einen kleinen Zwischenraum bemerkt. Dabei wird die Bewegung des Tänzers und hauptsächlich der Tänzerin immer bedeutender, munterer und fröhlicher.

Arcangelo Corelli, ein zu seiner Zeit sehr

berühmter Violinist, war so in diesen Tanz verliebt, daſs er, wenn er recht guter Laune war, immer seine Geige nahm, und ihn auf eine ganz eigene, höchst bedeutende Weise spielte. Einst that dies der berühmte Pietro Nardini einigen Damen zu Gefallen auf dem Lande bei Florenz, und zwar mit so groſsem Beifall, daſs ein alter Treskonspieler, welcher zugegen war, ausrief: Puoffar di Bacco; egli lo suona come Corelli! (Poztausend, der spielt ihn ja wie Corelli). Nardini erzählte diese Anekdote oft selbst, denn er that sich nicht wenig auf dieses Lob zu gut.

Sie erhalten die Musik des Treskone mit diesem Briefe. — Leben Sie wohl.

Florenz, den 15. September 1803.

Ich habe Ihnen schon in einem meiner Briefe gesagt, wie gut hier für die gesellschaftliche Unterhaltung gesorgt sei. Ausser den beiden Casino's giebt es bestehende Privatzirkel, welche beinahe jeden Abend, und jedem Fremden von einiger Bildung offen stehn. Unter diesen zeichne ich die Abendgesellschaft bei Madam Fabroni aus, als diejenige, welche vielleicht alle Männer von anerkanntem Rufe vereiniget, die sich in Florenz befinden. Die Dame des Hauses ist noch immer sehr liebenswürdig, und verbindet viele Kenntnisse mit schöner gesellschaftlicher Ausbildung und gefälliger Anspruchslosigkeit. Jeden Abend finden Sie einen ansehnlichen Zirkel um sie versammelt, welcher sich einzig und allein mit ernsthaften Gesprächen unterhält. Selten wird gespielt, wenn es nicht durch die Anwesenheit solcher

Personen nöthig gemacht wird, welche kein anders gesellschaftliches Vergnügen kennen als dieses.

Wenn der alte liebenswürdige Fabeldichter Pignotti, der Lafontaine der Italiener in Florenz ist, so finden Sie ihn gewifs die meisten Abende hier. Philipp Hakert fehlt selten, die Gelehrten Lastri, Follini, Fontana; die Künstler Benvenuti, Desmaret und Fabre, zuweilen auch der Graf Alfieri und andere Personen aus den ersten Ständen sammeln sich um Madam Fabroni. Der Zirkel scheint nach den ehemaligen französischen der Madame Geoffrin zugeschnitten zu sein, wenn ihm gleich die französische Munterkeit fehlt, welche den Ernst der Wissenschaften so gut zu erheitern versteht.

Eine solche Gesellschaft, die aus den gebildetsten und kenntnifsreichsten Menschen einer grofsen Hauptstadt besteht, kann natürlich nicht der Maasstab für die gesellschaft-

liche Bildung der Nazion überhaupt sein. Die besten Menschen sind sich überall ähnlich, und ihre Interressen an allen Orten dieselben. Wenn ich Ihnen daher etwas von gesellschaftlicher Unterhaltung in Italien überhaupt sagen soll, so muſs ich andere Erfahrungen zu Hülfe nehmen, als die sind, welche ich bei Madame Fabroni zu machen Gelegenheit hatte.

Was ich Ihnen jezt sage, gilt den Italienern überhaupt, und da muſs ich mit der leidigen Spielsucht den Anfang machen, welche überall das gröſste Hinderniſs geistiger Unterhaltung ist. Dieses Laster hat unter den höhern Ständen fürchterlich um sich gegriffen. Kaum kann man an irgend einem grössern Zirkel Theil nehmen, ohne den Eintritt am Spieltisch bezahlen zu müssen. Wenigstens ist man genöthigt, hie und da an die Farobank zu treten, um nicht in den Verdacht zu kommen, als ob man blos aus

Armuth oder Geiz sich des Vergnügens enthalte, welches die andern so reizend finden. Es ist schreklich wahr, was Albergati, als ein Mann von hoher Geburt, von sich sagt:

Jo mi teneva in man prima le carte,
Che legato mi fosse anche il bellico;
E pria, che mama, babo, pappa e poppe,
Chiamai spade, baston, denari e coppe.

Das Interesse am Spiel verschlägt jedes andre, und Sie verlassen selten eine solche Gesellschaft mit andrer, als mit der nicht sehr beneidenswerthen Zufriedenheit, einige Dukaten gewonnen zu haben.

Die ächt italienische Unterhaltung findet man demnach beinahe nur in Familienzirkeln, oder in den Kreisen, welche sich um irgend eine schöne Frau bilden. Diese bestehen ausser ihr blos aus Männern, sind äusserst munter, und gewähren eine sehr angenehme Unterhaltung, wenn man die Sprache hinlänglich versteht, und sich gewöhnt hat;

unsern Maasstab des anständigen nicht mehr hier anzulegen.

Ein solcher Zirkel ist aus Männern von verschiedenem Alter und Stande zusammengesezt. Niemand findet es lächerlich, wenn auch ein alter Mann noch sich um die reizende Jugend bemüht, und öfters ist er glüklicher als die andern, weil er mehr Aufwand machen kann, die Kunst der Verführung besser inne hat, und gut an sich zu halten versteht. Die Gegenstände des Gesprächs sind die Geschichten des Tags, besonders das Theater. Die Lächerlichkeiten anderer, und die Liebe, weil, wie ein italienischer Schriftsteller bemerkt, alle Gespräche sich in das Gespräch über die Liebe auflösen, so wie sich alle Psalmen in Gloria endigen. Es ist zum Erstaunen, wie geläufig den Italienerinnen der Jargon der Liebe ist. Aber jene scharfsinnigen Erörterungen kasuistischer Fragen über diesen Punkt, wie sie ehemals,

besonders in Venedig, den Unterhaltungsgegenstand der geistvollsten Zirkel ausmachten, kommen nicht mehr vor. An die Beantwortung der Frage z. B. ob ein Liebhaber sich eher getrösten dürfe, wenn er seine Freundin durch den Tod, oder wenn er sie an einen Nebenbuhler verliere, wurde eben so viel Spizfindigkeit verwendet, als an die, von Cicero *) angeführte, der Moralisten: ob einer von zween Unglüklichen, die sich bei einem Schiffbruch auf ein Brett gerettet haben, das nur Einen tragen könne, berechtigt sei, den andern herunterzustossen? Sind Sie nach einer Konversazion jener Art besonders lüstern, so können Sie sie in Albergati's Werken (T. IX. p. 79.) finden.

*) Offic. III. 23.

So viele Mühe giebt man sich heutzutage nicht mehr, wenn gleich die Gespräche über Liebesangelegenheiten die gewöhnlichsten sind. Die Liebe überhaupt wird in diesem Lande ganz anders angesehen, als bei uns. Ein Verliebter wird in Deutschland ausgelacht, wenn er seine Liebe durch etwas anders, als einen Heirathsantrag äussert. In Italien aber ist die Liebe die schönste, die achtungswürdigste Leidenschaft, der ein zartfühlendes Herz nicht entgehen kann. Sie ist die Mutter der gröfsten Thaten, wie Alfieri sagt, und die italienische Geschichte nennt keinen grofsen Mann, der der Liebe nicht grofse Opfer gebracht hat. Wenn Petrarka seine Laura, Dante seine Beatrix, Boccacci seine Fiametta, Tasso seine Eleonora hatte, so dürfen doch die Dei minorum gentium auch ihre Göttinnen haben, und daran lassen sie's nicht fehlen. Wo zween junge Männer beisammen sind, ist alles darauf zu wetten, dafs

ihr Gespräch sich um dergleichen Angelegenheiten drehe. Gewöhnlich weiſs Jedermann, wem dieser oder jener gerade huldigt, und selten sucht er die Ausbrüche seiner Leidenschaft, selbst an öffentlichen Orten, zu verbergen.

Um die Dame des Kreises dreht sich die ganze Unterhaltung, und es ist darum, wie Sie leicht denken können, nie von Politik die Rede. Dies ist überhaupt nicht die Schwachheit der Italiener, am wenigsten aber in Gesellschaft der Frauen. Das Gespräch ist nie ernsthaft, sondern immer so munter, wie möglich. Wiz und Freiheit beleben die Unterhaltung über die Fehler anderer auf eine höchst genialische Weise. Medisance macht daher auch einen Haupttheil derselben aus. Bekanntlich sind die verständigsten und wizigsten Leute diesem Fehler am meisten unterworfen, und es giebt vielleicht keine interessanteren Mittheilungen,

als welche sich vertraute Freunde von ihren Bemerkungen über andere machen. Geschieht diefs mit Gutmüthigkeit und Diskrezion, wer will es tadeln? Aber ist der Wiz hauptsächlich dabei wirksam, so wird das Gespräch ungerecht, die Neigung dazu ein Laster.

Dies ist, glaube ich, wirklich in Italien der Fall. Die Nazion ist, so wenige ächt wizige Schriftsteller sie besizt, dennoch die wizigste in Europa, und es giebt keine Sprache, die ihr so sehr dabei zu Hülfe kommt, als die italienische. Tausendmal erinnere ich mich unter ihnen an die Athener, deren Muthwillen kein Verdienst und keinen Gott verschonte, wenn sie auch gleich nachher vor beiden wieder zitternd und reuevoll im Staube lagen. In den vielen muthwilligen Novellen der Italiener ist die Geistlichkeit der Stand, welcher am meisten mitgenommen wird. Unzüchtige Sprüchwörter, welche man täglich hört, spotten derselben. — Alles das

geschieht, ohne dafs man es sich darum jemals einfallen liefse, an die Befreiung von dem Joch zu denken, welches ihnen die Geistlichkeit aufgelegt hat.

Es fehlt den Italienern gänzlich an Sinn für Naturschönheiten, wenn gleich die Natur ihre üppigsten Reize um sie ausgegossen hat. Daher ist auch die Gartenkunst bei ihnen noch so weit zurük, ist so wenig für öffentliche Spaziergänge gesorgt, werden die reizenden Villen der Voreltern so wenig genuzt, fehlt es ihnen beinahe an Idyllendichtern und an Geschmak für die Landschaftsmahlerei — Züge, welche sie eben so gut mit den Griechen gemein haben, als die oben angeführten. Diese Mängel schränken die Unterhaltung mehr auf Genüsse des Wizes und der Laune ein, und dieses ist um so nöthiger, da es ihnen eben so sehr an Sinn für häusliche Freuden fehlt. Theaterwerke, in welchen häusliche Szenen geschildert werden,

gefallen wenig; nur Federici's Dramen und einige Uebersezungen ausländischer Schriftsteller fangen an,. ertragen zu werden, und wenn man den Beifall, den sie hie und da erhalten, nicht der Neuheit der Sache zuschreiben mufs, so darf man von demselben auf eine günstige Veränderung des Geistes der Nazion schliessen. —

Bei dieser Vorliebe für wizige Unterhaltung und komische Darstellung, ist daher der Lustigmacher das beliebteste Glied der Gesellschaft. Vom Leben gieng der Buffo ins Theater über; aber er ist auch reichlich beladen davon wieder zurükgekehrt. Selten finden Sie einen italienischen Zirkel, in welchem nicht ein solcher munterer Geselle, der alles sagt, und sich alles sagen läfst, die Hauptrolle spielt, die Weiber sind, um mich einer französischen Wendung zu bedienen, toll mit einem solchen Menschen, und es hat mir immer sehr an den Italienerinnen

mifsfallen, dafs sie ihre Neigung so leicht an dergleichen Karaktere verschenken, welche sie doch wahrlich nicht achten können.

Die höchste Verfeinerung der gesellschaftlichen Freude in Italien ist das Improvisiren.

Ich achte diese Fertigkeit in poetischer Rüksicht nicht im geringsten; aber ich habe die Italiener dennoch oft um dasselbe beneidet. Hat die Unterhaltung bei einem Mittagessen, oder sonst in einem muntern Zirkel einen ungewöhnlichen Flug genommen, und es erhebt sich dann einer aus der Gesellschaft, und singt das Lob der Damen des Kreises, das Glük der Freundschaft und der Liebe — wahrlich, wenn er nur ein erträgliches Organ hat, und ohne Anstofs fortsingt, so ist es ein Genufs, wie die gesellschaftlichen Freuden in Norden keinen darbieten.

Minder gefällt mir die Unterhaltung geistvoller Zirkel durch andere poetische Spielereien, wie die Rime obbligate u. dergl.

sind. Die bisarrsten Zusammenstellungen, welche der gebundene Reim zufällig hervorbringt, machen freilich lachen, jedoch nur für den Augenblik. Aber dergleichen Künsteleien sind der Tod der wahren Poesie, und ich habe manches schöne Talent gekannt, welches in der, eben nicht schwer zu erwerbenden Fertigkeit, Alles was man wollte, in gewisse Schlufsreimen zu zwingen, den höchsten Preis des poetischen Geistes sah.

In den Gesellschaften der mittleren Stände, unter welchen überhaupt noch am meisten Sittenreinheit und unschuldiger Frohsinn herrscht, unterhält man sich häufig mit gesellschaftlichen Spielen. Geküfst wird dabei freilich nicht; aber die meisten derselben sind die nehmlichen, die man in Deutschland nur mit veränderten Namen und andern Modifikationen hat. Beim Pfänderlösen u. s. w. hat man freilich auch gewisse abgedroschene Aufgaben, wie bei uns; aber oft mufste ich

über die schnelle Besonnenheit und den Erfindungsgeist erstaunen, womit die jüngsten Mädchen manchmal eine neue erfanden.

Ich will mit einer Bemerkung schliessen, von der ich wünschte, dafs sie falsch sein möchte. Ich glaube nehmlich bemerkt zu haben, dafs sich der natürliche Frohsinn der Nazion nach und nach zu verlieren anfängt. Sie werden sagen, das ist auch in Deutschland der Fall. Leider, ja, aber es läfst sich begreifen, wie es so kommen mufste.

Rom, den 13. *November* 1803.

Gestern, lieber Freund, bin ich wieder über Siena hier angekommen. Meine Reise wurde diesmal durch ein kleines Abentheuer merkwürdig. Ich mufste wegen der ausgetretenen Flüsse einige Tage am Fufse des Berges von Radicofani liegen bleiben.

Wir hatten des Morgens früh Buonconvento verlassen. Unter heftigem Winde und beständigen Regenschauern reisten wir den ganzen Tag fort. Die Gegend, welche ich im lachendsten Sommer gerade vor der Erndte gesehen hatte, zog diesmal weder durch eine gefällige, noch grausenerregende Aussicht an. Jezt war sie ganz kahl, und der Regen trug natürlich nichts bei, sie zu verschönern. — Ueberall stiegen Dünste aus der Erde empor, sammelten sich an den Bergspizen, und entzogen dem Auge die Fernen. Ohnedies ist diese Strafse sehr öde. Nur einzeln stehende

erbärmliche Baurenhäuser sind hier die Zuflucht des Reisenden. Auch aus dem schneidendsten Windsturme rettet er sich nur ungern in solch eine Hütte.

Ausser den Ställen für das Vieh, ist ein grofser Theil des Erdgeschofses zur Hausflur gemacht, in welcher die Familie den Tag zubringt, und wo es auch der Reisende sich gefallen lassen mufs, zu bleiben, wenn er nicht bei Tage sein Schlafgemach sehen, und die Lust für die Ruhe der Nacht verlieren will. Hunde, Kazen, Hühner und die übrigen Hausthiere leben hier friedlich unter den Menschen, und es fällt dem Wirth nicht ein, eine Henne zu verscheuchen, welche sich etwa neben den Gast und sein Mittagsmahl auf den Tisch gesezt hat.

Die Hausflur dient zu gleicher Zeit zur Küche, und ist der Ort, wo alle Handarbeiten verrichtet werden. Sie können ihr Mahl von dem Huhn bis zu dem Eierkuchen ver-

folgen. Aber es ist doch erfreulich zu sehen, dafs es damit nicht so unreinlich zugeht, wie man glauben sollte.

Im Hintergrunde dieses Orts steht ein gewaltig grofser Heerd, welcher ungefähr die Form eines französichen Kamins hat. Um das Feuer herum ist eine niedrige Mauer im Halbkreise gezogen, welche zum Size für die sich Wärmenden dient. Die Hausmutter verläfst hier ihre Stelle nicht leicht, weil sie auf die kochenden Töpfe zu achten hat. Ist ein Kranker im Hause, so ist diefs der Plaz, wo er alle Zeit zubringt, in welcher er nicht ins Bette gezwungen ist. Der Kreis ist so grofs, dafs auch eine etwas zahlreiche Familie Raum bei dem gewaltigen Feuer findet. Abends, und wenn es draussen stürmt, sizt man hier beisammen. Keine weitere Beleuchtung erhellt das Ganze. Die verschiedenen Figuren in den mannigfaltigsten Stellungen, die Män-

ner meist in ihre Mäntel gehüllt — das Ganze thut eine höchst pittoreske Wirkung.

Hier müssen des Nachts, wenn es draussen brauset, und der Wind heulend durch die zahllosen Rizen der Wände dringt, Gespenster- und Räubergeschichten erzählt werden, um auch dem Vorurtheilsfreien ein Grausen abzuzwingen. Man sage ja nichts über unsere deutschen geheizten Bauerstuben. Hier ist mehr noch. Denken Sie sich dann die ausdruksvollen wilden Gesichter dieser Gebirgsbewohner, alle die Erinnerungen an häufigen, in diesen Gegenden begangenen Mord und Raub, und es läuft Ihnen eiskalt durch die Glieder, wenn Sie des Nachts in einiger Entfernung eine solche Gesellschaft erbliken.

Je höher gegen die Spize der Apenninen, desto unfreundlicher ist das Gebirge. Oft ganz ungebaut, nur mit Aussichten in tiefe Klüfte, oder über dunkle Wälder, oder

nach den fernen Felsen, erscheint das Land dem Reisenden höchst widrig. Sind hie und da Wolken um die Berge gezogen, oder verbietet der regenschwangere Horizont die Aussicht in die wechselreiche Ferne, so hat alles ein melancholisches Ansehen, das sich dem Wanderer mittheilt. Besonders unfreundlich ist die Bergspize, auf welcher Radicofani liegt. Ueberall sehen Sie fantastisch hingeworfenes Gestein, dessen wilde Form den Gedanken begünstigt, dafs hier in alten Zeiten ein fürchterlicher Vulkan gewüthet habe. Die ganze Natur hier ist in ewiger Bewegung; gewöhnlich heftige, plözlich wechselnde Winde, ewige Nebel und unbeständiges Wetter. Im höchsten Sommer sah ich die Dünste mit der Eile des Sturmwinds sich einem Rade gleich um den Berg drehen.

Grofs sind freilich die Aussichten von hier, aber selten nebelfrei. Die höchsten Berge, welche man zurükgelegt, und noch zu bestei-

gen hat, scheinen von dieser Höhe herab nur winzige Hügel. Weite Klüfte schwinden in schmale Schattenstreife, offene Thäler in kleinlichte Vertiefungen zusammen, und man verfolgt den gekrümmtesten Lauf der Flüsse, so weit das Auge reicht. Aber wenn schwere Dünste über diesen Aussichten liegen, so haben sie etwas so drükendes, dafs sie dem Geist gleichsam Gewalt anthun, und das freie Gedankenspiel einschränken.

In dieser Jahreszeit vollends, wo die Farben der Natur ganz abgebleicht sind, jeder magere Quell einen Bach, jeder Bach einen reissenden Bergstrom bildet, unter heftigem Wind und Regenschauer, ist es die unangenehmste Reise über dieses Gebirg. Die Bauernhäuser haben hier ohnedies ein so finsteres kerkernähnliches Aussehen; fehlt nun das mannigfaltige Leben der Arbeitenden, die Bewegung der Hausthiere um dieselben, so wird es einem vor dem Gedanken bange,

eine Stunde in solch einer Hütte zuzubringen. Nirgends läfst sich ein Vogel hören, nirgends auch nur ein Insekt erschauen. Selten begegnet man einem Wanderer, und wenn es geschieht, so eilt er, in seinen Mantel gehüllt, vorüber, und vergifst Grufs und Gegengrufs. Nicht einmal ein Baum, ein Gebüsch erfreut das wechselsuchende Auge.

Am Fufse dieses Berges war ich genöthigt einige Tage zuzubringen. Einige Flüsse, welche aus ihrem Bette getreten waren, hinderten die Fortsezung der Reise. Ich mufste hier bleiben, bis sich das Wasser verlaufen hatte.

Es war die elendeste Schenke, die man sich denken kann, berüchtigt durch den Aufenthalt von Räubern, und einsam in einem engen Thale gelegen, durch welches sich ein reissender Bergstrom wälzte. Die einzige Aussicht aus den Fenstern, wenn ich so einige elende, mit hölzernen Laden verschlossene

Oefnungen nennen mag, gieng auf den gegenüber liegenden, von Giesbächen durchschnittenen Berg. Weiter war auch gar nichts zu sehen.

Hier einige Tage zuzubringen, schien mir schreklich. Und dennoch erfreute ich mich, so lange meine Gefangenschaft dauerte, einer seltenen guten Laune. Wechsel ist es doch, was den unruhigen Geist des Menschen am besten befriedigt, und so gefiel mir auch hier meine Lage, weil sie neu war. Meine Gesellschaft bestand aus einem schwindsüchtigen Neapolitaner, mit welchem ich das Bette theilen mufste, zween Kurieren und einem russischen Offizier, welcher mit meinem Vetturin schlief, und jeden Morgen ganz durchnäfst vom einfallenden Regen aufstand. Unaufhörlich brannte ein gewaltiges Feuer in dem grofsen Kamin, in welchem ich mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf das Sieden des Wassers in meinem Theekessel lauerte.

Nach und nach bildete sich eine kleine Biblio-thek über demselben. Die Beschäftigung mit dem Feuer, einige Lektüre, viel Plauderns und viel Schlafs, theilten sich in meine Zeit. Gerade noch früh genug, um keine zu unangenehme Erinnerung an diesen langweiligen Aufenthalt mit fortzunehmen, würde der Weg wieder frei, und ich reiste den 8. weiter.

Rom, den 28. November 1803.

Noch immer ist das Wort: Panem et Circenses in Rom anwendbar. Wenn man es den Römern am ersten nicht fehlen läſst, kann man durch die leztern alles mit ihnen machen, was man will. Die abscheulichsten Regierungen haben immer durch dieses Mittel das Volk wieder mit sich versöhnt, und glänzende Verbrechen wurden leichter verziehen, als andere, denen das Volk keine ästhetische Seite abgewinnen konnte. Die katholische Religion hat auch daher wohl das Eigene erhalten, daſs sie bei den vielen Entbehrungen, auf welche sie ihre Kränze sezt, doch das Beschwerliche derselben durch eine Menge von Festlichkeiten und Genüssen vergütet. Sie hat um ihr ganzes Gebäude einen bunten Schleier geworfen, welcher der Phantasie einen eben so freien Spielraum gestattet, als er den der Vernunft einschränkt.

Man kann nicht leicht von Rom sprechen, ohne dafs sich diese oder ähnliche Betrachtungen von selbst aufdrängen. Sie sind mit dem, was ich Ihnen über die öffentlichen Vergnügungen der Römer sagen werde, in ziemlich nahem Zusammenhang. Der Karneval, welcher an der Spize derselben steht, scheint zwar in keiner Berührung mit jenen Ideen zu stehen; aber die Art, wie ihn die vierzigtägige Fastenzeit wieder gut zu machen sucht, beweist es doch, wie wenig er ausser dem Kreise liegt, in welchem sich die hierarchische Menschenbehandlung dreht. Er ist die erste aller römischen Vergnügungen geworden, und die einzige wirklich in ihrer Art.

Nach dem, was schon häufig darüber gesagt worden ist, darf ich ihn der Vollständigkeit wegen hier nur nennen. Die Jahrszeit, in welche er fällt, führt mich gleich auf die Theatervergnügungen, denen die Römer

mit aller Leidenschaft ergeben sind. Im Winter sind alle Theater der Stadt geöfnet, alle beinahe mit Menschen angefüllt. Opern, ernsthafte und komische, Komödie, Marionetten-Mimenspiel u. s. w. beleben sie fast jeden Abend, und auf einigen treibt der Polecenella sein allgemein gefälliges munteres Spiel. Jeder Seiltänzer, welcher sich sehen läſst, findet um diese Zeit ein zahlreiches Publikum in einem der Theater, und ich habe sogar einen ganzen Karneval hindurch das groſse Schauspielhaus von Aliberti gedrängt voll gesehen, um sich an den Künsten eines Rudels Hunde zu ergözen, welche Festungen erstürmten, und tausend linke Spässe machten, an welchen die Quiriten groſse Freude hatten. Die Leidenschaft für's Theater bestellt um diese Zeit die Tische oft so kümmerlich, daſs es kaum begreiflich ist, wie sie bei leerem Magen so vergnügt sein können, und es gehören recht eigentlich die

vielen Zerknirschungen der Fastenzeit dazu, um ihnen die Tage erträglich zu machen, deren Abend man nicht im Theater geniessen kann. Dafür giebt aber die Religion während dieser Zeit ihre glänzendsten Schauspiele, und die heilige Woche ist reich an Ergözlichkeiten für Auge und Ohr.

In diese Zeit ungefähr fällt der römische Frühling. Er wird nur selten in kurzen Villeggiaturen genossen. Die müssige Welt strömt noch immer den Theatern zu, welche sich nach Ostern wieder öfnen. Zwar sind es von jezt an höchstens zwei, auf denen gespielt wird; selten nur sind die Opern, für die sich der öffentliche Geschmak doch entscheidend erklärt hat, vorzüglich. Aber man sammelt sich doch gerne in den engen traulichen Logen zusammen, wo man sehen und gesehen werden kann. Die Abende sind durch Konversazionen und Privatbälle beinahe niemals ausgefüllt, und das Schauspielhaus der

einzige Ort, wo man darauf rechnen kann, Welt zu sehen.

Die eintretende heissere Jahrszeit fängt an die Theater zu entvölkern. Die Hize verschliefst die meisten den Tag über in ihre Wohnungen. Man läfst es sich daher nicht gerne gefallen, auch die kühlere Abendzeit innerhalb vier Wänden zu verlieren. Man hat auf andere Vergnügungen gesonnen, die Lüke auszufüllen, und geniefst den Abend gerne im Wagen auf dem Korso, wo man sich, troz des Staubes überredet hat, dafs man frische Luft geniesse. Langsam bewegen sich da die Wagen neben einander weg; man ist gepuzt, um sich zu zeigen; man lorgnirt die Andern, um sie zu bekriteln; man begrüfst sich, man winkt einander, man liebäugelt, macht sich Zeichen — kurz, man treibt es wie im Theater, nur dafs man das Vergnügen abgesonderter und immer in vertrauterer Gesellschaft geniefst. Nach Ein-

bruch der Nacht halten die Wagen vor den Kaffeehäusern, man nimmt Erfrischungen, hauptsächlich Eis, und begiebt sich von da entweder in die Theater, oder die wenigen um diese Zeit offenen Gesellschaften, oder macht Besuche, um späterhin, entweder zu Fufs, oder zu Wagen, wieder in den Korso zurükzufahren.

Dies ist der gewöhnliche Genufs der Sonntagabende im Sommer. Auch die schöne Welt vom zweiten und dritten Range besteigt zuweilen einen Miethwagen, und stellt sich selbst zufrieden auf einige Stunden unter die Götter majorum gentium. Diese hingegen machen sich die Freude so oft sie wollen, das heifst, so oft sie sich langweilen — und das geschieht sehr oft.

Mehrere Abende in der Woche aber sind in dieser Jahrszeit durch andere Unterhaltungen ausgefüllt. Augustus Grabmal ist es, worauf sich die Römer Schauspiele ganz eige-

ner Art geben lassen. Ehe ich sie Ihnen beschreibe, möchte ich Sie vorerst mit dem Lokal bekannt machen.

Der gröſste und vielleicht merkwürdigste Plaz des alten Roms war das Marsfeld. Es zog sich von dem Ufer der Tiber, in der Nähe der heutigen Porta del Popolo, bis an den Fuſs des kapitolinischen Berges, und schloſs sich also von hier an den Brennpunkt der römischen Weltherrschaft an. Ganz eben, und gröſstentheils mit grünen Rasen überwachsen, war es der würdige Uebungsplaz für die römische Jugend. Hier befanden sich die Triumphbogen des Domitian, Gordian und Lucius Verus, welche die Via Lata zierten. Eine Menge von Säulengängen zogen sich längs derselben hin, Schatten und Obdach den Müden und den Müssigen gebend, und schöne Genüsse den Freunden der bildenden Kunst. Hier war die Villa Publica, wo die Gesandten der Verträge- und Frieden-

suchenden Nazionen beherbergt wurden. Nahe dabei stand das Amphitheater des Statilius Taurus, die Säulen des Antonin und Mark-Aurel, das Pantheon, die Termen des Agrippa, das Theater des Pompejus, worin 80,000 Menschen Plaz hatten, die Kurie mit ihren Hallen, wo Cäsar als das lezte Opfer des freien Römersinns fiel, der Cirkus des Flaminius, wo die Meisterwerke des Skopas standen, der Portikus der Oktavia, welcher, auf 270 Säulen ruhend, die vorzüglichsten Arbeiten von Phidias, Praxiteles und Polyklet enthielt; auf diesem Felde wechselten die schönsten Paläste und Tempel mit reizenden Gebüschen. Obelisken und Statuen zierten seine Ebenen, und prächtige Grabmale der berühmtesten Männer heiligten sie für den Römer. Unter diesen war auch das Mausoleum, welches von runder Form in die Höhe gebaut, mehrere Stokwerke enthielt, um welche immer ein Säulengang lief, der mit

Kolossalstatuen besezt war, und auf dessen Spize eine Bildsäule des Augusts gestanden haben soll. Vor dem Eingang waren zween Obelisken gestellt, und rund herum Cipressen gepflanzt.

Dieses Prachtgebäude ist der Ungerechtigkeit der Zeit nicht entgangen. Es stürzte grofsentheils zusammen, und wurde vielleicht, wie es so vielen Meisterwerken altrömischer Architektur ergieng, zum Gebrauch für neuere Bäue abgetragen. Lange befand sich innerhalb der Zirkelmauer ein Garten, welcher aber späterhin zerstört wurde, als man das Gebäude zur Belustigung der heutigen Römer einzurichten anfieng. Es heifst nun das Amphitheater Vivaldi, und die Mauren, die es umgeben, sind wieder zwekmäfsig erhöht worden. Die Arena umschliessen die Ställe für die hier kämpfenden Thiere; über denselben ziehen sich die Size vom niedrigsten Range terrassenförmig in die Höhe, und oben

schliefst eine Reihe von etlichen fünfzig Logen, über denen noch eine Gallerie sich befindet, die Mauren des Gebäudes. Hier werden des Sommers jede Woche mehreremal Stiergefechte gehalten, an welchen die Römer, nach der sich einfindenden Menge zu urtheilen, grofses Vergnügen haben. Selten wird das Spiel blutig, denn es besteht meist nur darin, dafs die Thiere, Kühe, Stiere und Büffel von einer eigenen Art Gladiatoren gereizt werden, sie zu verfolgen, und dafs diese dann auf eine besondere Weise ausweichen, oder wenn ihnen die Geschiklichkeit und der Muth fehlen, auf das Geländer hinauf springen. Ein kleiner rothseidener Mantel, und ein spiziger Stab sind die Angrifswaffen der Kämpfer. Mit dem leztern reizen sie das Thier, wenn es, wie häufig der Fall ist, keine Kunde von ihnen nehmen will; das erstere halten sie ihm vor, um es zu ärgern, werfen es ihm über die Augen;

und befestigen in der Eile wohl schnell eine papierne Rose auf seine Stirne. Manchmal geschieht es, dafs einer nicht mehr ausweichen kann; dann ergreift er das Thier bei den Hörnern, und läfst sich so schleppen, bis seine Kameraden herbei gekommen sind, und es fest gehalten haben. Mitten in dem Raum hängt ein männlicher rothgekleideter Popanz, an welchem das Thier manchmal seine Wuth ausläfst; ein ausgestopftes Weibsbild steht eben so, und schnellt, wenn sich das Thier nähert, in die Erde hinab. Oft werden Hunde an dasselbe gehezt, und es sind jedesmal Preise für die Besizer derjenigen ausgesezt, welche stark genug waren, den Stier an den Ohren fest zu halten. Am gröfsten ist der Zulauf zu diesen Spielen, wenn ein toro bandito angekündigt ist. So nennen sie einem, durch verschmähte Liebe und gekränkten Stolz wüthend gemachten Stier. Ein solches Thier verläfst in diesem

Fall gleich seine Heerde, und stürmt rasend im Felde und in der Stadt herum, alles niederstossend, was ihm in den Weg kommt. Belohnungen sind für diejenigen ausgesezt, welche es wieder einfangen, und viele besizen für diesen Fall eine eigene bewundernswürdige Fertigkeit, ihnen auf eine Entfernung von 10 — 15 Schritte eine Schlinge um den Kopf zu werfen. Einer Belohnung werth ist aber auch der, welcher das gefährliche Thier bezähmt. Gewöhnlich richtet es viel Unheils an, und wem es in einer Strafse, wo er sich in kein Haus flüchten, oder sich nicht mehr zurükziehen kann, begegnet, ist gewöhnlich verlohren.

Unbegreiflich ist es, wie die Polizei diesen Unfug so wenig beachtet. Beinahe jede Woche mehreremale kommen in der Stadt Ochsen aus, welche halb wüthend durch die Strafsen stürzen, und häufiges Unglük anrichten. Die Römer finden daran grofsen Spafs, und diesen

sehr wohlfeil, da es ja doch hie und da nur einen Menschen kostet. Statt dem Thier auszuweichen, gehen ihm die Müssigen entgegen, und statt es zu bändigen, reizen es die Kühnen noch mehr an. Das Vorurtheil, daſs das Fleisch eines solchen Thiers, wenn es erst vorher recht gejagt worden ist, besser schmeke, hat dieses so gefährliche Spiel bis jezt erhalten.

Uebrigens ist es nicht nur der Hauptstadt eigen; in den Provinzen wird es nur noch ausschliessender und leidenschaftlicher getrieben. Ich hatte Gelegenheit, diese Bemerkung auf einer Reise zu machen, welche ich auf die römischen Gebirge anstellte. In Subiaco, einem ziemlich ansehnlichen Städtchen, liessen wir uns einige Tage nieder. Die Einwohner, um uns keine zu schlechte Vorstellung von ihnen mitnehmen zu lassen, jagten einige Ochsen durch die Straſsen, und hezten endlich auf dem Plaze Hunde an sie.

Die Ochsenliebhaber — so nennen sie die, welche leidenschaftlich für dieses Spiel eingenommen sind — hatten sich in ihre Festkleider geworfen, und zeigten ihren Muth durch kühne Nekereien, wodurch sie das Thier noch mehr reizten. Zuerst erschienen sie vor unserm Wirthshause, und nachdem sie uns hinlänglich unterhalten zu haben glaubten, wurde der Spafs in den übrigen Strafsen fortgesezt. Diese sind aber so enge, und hie und da so steil, dafs es jedesmal beinahe unbegreiflich ist, wenn kein Unglük geschieht. Und doch mufs sich jede Kuh und jeder Ochse, bevor sie geschlachtet werden, auf diese Weise erst seinen Tod verdienen.

Nach dieser Ausschweifung führe ich Sie zu einem minder gefährlichen, wenn gleich lärmenderm Schauspiel auf Augusts Grabe zurük. Es sind die Feuerwerke, welche mehrere Abende der Woche zur Sommerszeit

daselbst gegeben werden, und selbst da, wo man an die Girandola von der Engelsburg gewöhnt ist, noch oft gefallen. Er ist manchmal mit Polecenellen bevölkert, und der Unternehmer weifs sich hierin immer dem Geschmak seines Publikums anzupassen. Dabei ist das ganze Amphitheater schön beleuchtet, gewöhnlich mit Menschen ganz angefüllt, und giebt so eine wirklich ganz eigene seltene Ansicht.

So füllen die Thiergefechte und Feuerwerke einige Sommerabende jeder Woche aus. Zween andre unterhält man sich auf eine sonderbare Weise auf dem Pläze Navona. Bekanntlich ist dies einer der gröfsten Pläze Roms. Von ziemlich regelmässiger Parallelogrammform ist er nicht überall mit schönen Palästen eingefafst; aber es zieren ihn wasserreiche Fontänen mit Obelisken. Er ist in der Mitte etwas tiefer, und begünstigt so die Ueberschwemmung, welche das Fest des Abends

ausmacht. Durch die geöfneten Schleusen wird er ganz unter Wasser gesezt, und die Freude besteht darin, in demselben herumzufahren. Rings um den Plaz stehen die Tische der Früchteverkäufer, welche, Abends mit Lichtern überdekt, dem Plaze wirklich eine sehr fröhliche Ansicht verleihen. Die Fahrenden erfrischen sich mit den Früchten, das Wasser verbreitet eine angenehme Kühlung, und der Plaz wird von dem vielen Unrath, der sich von den Tischen der Verkäufer gesammelt hat, gereinigt. Die Römer sind so grosse Freunde dieses Schauspiels, dass sogar die Kärrner mit ihren Karren sich in die Reihen der glänzendsten Equipagen mischen, und sich zum wenigsten eben so gut unterhalten, als ihre Fürsten.

Unter diesen Vergnügungen kommt die Herbstzeit heran, welche zum Genusse des Landlebens einladet. Die ganze schöne Welt flüchtet sich hinaus, und Frascati wird um

diese Zeit ihr Versammlungsort. Die ersten Familien der Stadt besizen da ihre Villen; öffentliche Tanzbelustigungen ziehen auch die, welche auf entferntern Lusthäusern leben, herbei, und es herrscht bei diesen Gelegenheiten ein weit freierer Ton, als in der Stadt. Viele freilich kommen auch nur, um ihre Spielparthien an einem andern Ort fortzusezen; aber die mannigfaltigen Freuden gewähren doch den Jüngern in der Gesellschaft manche Genüsse, welche für mich wenigstens das schönste waren, was Rom in seinen gesellschaftlichen Freuden darbietet.

Rom, den 20. *Mai* 1805.

Es ist bekannt genug, mein Freund, wie schlecht der Religionsunterricht in Italien beschaffen ist. Sein ganzes Wesen besteht beinahe in nichts anderem, als in einer Art von Abrichtung, (wenn ich diesen Ausdruk brauchen darf) um die öffentlichen Andachts-übungen mitmachen zu können. In Rom, sagte man mir immer, ist es besser als in Toskana und in Neapel; man hat daselbst durch häufige Katechisazionen dem Mangel an eigentlicher Religionsbildung abzuhelfen gesucht. Ich war sehr begierig, einmal einer solchen Uebung beizuwohnen, und traf es glücklich genug, als ich in das Pantheon ging, um ein dort ausgestelltes Gemälde zu betrachten.

Ich kam Nachmittags dahin, die Kinder waren schon versammelt, und die beiden Geschlechter abgesondert von einander gesezt,

die Mädchen sogar mit Vorhängen umgeben, um nicht zu sehen, und nicht gesehen zu werden. Der Kurato, (Pfarrer des Kirchspiels) und ein junger Abbate wechselten bei beiden ab. Die Mädchen durfte ich nicht sehen. Ich stellte mich zu den Jungen, und hörte aufmerksam zu.

Der Abbate hatte einen langen Haselstok in der Hand, um, wenn Ueberredung nichts half, desto gewisser durch ihn zu wirken. Dies war auch sehr nöthig. Die Buben betrugen sich so ungezogen, so naseweis, daſs ich mich nur über die Langmuth des unbärtigen Priesters wunderte, wenn er nicht öfters zuschlug. Die Gegenstände der Belehrung waren aber auch freilich von der Art, daſs man den armen Jungen unmöglich mehr Aufmerksamkeit zumuthen konnte. In dem Blik des Lehrers lag überdies so viel Muthwillen und Leichtsinn, daſs auch von dieser Seite wenig Aufmunterung war, die

Sache ernstlicher zu nehmen als er. Der Unterricht bestand in nichts als Dogmatik. Von Sittenlehre oder Anwendung dogmatischer Säze auf das Leben keine Sylbe. Wie viel der Sakramente seien, die einfältigen, scholastischen Eintheilungen derselben, die Dreieinigkeit und die unbeflekte Empfängnis der heiligen Jungfrau, dies waren die Gegenstände, über welche diese Jungen von sechs bis zwölf Jahren aufgeklärt werden sollten.

Am längsten hielt sich der lüsterne Abbate bei der Jungfrauschaft der Maria auf. Der Gegenstand schien ihm zu gefallen, er behandelte ihn eigentlich *con amore*, das heifst bei elenden Menschen, recht schlecht. Einer der Jungen konnte die *Virginità* der heiligen Jungfrau nicht begreifen. *Una donna, che ha fatto un bimbo, non può esser vergine*, (eine Frau die ein Kind gebohren hat, kann keine Jungfrau mehr seyn) war sein unaufhörlicher Einwurf.

Das Gelächter der Umstehenden, welches auch zuweilen den ernsthaftesten Lehrer anstekte, machte dem Buben noch mehr Muth, seinen Einwurf öfters zu wiederholen. Der Abbate konnte diesen Zweifel im Anfang nicht anders lösen, als daſs er sagte, es seye ein Mistero, (Geheimniſs) und das Wesen eines Mistero bestehe darin, daſs man es nicht begreifen könne. Aber das Unglük war, daſs der naseweiſse Junge nicht begreifen wollte, wie man ihn etwas zu glauben nöthigen könne, das er nicht begreife. Schon war der Lehrer im Begriff, zu der bündigsten Demonstrazion, zum Haselstok, seine Zuflucht zu nehmen, als er plözlich mit den Worten: ecco ora velo spiegherò! (seht, jezt will ich's euch erklären!) aufsprang. Mit mehr Selbstgefälligkeit hatte gewiſs jener griechische Philosoph sein: ich habs gefunden, nicht ausgerufen, als der Abbate nun anfing: «Wenn ich dir einen

Spiegel vorhalte, so ist dein Bild in demselben, nicht wahr?" — Ja. — „Nun bist du aber darum in dem Spiegel?" — Nein. — „Oder wird der Spiegel durch dein Bild verunreinigt?" — Nein. — „Gerade so ergings, als der heilige Geist, der darum auch ausdrüklich die Gestalt einer Taube, als des Zeichens der Unschuld, annahm, die heilige Jungfrau überschattete." „Ecco, ora è spiegato!" — (seht jezt ist's erklärt!) rief er nun, indem er selbstgefällig lächelte, und mit dem Kopf nikte, siete ora contenti? (seid ihr jezt zufrieden?) — Der Junge war's noch nicht; allein er erhielt auf seine weitern Einwürfe keine Antwort, als das ora è spiegato, und, als er nicht zufrieden seyn wollte, brachte ihn der Haselstok zum Stillschweigen.

Dabei erschien es klar, wie wenig ernstlich Jedermann die Sache nahm. Das Ganze war eine Komödie für die Jugend, den Leh-

rer und die Zuhörer. Ungezogene Mienen und zweideutige Worte von Seiten der erstern; pedantische Späfse und lüsterne Blike des Lehrers auf die anwesenden Weiber bei Erörterung der schlüpfrigen Legende, und Lachen und Einsprechen der Zuhörer in die Ohren der Kinder. Am Ende wurden lange lateinische Psalmen gesungen, wobei die Armen auf den Knieen liegen, und die Hände falten mufsten. Sie wollten nicht ruhig bleiben. Noch lange ehe die Uebung zu Ende war, riefen die Jungens: compassione, fine! (Barmherzigkeit, ach endigen Sie einmal!)

Dies war eine der so gerühmten römischen Kathechisazionen. Späterhin hörte ich noch andere, in welchen es um kein Haar besser herging. Wird es Ihnen nicht begreiflich, warum so wenig Religion in Rom ist? Warum in dem Siz des katholischen Glaubens am frechsten gesündigt wird?

Nirgends ist es auffallender, als in Rom, wie sehr man blos die Aussenseite der Religion beobachtet. Wer ganz unbekannt mit europäischen Sitten und Meinungen in diese Stadt käme, und betrachtete die meisten kirchlichen Feierlichkeiten, der würde nie den Gedanken empfangen können, daſs das der Religion wegen geschähe. Jede Prozession z. B. deren man beinahe jede Woche einige sehen kann, wird durch Spiele unterbrochen. Tambours und türkische Musik wechseln ihre Märsche und Tänze mit dem Kirchengesang, und man wirft die in der Prozession Gehenden mit Blumen, und wird wieder von ihnen geworfen. Neben den Lichterträgern gehen Arme her, die ein Papier unterhalten, um das abträufelnde Wachs aufzufangen. Gestern sah ich es, wie sich gleich nach geendigter Funktion in der Peterskirche eine Menge Strassenjungen auf den Boden derselben warfen, um das Wachs

abzuschaben, welches von den vielen Lichtern herabgeflossen war. Nirgends sehen Sie so leicht einen Funken von Andacht, und jeder betrachtet dergleichen Feierlichkeiten als das Schauspiel des Tags. Jedes Glied derselben puzt sich auf eine phantastische Weise heraus, und wer schöne Haare hat, unterläfst gewifs nicht sie bei solcher Gelegenheit fliegen zu lassen. Der Tambour, welcher vor der Prozession hergeht, erinnert einen an den Geist der Religion, deren Reich von dieser Welt ist, und welcher durch Politik und Gewalt gehandhabt wird. Zwar gebieten die Soldaten, welche sie begleiten, dafs man die Hüte abziehen soll; aber dieses und das Niederknien oder Bücken, wenn die Monstranz vorüber kommt, ist auch das einzige Zeichen von Ehrfurcht, welches Sie bemerken können. Oft hat es mir Gedanken gemacht, wie es möglich sei, dafs sich dieses Sistem, bei so weniger Aufmerksamkeit auf

Verhütung des Aergernisses, doch so lange gehalten habe. Freilich beantwortet die Geschichte alle ähnlichen Fragen; aber es thut mir auf der andern Seite auch manchmal wehe, wenn ich sehe, wie wenig man, bei einem so grossen Reichthum von Mitteln, dennoch wirkte. Wenn es wahr ist, daſs es für den Groſstheil der Menschen keine Religion geben kann, welche nicht auch auf die Sinne wirkt, so schmerzt es hier um so mehr, den groſsen Vorrath von schönen und erhabenen Sinnenwirkungen durch nachlässige Ausübung, durch leichtsinniges Beibehalten des Lächerlichen entstellt zu sehen. Was vermag ein katholischer Geistlicher nicht aus seinem Publikum zu machen! Stellen Sie ihn auf die Kanzel, geben Sie ihm nur mittelmäſsige Beredsamkeit, aber Menschenkenntniſs, und er zieht sein Publikum hinter sich her, und führt es, wohin er will. Jedem Saze der Sittenlehre stehen in den reichhal-

tigen Legenden eine Menge der schönsten Beispiele zu Gebot. Durch natürliche Erzählung, was dieser gelitten, jener gearbeitet, dieser errungen hat, mufs es ihm jeden Augenblick gelingen, die vielleicht erschlaffte Aufmerksamkeit der Zuhörer wieder zu ermuntern. Und hat er ihre Geister auf den Punkt erhoben, wo auch die Sinne für den höhern Flug desselben wirksam sind, da weifst er sie auf das Bild des Gekreuzigten, auf die unschuldige Gestalt der göttlichen Mutter, auf die himmlische Begeisterung des Propheten, auf die Qualen der Verdammten, deren Bilder alle ihn umgeben. O man braucht seinen Vortheil nur wenig zu verstehen, um aus den Menschen zu machen, was man will!

Ich habe in Italien mehrere Prediger gehört, welche das wirklich verstanden. Uns Nordländern wäre ihre Akzion freilich übertrieben vorgekommen; aber den Italienern

wär es nicht so. In schwärmerische Dämmerung hüllen sie die Kirche durch Verschliessung der Vorhänge. Angenehme Gerüche waren durch's Räuchern und durch Ausstreuen von Lorbeer- und andern duftenden Blättern auf dem Boden verbreitet. Mit einem leisen Gebet fiengen sie an, ergriffen mit Ruhe und im Tone der blossen Belehrung ihren Gegenstand, schritten allmählich weiter in Steigerung des Ausdruks, bis sie am Ende alle Leidenschaften zu Hülfe erhalten hatten, und oft, unter lautem Schluchzen, die Zuhörer zu ihrem ewigen Heil beschworen.

Die Wirkung welche ich sie auf diese Weise hervorbringen sah, dauerte aber nicht lange. Gewöhnlich wird nur zur Fastenzeit gepredigt; aber dann alle Tage. Ein Geistlicher hat sich so für Vierzig Predigten zu versehen, von denen er jeden Tag eine andere von sich geben mufs. Ist er ein gros-

ser Redner, so hat er die Kirche immer voll, und wirkt viel Gutes. Sind aber die Fasten vorbei, so erlischt nach und nach der Eindruk, und es ist nicht viel besser, als ob er nie da gewesen wäre.

Was mich bei Anhörung Italienischer Prediger freute, war zu bemerken, wie wenig die Rede von den Kezern war. Einen freilich hörte ich in Florenz behaupten, die Protestanten seien immer agitati di cuore, (ängstlichbewegten Gemüths). Finster, schwermüthig und unruhig, und diefs sei schon die Ahnung der ewigen Verdammnifs, welcher keiner von ihnen entgehen könnte. Ich safs dem armen Redner gerade mit dem muntersten Herzen gegen über, und ein Italiener von meiner Bekanntschaft sagte mir bei diesen Worten mit Lachen: „da müssen Sie doch wohl eine Ausnahme machen, wenn Sie sich anders nicht unglaublich verstellen können."

Sonst habe ich selten ähnliche Dinge gehört. Nur vor mehreren Jahren, als man bald gegen die Jakobiner, bald gegen die Royalisten predigte, geschah es manchmal, dafs der fanatische Marchetti in Toskana und in Rom, wenn er alles Otterngezüchte exorcisierte, ausrief: fuori Giacobini, fuori Calvinisti, fuori Luterani! (hinaus ihr Jakobiner! u. s. w.)

Rom, den 20. Juni 1805.

Unter den vielen Fremden, welche jedes Jahr Italien besuchen, sind die Engländer die willkommensten Gäste. Sie geniessen da die altenglische Gastfreiheit, welche ihr bekanntes Sprüchwort rühmt: ich lobe mir die Freiheit von Alt-England, da kann man für sein Geld haben, was man will, und haben sie sich sonst reichlich zu nuze gemacht. Sie verschwendeten die ungeheuersten Summen auf die unsinnigste Weise, und überhoben die Italiener selbst der Mühe, sie zu betrügen, weil sie eine solche Gleichgültigkeit gegen das Geld zeigten, dafs mancher sich noch der Zeit erinnern will, wo sich kein Engländer so leicht, was er auch kaufte, auf einen Piaster oder Zechin herausgeben liefs. Das ist nun freilich vorbei. Seit einiger Zeit fangen nun auch die weniger bemittelten Stände in

England an zu reisen, und diese knausern so gut als andre Nazionen, und, wie viele versichern, mehr als die Deutschen, welche man sonst im Pukte der Freigebigkeit den Engländern allein nachgesezt hat. Ihre Knauserei wird aber beschwerlicher als die der andern Nazionen, weil das barsche Wesen der Britten überhaupt nur dann von den Italienern ertragen wird, wenn sie ihren offenbaren Vortheil dabei sehen. Indefs hat sich die alte Idee doch noch nicht verlohren, und wenn man einen Fremden recht viel Geld verschwenden, und recht tolle Streiche machen sieht, so schwört jeder Italiener darauf, dafs er ein Engländer sei.

Man thut den Britten sehr häufig die Ehre an, ihn auf das Theater zu bringen, und als Deus ex machina auftreten zu lassen, welcher am Ende den Knoten auflöfst oder zerhaut. Beneiden wir ihn nicht um diese Ehre, wenn wir gleich noch schlimmer weg

kommen. Solch ein Engländer ist gewöhnlich ein dicker, rothbäkiger Kerl mit fliegenden Haaren, der in Nankinghosen und weiten, sehr kurzen Kleidern stekt. In seinen Bewegungen ist er ässerst langsam, bükt beim Kompliment nur den Kopf, und macht tausend Verstöfse gegen die gute Lebensart. Er spricht sehr wenig und nur abgebrochen, ist häufig lebenssatt, und spielt immer mit Pistolen, ungeachtet man ihn durch eine Drohung von Messerstichen in's Bokshorn jagen kann. Als Liebhaber ist er äusserst plump und gemein, läfst sich aber bedeuten, wenn er findet dafs die Geliebte, wie das gewöhnlich der Fall ist, schon für einen andern entschieden hat. Mang es alsdann Banknoten kosten, so viel es will, er bringt das liebende Paar auch gegen den Willen der Eltern zusammen; denn edelmüthig ist er im höchsten Grad, und weil sie keine andern als Reiche aufs Theater bringen,

verschwenderisch bis zur Ausschweifung. Die Die Entwikelung geschieht in solchen Stüken immer durch brittisches Geld, und der Engländer, welcher im Anfang unaufhörlich zum Besten gehalten wurde, begnügt sich nun mit Dankbarkeit und Verwunderung. Er findet, dafs das Bewufstsein, Glückliche gemacht zu haben, selbst glüklich mache, und der Vorhang fällt, ohne dafs er sich eine Kugel durch den Kopf geschossen hat.

Daran mufs aber das Publikum doch seinen Spafs haben, wenn gleich nie Ernst gemacht wird. Boxen und Erschiessen sind die Brennpunkte des Komischen in dergleichen Stücken. Die 100,000 Pfund Sterling, wovon dann immer die Rede ist, machen auch einen guten Effekt auf die Zuschauer, und sezen es ungefähr in dieselbe Begeisterung, welche den Hungrigen beim Geruch eines Bratens ergreift, zu dem er nicht eingeladen wird. Jedesmal, wenn eine solche

Summe genannt wird, tönt ein tief heraufgezogenes, ach! aus dem Parterre, welches nichts anders heifst, als: stiesse ich doch auch einmal auf einen solchen Engländer.

Lord Bristol, welcher vor einigen Jahren in Rom gestorben ist, wäre ein Original in Londen gewesen, aber in Rom mufste er nur desto mehr auffallen. Die höchste Corruption des Weltmanns, mit dessen spizfündigen Begriffen von Ehre, sein unerträglicher Nazionalstolz und seine Derbheit im Betragen, zogen ihm den Abscheu aller derer zu, welche nicht von ihm lebten. Nach englischer Weise sammelte er Kunstsachen um jeden Preis, war aber eben so berühmt durch seine Unkenntnifs und Geschmaklosigkeit, als durch die Freigebigkeit mit der er bezahlte, — wenn er Geld hatte. Er häufte einen Wust von Gutem und Schlechtem zusammen, als ob der blosse Zufall und kein vernünftiger Gedanke die Wahl geleitet

hätte. In der langen Beschäftigung mit dergleichen Gegenständen, hatte er sich eigene Grundsäze gebildet, deren Abgeschmaktheit sein Eigendünkel nicht einsah, und gegen die er keinen Widerspruch ertrug. Oft schien es als ob er des ganzen Kunstwesens spottete. Er verscheuchte aber diesen Gedanken bald wieder durch die Ernsthaftigkeit und die Verschwendung womit er sein Wesen trieb. So galt ihm z. B. eine Kopie so viel als ein Originalgemälde, und er schäzte die erstere sogar höher, indem, wie er sich sehr wizig auszudrüken vermeinte, doch Jedermann die Tochter der Mutter vorzöge. Seine Bestellungen trafen jeden, der ihm gerade in seiner Laune in den Weg lief, und beglükten häufiger die schlechten Künstler, als die guten. Die Guten, sagte er dann, wenn man ihm das vorwarf, finden von selbst Bestellungen. Diese Wichte aber haben's nöthig, um nicht Hungers zu sterben. Freilich mufs-

ten diese Beglükten sich jede Demüthigung von ihm gefallen lassen, und sich zur Ausführung der bizarrsten Ideen hergeben, welche seine tolle Laune gebohren hatte. Aber manchem sehr mittelmäfsigen Künstler verrükte er durch seine Aufgaben und seinen Beifall noch mehr den Kopf, dafs er ein Meisterstük geliefert zu haben glaubte, wenn er nur für ein Meisterstük bezahlt worden war.

So häufig Ausschweifungen der Leidenschaften in Italien sind, so gerne man sie verzeiht, so selten sind ähnliche Verirrungen des Verstandes und der Grundsäze. Dergleichen Bizarrerien bleiben daher lange im Gedächtnifs des Volks, und der Name Bristol wird sobald nicht aufhören, ein abentheuerliches Gemische von Derbheit, Grofsmuth und Eigendünkel zu bezeichnen.

Ohne damit eine Aehnlichkeit der Karaktere bezeichnen zu wollen, wenn ich von

Lord Bristol auf den König Gustav III von Schweden überge, führe ich ihn nur darum an, weil sich sein Andenken sehr lange in Italien erhalten hat. Ein protestantischer König, und ein König von so vieler Popularität und Bonhomie war eine zu auffallende Erscheinung, als daſs sie so leicht hätte vergessen werden können. Noch jezt erzählen die Italiener daher gerne von dem Conte di Haga, unter welchen Namen er reiste, und sprachen mit Lachen von seiner Knauserei, wie sie ihnen vorkam. Sie machten die Spottverse auf ihn:

Il Conte di Haga
Tutto vede, poco intende,
Nissuno paga.

Lassen aber dem ungeachtet seinem Verstand, und besonders seiner Wiſsbegierde alle Gerechtigkeit wiederfahren. Indeſs ist doch eine, beinahe oft kindische, Lüsternheit nach den Schäzen des Süden nicht unbe-

merkt geblieben, und der herrschende Begriff von der Armseligkeit eines nordischen Königreichs dadurch bestätigt worden. Er reifste ohne allen äussern Glanz, sonderte sich oft von seinem Gefolge ab, und hieng sich dem nächsten Besten in den Arm, welchen er traf. So machte er, ohne dafs er erkannt wurde, mit einem jungen Schweden zu Livorno Bekanntschaft, und schlenderte mit diesem auf allen Kaffeehäusern und Strafsen umher. Die Landsmannschaft machte die Beiden sehr munter, und der Schwede erfuhr spät genug, nachdem er viel mit seinem Landsmann über die überflüssige Reise seines Königs gespottet, dafs es sein König selbst sei, dem er sich ergossen hatte.

In unserm Zeitalter ist der blosse Ruf der Ehrlichkeit kein beneideter Vorzug. Die Deutschen haben ihn in Italien, aber mit den Zusäzen, welche ihn sehr verkümmern. Der Grofstheil der Nazion thut uns die Ehre

an, uns für gute Bursche zu halten, denen man trauen darf, sobald es nur auf Redlichkeit ankömmt, und nicht auf Kopf. Auf ihrem Theater machen wir eine erbärmliche Figur. Entweder ist der Deutsche ein besoffener Soldat, der sehr grofssprecherisch ist, wenig Muth besizt, die Sprache radbrecht, und immer tar Taif! (der Teufel!) flucht, oder er ist ein plumper, ungeschikter Bedienter, und, wenn's hoch kommt, ein Baron auf dem Lande, der hübsch bürgerlich zusammen bringt, was sich liebt. Nur in den verschiedenen Theaterstüken, welche die Italiener über die Geschichte Friedrichs des Grossen haben, spielen wir eine ehrenvollere Rolle. Aber die meisten Italiener wissen nicht, dafs die Preussen Deutsche sind, und so kommt uns auch nicht einmal die Grösse des grossen Königs zu statten.

Was den Ruf der Trinksucht betrift, in welchem die Deutschen stehen, so wird er

wirklich durch die vielen Glieder unserer Nazion gerechtfertigt, welche, entweder als Bekerknechte, oder als Soldaten in Italien leben. Der geringe Preis und die Güte des Weins verführt unsere Landsleute zum unmässigen Gebrauch desselben, und die wenigsten erreichen auch darum ein hohes Alter. Die vielen Deutschen, welche in Neapolitanischen Diensten stehen, sterben meist an der Lungensucht, indem sie sich beinahe von nichts anderm als von Wein nähren. Ein auffallendes Beispiel von Trunkenheit erregt in Italien Aufmerksamkeit, und der grosse Haufen, welcher immer nach dem Einzelnen schliefst, findet natürlich keinen Grund, seine alten Ideen über unsere Nazion zu ändern, wenn gleich die Gebildetern nicht so ungerecht sind, ein ganzes Volk nach dem Auswurf desselben zu beurtheilen. Sind doch auch wir unbillig genug gegen die Italiener, und sind doch die herrschenden

Begriffe, welche unter uns über sie im Umlauf sind, auch nur aus ungetreuen Berichten, nach Romanen, und nach den armen Teufeln gebildet, die sich aus Italien zu uns verlieren, und denen man wenigstens nachsagen mufs, dafs es ihnen nicht an Industrie fehlt, wenn sie gleich in der Wahl des Zweigs derselben nicht sehr ekel sind. —

Rom, den 8. Juli 1805.

Ich habe mich verschiedene male so lange in Rom aufgehalten, daſs ich Ihrer Forderung nicht mehr ausweichen kann, Ihnen etwas von den heutigen Römern zu erzählen. Die meisten Reisebeschreiber haben über den Ruinen, Gemälden und Statuen, und über den alten Quiriten die neuen so ganz vergessen, daſs es immer noch der Mühe werth ist, ein Karakterbild der leztern zu entwerfen. Ich mache mich zur Vollständigkeit desselben nicht anheischig, werde Sie aber doch auf manche Züge um so zuversichtlicher aufmerksam machen, da sich das, was ich Ihnen bemerke, durch die Eigenthümlichkeit der Verhältnisse des Volks weit schärfer bezeichnet hat, als in andern Städten Italiens. Ein, blos von Priestern beherrschter, ziemlich ansehnlicher Staat; eine grosse Hauptstadt, welche den Mittelpunkt einer

Religion ausmacht, die die Menschen zu Brüdern, folglich an Sinn und Geist ähnlich zu machen den Zwek hat, und ihn vielleicht höchstens in ihrem nächsten Kreise erreichte; die Jahrhunderte lang ununterbrochen sich gleich bleibende Tendenz der Regierung; der laute Nachklang der Vergangenheit, wie er nirgends gehört wird, die Einwirkung des Bodens und Himmels — sehen Sie hier gedrängt, die Umstände vereinigt, welche aus den Römern das gemacht haben, was sie heutzutage sind — ein Volk voll Freiheitsinns, und sklavisch gehorsam in Politik und Religion; von starkem Karakter, und in niedriges Verderben versunken; voll Geists, und diesen nur auf Künste der Sinne verwendend; mit den Erinnerungen seiner alten Grösse die verächtlichste Gleichgültigkeit gegen die Forderungen höherer Bildung verbindend, voll geistlicher und Religionsverrichtungen, und doch in völligem Unglauben lebend;

mit dem gränzenlosesten Unglauben eine aus-
schweifende Devotion vereinigend; voll ho-
hen Adels, und doch ohne Adelstolz. — Dies
sind kurz die Züge im Karakter der heuti-
gen Römer.

Wenn ich Ihnen diese näher entwickeln
soll, so mufs ich Sie zuerst auf dasjenige
aufmerksam machen, was die Religion in
Rom ist; gerade aus demselben Grund, warum
ich, wenn ich etwas über den Karakter der
Engländer sagen sollte, bei ihrem Handel
anfangen müfste. Religion und Handel sind
der Keim, aus welchem sich der Geist beider
Nazionen und beider Staaten entwickelt hat.
Religion ist die Stüze, auf welchen das son-
derbare Gebäude der römischen Regierung
schon Jahrtausende durch ruht, und auf
welcher es sich auch länger erhalten dürfte,
als jede andere Staatsform. „Das Reich Gottes
hat sich auf diesen Flek Erde herabgesenkt,"
sagte mir einst ein römischer Mönch, „und

dáſs es im Himmel gegründet ist, beweise seine unveränderliche Dauer, welche alle Staaten Europa's neben sich niederstürzen, und in oft wechselnden Formen sich wieder erheben gesehen hat." Es hat sich durch die anscheinenden Widersprüche der Unveränderlichkeit seiner Zweke, so wie seiner Akkommodazion zu dem immer sich ändernden Geist der Zeit erhalten. Um seine Tendenz zu bewahren, schuf es sich zu seinen Beherrschern gleichsam eine neue Menschenklasse, die nur in derselben bestehen konnte, weil sie, selbst durch die Entbehrung der ersten Naturbedürfnisse, eine gewisse unnatürliche Erhöhung über die übrigen Menschen erkünstelt hatte, in welcher sie den Beruf und die Neigung zur Weltherrschaft finden musste. Es war in derselben längst Grundsaz geworden, daſs, wer nicht zur Kaste gehöre, auch leicht derselben aufgeopfert werden könne; indem es ausser ihr

blosse Werkzeuge, keine Selbstzweke mehr gebe.

Ich will Sie nicht näher in den Geist dieses Systems hineinführen. Es steht ja seit Jahrtausenden da, und, obgleich längst durchschaut, noch immer fest gegründet. Aber was ist es um die Grundsäze, welche man öffentlich bekannte, und selbst zu befolgen das Ansehen haben wollte, damit Andre sich desto williger ihnen unterordnen möchten? Wo man das tägliche Beispiel vor Augen hat, wie man sich durch religiöse Verdienste in den ersten Rang der Menschen, in die Klasse der Ueberirdischen selbst hinauf schwingen kann, solte es doch lokend genug seyn, nach der herrlichsten aller Kronen zu streben? Aber eben darum, weil man sie so nahe sieht, ist ihr Reiz verloren, und hat Rom der Welt die wenigsten ächten Heiligen gegeben. Ferne von der Hauptstadt der Religion, in dem unschuldigen Wahne,

dafs der fromme Traum des gläubigen Herzens dort in seiner vollendetsten Wirklichkeit dastehe, rangen die einfältigen Dulder, die redlichen Arbeiter im Garten Gottes um den sauern Lorbeer, den ihr Verdienst erst nicht einmal allein zu bezahlen vermochte. In der Stadt, wo das Thor zum Himmel sich befindet, bekümmerte man sich wenig um den Eingang in dasselbe; denn täglich hatte man ja Veranlassung es dem Virgilschen Traumthor zu vergleichen, woraus die trüglichen Schlummerbilder heraus dünsten.

Die Zeit, wo man anders in der übrigen Welt dachte, ist vorüber. Weggehoben ist der blendende Schleier, überflüssig die wenige Vorstellung geworden, welcher man sonst noch benöthigt schien. Die Priester in Rom haben ihres Lebens kein Hehl mehr; laut sprechen sie's in Wort und That aus, dafs auch sie Sünder sind. Niemand ist in der Stadt welchen der fromme Betrug noch

täuschen könnte; der sich durch ein heuchelndes Auge betrügen liesse. So täglich hat man Gelegenheit die Trennung des Menschen vom Amte zu beobachten, und in dem segnenden Priester den sündigen Menschen zu erkennen. Zu laut freilich darf die Sprache des gesunden Menschenverstandes nicht werden; sie hat es mit einem Stande zu thun, welcher der herrschende ist, und findet in ihrer Unterwürfigkeit eine, eben nicht sehr beneidenswerthe, Bequemlichkeit, allein Neigungen zu folgen, so lange man die der andern nicht angreift. Armuth und Müssiggang haben die Weltlichen so tief erniedrigt, dafs sie gleichsam nur Geleitsterne der Himmelskörper ausmachen können, von denen sie Licht, Wärme und Leben empfangen. Ein grösserer oder kleinerer Kreis ist um jeden Geistlichen in Rom gebildet, der nur von seinen Bliken, seiner Freigebigkeit lebt, und ihm keine Forderung versagen darf,

welche die muthwilligste Lüsternheit nur immer machen kann. Da die Geistlichkeit im äussern Leben gewissen Bedürfnissen zu entsagen scheinen mufs, so erholt sie sich in der Stille dafür, und bringt das Gefühl der Pflichtlosigkeit durch den verstohlenen Genufs der verbotenen Frucht um so reichlicher ein. Wo es Alle so treiben, braucht sich keiner vor dem andern Gewalt anzuthun. Alle zusammen fühlen ja die Unmöglichkeit, durch Beispiel zu lehren, und können sich immerhin auf Leo X. selbst berufen, welcher, durch seine Behauptung, die Hierarchie sei so lange sicher, als man nur die Lehre, nicht das Beispiel derselben angreife, jede Ausschweifung zu sanktioniren schien.

Was hilft es, Ihnen alles zu sagen was jeder weifs? Gehen Sie nur mit mir in eine der Kirchen Roms, wenn gerade die höchste Feier der Religion der Sinnlichkeit einen

kurzen Stillstand gebieten sollte. Was sehen Sie aber im St. Peter, wenn der Pabst selbst die Messe liefst? Mit Menschen angefüllt ist der ungeheure Dom; doch Niemand achtet des betenden Oberpriesters. Wer sich hinzudrängt, thut es, den ganzen höhern Klerus zu mustern. In langen Reihen sizen die Bepurpurten hinunter. Hinter ihnen, etwas in der Höhe zum Theil, haben die ersten Damen der Stadt mit ihren Begleitern die Pläze. Aber warum sizen diese Leute denn alle hier beisammen? Sehen Sie irgend im ganzen Kreis ein Zeichen wahrer Andacht, und fällt es Ihnen nicht auf, wie Pius VI. mit seinem Beine koquettirt? Das heilige Kollegium selbst thut sich keinen Zwang an, und sieht ungescheut zu den Schönen empor, welche so oft schon im Konklave entschieden. Sie entblöden sich selbst nicht einmal, ein Gespräch mit ihnen anzufangen, und, während das Höchste ausgesprochen wird,

sie durch einen zweideutigen Scherz lachen zu machen. Mit ernsterm Gesicht müssen des alten Roms Auguren ihr Spiel getrieben haben, sonst wäre die bekannte Anmerkung Cicero's doch nur ein fader Spafs gewesen.

Alles diefs gilt von der ganzen, in dem Dom versammelten Menge. Man glaubt in grossen Gesellschaftssälen zu seyn, und vergleicht die Scenen am Hochaltar mit dem Theater, von dem man sich in jene Säle flüchtet, wenn es der Neugierde keinen Raum mehr giebt. Man bewegt sich um einander herum, bekomplimentirt sich, fragt nach der Familie, nach Stadt- und Weltneuigkeiten; Gruppen bilden sich zur Unterhaltung, welche oft ziemlich laut wird. Andre stellen sich an die Kunstwerke, sie zu betrachten, zu loben und zu tadeln. Andre sind müde vom lange Herumgehen, und suchen sich Size auf, wo sie entweder schlafen, oder die Unterhaltung fortsezen. Die

frömmern Haufen sammeln sich um den bronzenen Petrus, der, heute in Galla gekleidet, im völligen Schmuk der päbstlichen Würde prangt. An seinem lehrend empor gehobenen Finger flammt ein reicher Brillantring. Weit feuriger wird heute sein Fufs geküfst; und man vergifst sein rufsiges Bronzgesicht über den prächtigen Mantel, welcher ihn bedekt. Begierig wird er betastet, da Petrus weit populärer ist, als sein Nachfolger, dem man sich so ungescheut nich nähern darf, und häufig entstehen zu seinen Füfsen Wortstreite über den Stoff aus welchem seine Kleidung besteht.

Weiter unten im Schiff des Gebäudes steht ein Detaschement päbstlicher Soldaten unter dem Gewehre, und vollendet die Täuschung, dafs man nicht in einer Kirche ist. Man fühlt auch nicht das geringste von dem, was sich einem doch in einem so herrlichen Gotteshause aufdringen sollte. So viele kom-

men, gehen, sizen, knien, und Alle zeigen sich in so mannigfachen Situazionen, die sich nicht mit den Empfindungen der Andacht vertragen, daſs wenig Frivolität dazu gehört, um es hier wie die Meisten zu treiben. Alle sind heute in festlichem Gewande; je schöner eine ist, desto freier auch gekleidet, und die Blicke die sie umher schiessen verrathen nur zu deutlich welchem Gott geopfert werden soll. Die Wenigsten wissen, was am Altare vorgeht, und das Niederknien bei den verschiedenen Funktionen verbreitet sich nur wie ein Gerücht in der Kirche fort. Der Kezer, welcher nicht knien mag, genieſst die schöne Ansicht auf eine niedergesunkene Menschenmenge, welche dem Herzen wohl thut. Aber auch kniend wird die Unterhaltung noch fortgesezt, und oft ist dies gerade der Zeitpunkt, ein Gespräch anzufangen, eine Verabredung zu treffen, wozu die Präliminarien bis jezt nur

durch ein Augenspiel geschlossen worden waren.

Dieses Gemälde, welches ich Ihnen aus einer grössern Darstellung der Art aushebe, die ich vorigen Sommer von den festlichen Tagen des 27. und 28. Juni entworfen habe, pafst auf alle gottesdienstliche Verrichtungen in Rom. Die Art, wie die Römer die Religion ansehen, ist bei allen ähnlichen Gelegenheiten einleuchtend, dafs es unbegreiflich scheinen darf, wie die Erzählungen der Pilgrimme, welche in frühern Jahrhunderten oft zu Hunderttausenden nach einer Stadt wallten, die damals der Schauplaz aller Verbrechen war, nicht früher zum Sturz des alten Gebäudes gewirkt haben. Alle Religionsfeste in Rom werden als blosse Schauspiele angesehn, denen man aus mancherlei Gründen den auffallendsten Glanz zu geben gesucht hat. Ihre Bedeutung ist verloren gegangen, das blosse Spiel der Sinne nur

übrig geblieben. Auf sie macht der Eigennuz seine Rechnung, wie bei jedem andern Schauspiel, und wenn der Pabst den Segen vom Balkon der Peterskirche herab giebt, die ganze Volksmenge auf dem Plaze derselben versammelt der gewichtigen Worte harret, so haben sich hie und da Wein - Liqueur - und Kuchenverkäufer unter der Menge angesiedelt, welche sich es herrlich wohl schmecken läſst, und oft sehr laut wird, bis der Pabst heraus kommt. Die Transteverianer allein zeichnen sich durch grössere Andacht, oder vielmehr durch handfestern Glauben etwas aus, wenn auch sie bei solchen Gelegenheiten gleich nicht die ruhigsten sind. Man dürfte vielleicht sagen, sie haben einen gewissen Nazionalstolz, der ihren übrigen Mitbürgern fehlt. Ihre Festlichkeiten sind mit mehr Verschwendung, obgleich mit weniger Geschmak, angeordnet; sie lassen sich kein Geld verdriessen, wenn

es darauf ankommt, einem Heiligen zu Ehren ein Feuerwerk oder eine Beleuchtung zu geben. Bei ihnen sind z. B. die Presepi um Weihnachten am häufigsten und schönsten, und sie haben ihre Freude daran, wenn man sich zu Schaaren bei ihnen einfindet, sie zu sehen.

Bei den übrigen Römern, darf man behaupten, herrscht völliger Unglaube. Aber er gleicht dem Unglauben desjenigen, welcher aus blossem Leichtsinn, nicht durch Nachdenken, gleichgültig geworden ist. Stellt sich ein allgemeines Unglük ein: geschieht ein Wunder, wie man dergleichen in den lezten Jahren mehrere geschehen sah, so stürzen auch sie nieder in den Koth, beten an, kreuzigen sich, schlagen sich an die Brust, heulen und schreien. Aber der Eindruk haftet nicht. So wie ihnen der Gegenstand aus dem Auge gerükt ist, lachen und spotten sie wieder über das, was sie so eben

als das Höchste verehrt haben. Pius VII. zeigt bei den Verrichtungen seines Amts ausserordentlich viele Andacht, und eine fromme Hingebung, die ihm in seiner Regierung recht gut zu statten kommen mag. Das macht grossen Eindruk: o come è santò! rufen sie von Herzen aus. Aber kehren sie ihm wieder den Rüken, so nennen sie ihn doch einen c — e.

Jeglicher sündigt frech darauf los; aber im Beichtstuhl liegt er zerknirscht vor seinem Geistlichen, und schwebt in der fürchterlichsten Gewissensangst, bis er die Absolution erhalten hat. Ist sie ihm geworden, so scherzt er selbst wieder über seine Schwachheit, und sucht sich mit denen, welchen ihre Beichtiger eine öffentliche Busse auferlegt haben, einen Spafs zu machen. Personen vom ersten Range müssen in diesem Falle oft in der Maske einer Brüderschaft betteln gehn. Der Römer, welcher

sich vortrefflich auf die Mumereien versteht, erkennt den Büssenden sogleich, und läfst seinen Muthwillen dadurch aus, dafs er ihm eine Menge Brods aufpakt, welches ihn beinahe zu Boden drükt.

Sie müssen mit mir eine Nazion verachten, die bei aller Anlage zu der höchsten Entwikelung menschlicher Kräfte, ein so verachtungswürdiges Schwanken zwischen zwei erbärmlichen Extremen äussert. Aber eine nähere Erkenntnifs Roms macht es unbegreiflich, warum sie nicht noch elender ist. Die Erziehung im allgemeinen ist die schlechteste die sich denken läfst. Wer nicht zu einem wissenschaftlichen Stande bestimmt ist, lernt kaum etwas anders, als was er für seine Rolle in der gesellschaftlichen Unterhaltung verstehen mufs. Dies ist Musik, deren Kenntnifs nicht leicht einem Römer fehlt, wefs Standes er auch immer sei. Die meisten singen, oder klüm-

pern auf der Guitarre, und der niedrigste Handwerksmann pflegt seine Zeit zwischen dem Gewerbe und dem Instrumente zu theilen. In den Schulen lernen sie gewöhnlich nichts anders, als die geistlichen Gebete und Gesänge abzuplärren, welche sie nothwendig verstehen müssen, um einen Plaz in einer Brüderschaft zu erhalten. Ausser dem Schulunterricht wird dann öfters in den Kirchen katechisirt; allein dogmatische Distinktionen und Spizfindigkeiten sind es, welche man im Kopfe der Kinder festzusezen sucht, nicht eine brauchbare Sittenlehre in ihrem Herzen. Der geistliche Stand thut sich über diefs in alle seinem Thun und Lassen so wenigen Zwang an, dafs er, wie schon oben bemerkt, durch gutes Beispiel gar nicht einmal wirken kann. Ja er vergiftet das was er lehrt durch seine Auffübrung so sehr, dafs er nie das Zutrauen gewinnt, welches das erste Erfordernifs des geistlichen Füh-

rers ist, wenn er es sich nicht durch Intriguen zu erwerben weiſs. Ich will nichts von der höhern Geistlichkeit sagen; die grossen Schaaren von Abbaten, welche in der Regierung angestellt sind, und die Trabanten der vornehmen Priester ausmachen, sollen auch nicht in Anschlag kommen; aber die Pfarrer der Kirchspiele und die Mönche dürften sich doch Fesseln anlegen müssen, um das Geheimniſs ihres Lebens nicht zu unvorsichtig zu verrathen. Wenn es irgend noch achtungswerthe Männer unter den Geistlichen in grösserer Anzahl in Rom giebt, so sind sie freilich unter den erstern, den sogenannten Curati zu finden; aber ihre Zahl ist sehr klein. Die Mönche hingegen, besonders die Rauchern, Bärenhäutigen unter ihnen, sind, dem grössern Theil nach, die verworfenste Klasse von Menschen, ohne Religion und voll Aberglaubens; ohne Tugend und voll Stolzes; unwissend und be-

reit zu jedem schnöden Dienste. Die Almosen, die sie fodern, öffnen ihnen den Zugang in jedes Haus, und damit die Gelegenheit zur Verführung für sich und andere. Manche unter ihnen machen die Kuppler, und man will versichern, dafs man von diesen am besten bedient werde.

Ferne sei es von mir zu behaupten, dafs diese Schilderung der römischen Geistlichkeit ohne Ausnahme sei. Ich kenne ja selbst manchen wakern Mann in diesem Stande zu Rom, welcher sich ehrenvoll unter seinen Mitbrüdern auszeichnet. Aber im Allgemeinen ist es zuverlässig, dafs sich die bessern unter ihnen gewöhnlich nur den Wissenschaften ergeben, und ihr Verdienst selten darin suchen mögen, unmittelbar durch Lehre und Beispiel auf das Volk zu wirken. Dieses Bestreben führte ja höchstens nur zur Canonisation; Auszeichnung in Wissenschaften aber leitet zu den ersten Ehrenstellen der

Kirche. Für den höher strebenden Geist müssen die leztern heutzutage natürlich grössere Reize haben, als die unfruchtbare Strahlenkrone der erstern.

Wenn schon der Jugendunterricht die zarte Pflanze des Gemüths so sehr vernachläſsigt, und der Gärtner, welcher des Baumes warten soll, so saumselig ist, darf man sich wundern, wenn die Frucht so erbärmlich ausfällt? Dies ist aber noch nicht alles. Der Müssiggang nährt alle jene verdorbenen Keime zum Unkraut auf, daſs es um sich greift, und das Gute noch erstikt, welches vorhanden ist. Der ganze Gewerbsfleiſs der Stadt schränkt sich auf einige Luxusartikel ein, welche hauptsächlich in den untergeordneten Erzeugnissen der schönen Künste, wie Mosaik- Gipsarbeiten und dergl. bestehen. Die, so sich damit abgeben, nennen sich Künstler, und erlauben sich jenen, wahrlich nicht unthätigen, Müssiggang des

Genies, wenn sie die leeren Stunden gleich nur mit platten Scherzen, hirnlosen Planen und Liederlichkeiten ausfüllen können, und nie den Gedanken an die Geburt eines wahren Kunstwerks in dem schwächlichen Geiste geahnt haben. Manche glauben sich durch angestammte Renten und Besoldungen zur Unthätigkeit berechtigt; den meisten aber giebt ihre Anstellung bei den Vornehmern reiche Zeit zum Nichtsthun, und zum Sinnen auf elende Handlungen. Das Beispiel der vielen Geistlichen, welche ihre Zeit auf die unverantwortlichste Weise vergeuden, wirkt mit, um die Neigung zu den Freuden des Müssiggangs zu erzeugen und zu erhalten. Aber auch in ihrem Nichtsthun erkennt sich doch die Grösse des römischen Karakters, die Lebhaftigkeit des Geistes der Nazion. Man geht spät zu Bette, und steht früh auf; man ifst und trinkt mäfsig und schlecht, und erhält seine Heiterkeit, auch wenn man

in Gefahr ist Hungers zu sterben. Der gemeine Mann legt sich nicht nieder auf die Bank, seine leeren Stunden wegzuschnarchen. Nicht greift er zur Arbeit; aber er nimmt sein Saitenspiel in die Hand, scherzt mit seinen Nachbarn, und hängt den Vorübergehenden eins auf. Der Italiener spricht wenig von Politik, am wenigsten beinahe der Römer, und die Geschichten des Tages sind vielleicht das Einzige, was die Unterhaltung belebt. Da wird geklatscht wie in den kleinsten Landstädtchen unsers Vaterlandes; wird der Nachbar in seinen unbedeutendsten Handlungen beobachtet; wird sein Thun und Lassen mit einer Strenge, aber auch mit einem Wize bekrittelt, der ihnen freilich alles Recht zur Kritik zu geben scheint. Es kommt darum nicht leicht zu ernsthaften Auftritten. Man pflegt der benedetta malizia, wie mir einst eine Römerin sagte, mit Behaglichkeit, weil man weiſs, daſs es andere auch so machen.

Alles dies hat das grosse Sittenverderben erzeugt, welches in Rom herrschend ist. Aber es ist gewachsen seit der lezten Revolution, weil das Elend bei einem gesunkenen Volke immer diese schrekliche Wirkung hervor bringt. Ganz allgemein ist es unter allen Ständen, und der Menschenfreund hat in dieser Stadt nicht einmal den Trost, doch wenigstens Eine Klasse von dem Verderben rein zu wissen. Von den Geistlichen habe ich Ihnen schon gesprochen. Nehmen Sie daher den höhern Adel. Es ist unangenehm in das Nähere einzugehn; aber werfen Sie mit mir einen Blik auf das schwächere Geschlecht, welches immer, treu wie ein Spiegel, die Fehler des Stärkern zurük wirft. Der Karakter der Messaline ist unter den römischen Damen noch nicht ausgestorben; Unersättlichkeit ein Hauptzug ihrer Wollust. Ausser dem Gatten hat beinahe Jegliche noch einen Liebhaber, und man dürfte froh seyn,

wenn ihr Einer gemügte. Aber sie muſs deren immer mehrere haben. Einen, dem sie sich aus Leidenschaft hingiebt; einen andern, mit welchem sie im Publikum prangt; einen Dritten, dem sie aus Verhältnissen, um eine Intrigue durchzusezen, nicht ausweichen kann; einen Vierten, der beim häufigen Wechsel solcher Verbindungen je zuweilen alte Ansprüche geltend macht; mehrere Andere, welche die flüchtige Gelegenheit beim Haarschopf zu greifen gewuſst haben. — Erschreken Sie nicht über diese lange Leiter von Liebhabern. Es sind keine sehr gefährlichen Leute. Sie vertragen sich alle recht gut mit einander; denn das gepreſste Herz macht sich höchstens durch ein feuriges Sonet oder ein beissendes Pasquill Luft. Die meisten unter ihnen sind sogenanntte Pasticcietti, welche man in Paris Elegants und Incroyables heiſst, im alten Rom Faceti *), und im neuen Pa-

*) Quintil. L. II. c. 3.

stetchens genannt hat *). Dies sind allerliebste Bürschchens, für die es keine Neuigkeit und keinen Gedanken giebt, als den Wechsel der Moden und der Liebschaften. In den leztern sind sie nicht so lächerlich, wie in den ersten; denn die römische Sparsamkeit und Armuth kann der hüpfenden Göttin nicht immer schnell genug nacheilen, und macht dem wohlhabendern Fremden Spaſs genug, wenn sie so erbärmlich einher hinkt. In weite, englische Reiterstiefeln sind manchmal ein paar dürre Beinchen getaucht, und die lange Weste umschleicht ein leichtes französisches Fräkchen. An den Füſsen, welche sich höchstens über einen Geigensattel schwingen mögen, flimmern gewaltige Sporen, und die Hand, für die eine Strauſsfeder eine Last seyn möchte, stüzt ein gewaltiger Prügel. Das Geschlecht ist durch eine

*) Dies ist die Bedeutung des italienischen Worts: Pasticcietti.

lange Verdorbenheit gesunken, und häufig hat das Alter die wellke Jugend mit Leichtigkeit ereilt. Aber so ein Männchen ist in allen Theatern und Gesellschaften, an allen Kirchthüren zu finden, schwebt beständig im Korso auf und nieder, schwingt sich gar zuweilen auf einen hohen Fäeton, und glaubt Wunder, wenn er so die Strasse zieht, auf welcher sich ehmals so mancher Triumphwagen in hoher Majestät einher bewegt hat. Selbstzufrieden blikt es über die andern Sterblichen weg, und träumt von seinen Siegen über — liederliche Weiber.

Vormittags wird die Messe besucht. Wohlweifslich hat die Konvenienz diese Zeit für die schöne Welt bestimmt, weil man da das Recht hat, ohne Begleitung auszugehen. An den Thüren der Kirche lauern die süssen Pastetchens weltlichen und geistlichen Standes, bis die Schönen kommen, und sind sie angelangt, so ist ihr Angelegentlichstes, sich

ihnen gegenüber zu stellen, oder neben sie zu knien. Da beginnen dann die Verbindungen, welche um Mittag auf der Spazierfahrt im Korso fortgesezt werden, in den Abendgesellschaften und im Theater zur Vollendung gedeihen. Dies ist ungefähr das Tagwerk einer römischen Dame, so lange sie in der Stadt ist, und das dauert so fort, bis sie auf diesen gewohnten Schaupläzen ihrer Siege endlich die Erfahrung macht, dafs die goldene Zeit vorüber sei. Aber sie erscheint doch immer noch, um sich wenigstens mit den Erinnerungen der vergangenen Zeit gütlich zu thun. Denn jezt bleibt ihr nichts mehr übrig, als sich durch Geld und Erniedrigung Freuden zu erkaufen, welche sie ehmals so freigebig ausgespendet hat. In einer Stadt, wie Rom, fehlt es an Glüksrittern nie, welche gern ein altes Weib für die veränderliche Göttin auf der Kugel nehmen; fehlt es eben so wenigen Hagestolzen

und Monsignoren, die bereits über die Lebenshälfte hinüber sind; und giebt es noch immer handfeste Kutscher und breitschuldrige Kapuziner, derem Geschmak nicht so ekel ist, wie der süssen Pastetchens.

Unter den Weibern der niedrigern Stände geht es eben nicht viel besser her. Freilich fehlen ihnen die Gelegenheiten, sich so öffentlich und so vortheilhaft zu zeigen, wie die Vornehmerm ihres Geschlechts: aber sie suchen das einzubringen, so gut sie das können. Ihre Eroberung ist eben so leicht, wie die der Andern; nur werden Gunstbezeugungen häufiger von ihnen verkauft. Wechsel und Uebermafs im Genufs ist eben so gut ihre Leidenschaft. Sie sind vielleicht noch weniger zurükhaltend als die Ersteren, wenn man den Beweisen von Schaamlosigkeit glauben darf, welche man täglich zu beobachten Gelegenheit hat. Bei offenen Thüren, an der Hausthüre sizend, sich Läuse fangen

zu lassen, in der Gesellschaft nach Flöhen zu jagen, sich der Taschentücher der Männer zu bedienen, sind Freiheiten welche man sich täglich nehmen sieht. Denn die neuern Römerinnen sind in dem lezten Punkte nicht mehr so kizlich wie die Alten, bei denen es für einen grossen Fehler galt, nur überhaupt ein Taschentuch zu gebrauchen.

Bei der grossen Verdorbenheit des zweiten Geschlechts fällt es denn doch sehr auf, dafs man die Männer nicht mit so ängstlicher Sorgfalt um die Weiber bemühen sieht, als in andern Städten Italiens. Glauben Sie nicht, dafs sie sich diese anscheinende Vernachlässigung durch die Leichtigkeit zugezogen haben, mit der sie sich erobern lassen. Der Grund davon besteht, meiner Meinung nach, vielmehr darin, dafs die Liebhaber häufig durch die Verhältnisse ihres Standes zu einer gewissen Zurükhaltung gezwungen sind, welche nach und nach, bei der Mehr-

heit derer die dieselben Fesseln tragen, allgemein werden mufste. In grössern Zirkeln sizen gewöhnlich die Damen beisammen, und die Männer begnügen sich hinter ihren Stühlen mit Augensprache und flüchtigen Worten. Auch ist die Unterhaltung da um nichts freier, als in andern Städten Italiens; sie ist vielmehr eher gezwungener als in diesen. Vertraute Verhältnisse werden mit einem Anschein von Geheimnifs betrieben, welches die Rolle des Cicisbeo niemals allgemein werden liefs; aber dem ungeachtet für ein geübteres Auge leicht zu durchdringen ist. Schliessen Sie indefs daraus gar nicht auf eine höhere Zartheit solcher Verbindungen. Sie werden dem Auge der Welt entzogen, weil Heuchelei immer da herrscht, wo man Frömmigkeit zu suchen berechtigt ist, und die entfesselten Sinne ergiessen sich, wenn die Bande gesunken sind, in desto unbändigerem Laufe.

Nie zeigte sich das römische Sittenver-

derben auf eine auffallendere Weise, als während der Revolution. Sie hat dadurch auch einen so unterscheidend schmuzigen Karakter erhalten, welcher die wenigen redlichen Republikaner empörte. Nur die verworfenste Klasse beinah, darf man sagen, hat sich in derselben hervorgethan, und es ist traurig zu bemerken, dafs dies nicht, wie bei ähnlichen Gelegenheiten in andern grossen Städten, die niedrigste Klasse der Bewohner war, sondern vielmehr ein Theil der mittlern, wo man sonst noch Tugend zu suchen gewohnt ist. Die elendesten Menschen hatten sich für die kurze Zeit zu den ersten Stellen des neugebohrnen Staates empor geschwungen, und es gab damals nicht Wenige in Rom, welche die Gemeinschaft der Weiber zum ersten Geseze der Republik erheben wollten. Die heiligsten Geseze der Natur und der Religion wurden da auf eine empörende Weise entweiht; denn in der

zügellosesten Ausgelassenheit suchte man das Heil und den Lohn der Freiheit. Einer hatte die Frechheit sich auf dem spanischen Plaze, in Gegenwart einer zu diesem Schauspiel versammelten Menge die Taufe abzuwaschen; ein Anderer legte sich mehrere Tage ins Bette, und lies sich für todt ansagen. Nach einiger Zeit stand er wieder auf, und verkündigte, dafs er aus dem Grabe erstanden sei, und nun den Nahmen Tisifonte trage. Kann ich Ihnen etwas abschrekenderes erzählen als eine Familienscene aus dem Hause eines der Häupter des neuen Staats, wo die Frau ihrem Manne vorwarf, dafs er ihre Tochter geschwängert habe, und er ihr antwortete: was hast du mir vorzuwerfen, da ich dich mit deinem Sohne und einem seiner Bekannten zusammen in Bette, in der schändlichsten Umarmung, angetroffen habe?

Wenden Sie das Auge weg von diesen

Zügen der abscheulichsten Verworfenheit, und erholen Sie sich in der Betrachtung so manches andern Vorzugs, den die Römer haben. Wenn man sich oft über ihren satyrischen Geist ärgern möchte, so mufs man doch noch häufiger über die Einfälle Pasquins und der Karnavalsmasken lachen. In jeder Gesellschaft, in die ich Sie führe, finden Sie einen oder mehrere Lustigmacher (Buffoni), die mit einer reichen Gabe von Wiz eine Gefälligkeit verbinden, welche auch das freiste Wort nicht im Argen aufnimmt. Ueberall treffen Sie Leute vom feinsten Sinne für Musik und andre schöne Künste, und Sie erkennen beinahe in jedem Römer das Recht seiner Vaterstadt, ein gültiges Urtheil über Gegenstände der Kunst zu fällen. Nehmen Sie dann noch die Freundlichkeit, mit der Sie, wo Sie auftreten, empfangen werden, und die grosse Gelindigkeit, womit man über Ihr ganzes Thun und Lassen ur-

theilt, und Sie werden St. Evremonds Ausspruch, dafs ein Weltmann — un honnêt homme drükt er sich aus — nur in Paris, London und Rom leben zu können, wenigstens für die leztere Stadt nicht so sehr übertrieben finden. —

Rom, 10. *den Jänner* 1804.

Es wird einem eigentlich schwer, in diesem Lande an den deutschen Winter zu denken. Und doch rufe ich mir die Erinnerungen an das theure Vaterland so gerne zurük, wenn ich ganz mit mir allein da size. Sie wurden in diesen Tagen wieder besonders lebhaft bei mir, da ich so Manches sah, was mich an die schöne Vergangenheit mahnte. Die Weihnachtstage werden auch hier auf eine Weise begangen, welche mit den deutschen Christfreuden Aehnlichkeit hat, und es giebt wohl nichts, was so schön für die Humanität der christlichen Religion zeugte, als der besondre Antheil, welchen sie in diesen Festtagen an dem zarten Alter der Kindheit nimmt. Sie erscheint dem jungen Weltbürger bei seinem ersten Aufblike so freundlich, so liebevoll, daſs der süsse Eindruk, welchen er empfängt, unmöglich

in aller Zukunft verlöschen kann. Sie knüpft ihn durch seine Eltern und Geschwister, die sie als Mittel der Weihnachtsfreuden gebraucht, aufs freundschaftlichste zugleich an sich selbst und an die Lieben an, welche ihm doch immer, so viele Guten er auch in der Welt finden mag, am eigensten angehören. Darum waren mir diese Tage auch da noch, als der Glaube an ein himmlisches Kindlein, welches sich mit den Weihnachtsgeschenken zu den irrdischen Kindlein herab senke, längst bei mir aufgehört hatte, immer die theuersten im ganzen Jahr. Sie erinnerten mich an so manche unschuldige Freude meiner Kindheit, so freundlich an die, welche sie mir gemacht hatten.

Besonders lebhaft wurden mir diese Erinnerungen am zweiten Weihnachtstage. Es war der schönste Frühlingsmorgen, welchen du dir denken magst. Der Winter wischt in diesem Lande die Blüthen der Natur nicht

so grausam hinweg, wie im Norden. Die Felder sind noch grün; mancher Baum hat frische Blätter getrieben, unzählige Pflanzen wachsen munter fort, und du kannst kaum einen Spaziergang machen, von dem du nicht eine Blume zurükbrächtest. Wir hatten eine Wanderung nach dem Grabmal der Cæcilia Metella gemacht. Unter den Trümmern pflückten wir Veilchen, und viel hätten wir darum gegeben, wenn wir unsere Lieben über den Bergen mit einem frischduftenden Strausse hätten erfreuen können. So trösteten wir uns mit dem blossen Wunsche, und mit dem Vergnügen, sie wenigstens mit der Beschreibung unsrer Freude zu erfreuen.

Ein so freundlicher Himmel muſs auch freundlich auf die Gemüther wirken. Er schlieſst den Menschen nicht durch rauhes Schneegestöber in seine Wohnung ein, wo sich, wenn es draussen strürmt, so gerne und so leicht finstre Fantasien erzeugen.

Darum weiſs man auch wenig oder nichts von den Weihnachtspopanzen, durch welche man die armen Kinder in so manchen Gegenden von Deutschland das Harren auf das menschenbeglükende Kindlein bezahlen läſst. So nahe als möglich suchte man sich die Bilder des Hirtenlandes zu rüken, in welchem der Erlöser gebohren wurde, und überredet sich gerne daſs überall Bethlehem sei, wo die Menschen des ewigen Heils bedürfen. Hirten aus der Gegend von Rom, und selbst aus den Bergen von Abbruzzo, kommen mehrere Wochen vor Weihnachten in die Stadt, um dem Santo bambino (dem heiligen Kinde) ihr Loblied zu entrichten. Zu der Schalmei und dem Dudelsak singen sie einen Gesang ab, welcher äusserst einfach und höchst rührend ist. So singend und spielend ziehen sie durch die Strassen, und gehen sie in die Häuser. Der nächste beste Tisch, welcher unter einem Madonnabilde

steht, wird da zum Altare umgeschaffen. Ein Licht, das auf demselben angezündet wird, vollendet die Verwandlung, und mit entblöfstem Haupte horcht man dem Lobgesang. Dies geschieht täglich in jedem Hause, bis das heilbringende Kindlein gebohren ist.

Schon vorher rüsten sich die Kirchen durch den höhern Schmuk, welchen sie anlegen, auf den Empfang desselben; die Säulen und Wände werden mit Tapeten überhängt; silberne Kerzen prangen auf den Altären; feierliche Processionen bereiten zu andächtiger Begehung der heiligen Tage vor. Am Weihnachtsabend sammeln sich Verwandte und Freunde beim Schmause zusammen, und häusliche Zirkel, welche durch Heirathen und andre Verbindungen getrennt worden sind, schliessen sich jezt wieder fröhlich zusammen. Mütten und Väter finden sich mit ihren Kleinen im Hause der Grofseltern ein, und

die Geburtsstunde des Erlösers wird so durch die unschuldigsten Familienfreuden gefeiert. Um die Zeit bis zur Mitternacht hin zuzubringen, unterhält man sich mit den Kindern, denen zu lieb ganz allgemein das Gänsespiel, wie bei den alten Römern während der Saturnalien, um Nüsse gespielt wird.

Nach Mitternacht beginnen die Glocken in ganz Rom zusammen zu läuten. Denke dir die vielen Kirchen der Stadt, und du wirst dir einen Begriff von der sonderbaren Musik machen. Zugleich entsteht auf allen Strafsen die lebhafteste Bewegung. Alles was Beine hat eilt nach den Kirchen. Denn beinahe jede giebt diese Nacht eine Musik zum Besten, welche entweder durch wirkliche Schönheit entzükt, oder durch ihre Sonderbarkeit merkwürdig wird. In einer z. B. wurde sonst immer ein Oratorium gegeben, in welchem man die ganze Bewegung, welche in der todten und lebendigen Natur bei der

Geburt des Erlösers entstanden ist, auszudrücken suchte. Das Schreien der Esel, das Mekern der Ziegen und Schafe, das Gebrülle der Ochsen, das Geschwirr der Vögel, die durch den überirdischen Glanz aus dem Schlafe aufgewekt wurden, alles das hatte man in Tönen darzustellen gesucht.

Am lebhaftesten aber ist die Bewegung nach der Kirche von Santa Maria maggiore, Obgleich auf einer sehr entfernten Seite der Stadt gelegen, versäumt es doch nicht leicht Jemand, dahin zu wallfahrten. Selbst die Landleute aus der Nähe von Rom kommen herein, die heilige Wiege zu sehen, welche nun durch den frommen Glauben einer Spanierin in neuem Glanze wieder hervorgegangen ist. Erst gegen Morgen beginnt die Funkzion, und bis dahin sind die Thüren verschlossen. Man hat die ganze Nacht gewacht, und sich daher vor der Zeit aufgemacht, um nach der Kirche zu kommen.

Viele wohnen auch so entfernt, dafs sie unmöglich die Zeit genau nach dem Wege abmessen können. So geschieht es dann, dafs sich schon eine grosse Menschenmenge eingefunden hat, ehe die Thore eröfnet werden. Man ist in Rom gewohnt, die Gegenstände gerne in Kunstrüksichten zu betrachten, aber diese Nacht begünstigt jene Art zu sehen ganz besonders. Auf den Treppen der Kirche herum lagern sich die Harrenden in den mannigfaltigsten Stellungen, welche der Schlaf oder die Kälte der Nacht gebietet. Zwischen den Schläfern hindurch bewegen sich diejenigen, welche entweder zu Hause schon geschlafen haben, oder durch ein fröhliches Nachtessen von innen erwärt, sich der kalten Nacht erfreuen. Um diese schliefst sich eine Wagenburg von Kutschen, alle mit Schläfern angefüllt. Ist nun die Nacht helle, vielleicht gar Mondschein, so gewinnt dieser Plaz eine so malerische Wirkung, dafs

die Ansicht durch das grosse Gebäude der Kirche selbst, den nahestehenden Obelisk, und durch den Blik auf die, in ernstes Dunkel nach und nach verschwindenden, Hintergründe Roms wie zu einem Fantasiebilde erhöht wird.

Du erinnerst dich m. B. mehrerer meiner Briefe, in welchen ich die Gesichtspunkte festgesezt habe, aus welchen in diesem Lande dergleichen Kirchenfeste angesehen und geprüft werden müssen. Auch diese Nacht, mit ihren frischen Winterlüften, lähmt die Federn der Freude nicht, und in der Ungeduld, bis das Heil erscheint, wird vielleicht mehr gesündigt als es versöhnen mag. Manche sind voll süssen Weins hergekommen *), und vertreiben sich die Zeit damit, dafs sie die

*) Im Hollsteinischen heifst der Weihnachtsabend der Kullbuuksabend, der Vollebauchsabend, und in Rom verdient er bei Manchen denselben Nahmen.

Scenen der vergangenen Nacht ärgerlich genug wiederkäuen, oder gerade diese Stunden des Dunkels und der Mattigkeit dahin benuzen, um Verhältnisse zu geniessen, welche vor wenigen Augenbliken nur durch Augenwinke angefangen worden waren.

Mit noch mehr Verwegenheit werden diese Scenen fortgespielt, wenn sich die Thore der Kirche endlich eröfnet haben. Alles drängt sich in denselben zusammen, und die allgemeine Verwirrung bietet die schönste Gelegenheit dar, auf einige Zeit der Begleitung los zu werden, welche bis jezt beschwerlich gebunden hatte. Die Kirche ist bald von der Menge gänzlich angefüllt, und es wird schwer, wen man verloiren hat, wieder zu finden. Das Gedränge ist so grofs, dafs kaum die vertraulichste Stellung verdächtig ist, da sie hier so häuig durch den Zufall entsteht, und so beides die Entschuldigung für sich und die Versuchung zur Folge hat.

Alle suchen sich dem Hochaltare zu nahen, auf welchem die Wiege steht. Um denselben her schliessen sich die Andächtigen in einem bunten Kreise zusammen, und Betende und Lachende, Stehende und Kniende, Liebäugelnde und Schlaftrunkene sind so sonderbar durcheinander gemischt, daſs, wer von heiligen Symbolen auch noch so tief durchdrungen ist, bei einem Blik auf dieses komische Spiel von Gedanken und Gefühlen sich kaum eines Lächelns über den Eifer enthalten kann, womit die Menschen einander und sich selbst zu betrügen bemüht sind.

Die Weihnachtstage werden besonders durch Schmausereien gefeiert. Ob man gleich dem Italiener in seinem gewöhnlichen Lebensgang Unmäſsigkeit nicht zum Vorwurf machen kann, so ist doch zuverlässig, daſs er bei gewissen Gelegenheiten viel weiter über die Linie hinaus stolpert als andre Na-

zionen. Und dies thut er am häufigsten, wenn ihn die Tage des Müssiggangs und der Ruhe am aller wenigsten dazu berechtigen. Solche festlichen Tage sind es daher hauptsächlich, an welchen die Tafel mit einem Ueberfluſs beladen wird, in welchem sich bereits der künftige Mangel erkennen läſst. Kein Lekerbissen ist dem Römer da zu theuer; keine Schüssel zu groſs; er verschlukt an Einem Essen die Nahrung eines Monats.

So sehr freilich die laute Fröhlichkeit, zu welcher es bei solchen Gelegenheiten kommt, der Ruhe und Stille entgegen ist, womit der erste Weihnachtstag begangen werden soll, so ist dies doch Niemand neu, welcher es weiſs, wie die Menschen überhaupt ihre Götter zu feiern pflegen. Aber einem Fremden, welcher Rom als den Zentralpunkt der katholischen Religion ansieht, fällt es im höchsten Grade auf, wenn er am zweiten Weihnachtsfeiertage alle Buden geöfnet, und in

denselben die Thätigkeit der gewöhnlichen Zeit bemerkt. Weiſs er auch gleich, daſs der römische Kalender beinahe ganz roth gedrukt ist, und der Staat zu Grunde gehen müſste, wenn man alle Heiligen feiern wollte, so kann er sich kaum von dem Erstaunen erholen, einen Tag so entweiht zu sehen, welcher doch in der ganzen Christenheit als ein heiliger Tag begangen wird.

Jeder hat indes die Freiheit dem eigenen Sinne zu folgen, und seinem Schöpfer durch Müssiggang oder Arbeit zu ehren. Im Ganzen aber erlaubt man sich in diesen Tagen doch mehrere Erholungen, zu welchen die verschiedenen geistlichen Schauspiele einladen, welche gegeben werden.

So läuft in diesen Tagen alles nach den Presepi. (Krippen.) Die Unterhaltung dreht sich häufig um sie herum. Wo der schönste Presepio sei? Wodurch er sich vor dem der Andern auszeichne? Wer vergangenes

Jahr den schönsten gehabt habe? Wie die damalige Witterung die sonderbarsten Effekte auf denselben hervorgebracht habe. Dies sind die Punkte, welche in diesen Tagen allgemein abgehandelt werden, und woran besonders auch die Kinder den lebhaftesten Antheil nehmen. Man verabredet sich in Gesellschaft, die Wallfahrt nach diesen heiligen Orten herum zu machen, und ich will mir denken, mein Bester, dafs auch wir sie mit einander antreten. Ich führe dich zu dem Presepio, welcher lezte Weihnachten den Ruhm hatte, der schönste zu seyn.

Wir wandern durch eine Menge enger Strassen gegen die Tieber zu. Endlich kommen wir in ein Gäfschen, über welches mehrere Gerüste in der Höhe einen Schatten verbreiten, der eine Vorbereitung auf das ist, was wir sehen werden. Wir steigen mehrere Treppen bis in den höchsten Theil eines Hauses hinauf, und werden da von

einem freundlichen Manne empfangen. Er hat das Wunder hervorgebracht, und freuet sich nun des Beifalls, welcher ihm hier in allen Zungen zu Theil wird. Wir werden von ihm in ein geräumiges Zimmer geführt, das mit alten Tapeten so gut wie möglich herausgeschmükt ist. Wo die Fenster waren, sind plumpe Erdklumpen aufgethürmt, welche hohl sind, und verschiedene Oefnungen ins Freie haben. Was zuerst den Blik auf sich zieht, sind elende Figuren von Hirten, Schafen und dergleichen, die im Innern dieser Höhle — das soll sie seyn — in den verschiedensten Stellungen sich zeigen. Schon möchten wir uns beinahe darüber ärgern, daſs wir uns einer solchen Kinderei zu lieb herbemüht haben, so werfen wir den Blik hinaus ins Freie, wie er sich durch die Höhle eröfnet. Aber wie groſs ist dann auch unser Erstaunen, eine weite Aussicht in ein fremdes Land vor uns zu sehen, welches

sich mit aller möglichen Wahrheit vor dem Auge hinauszieht, wo Bäche mit grünen Auen, Seen mit dicken Wäldern, Gärten und Ruinen abwechseln — überhaupt eine Schäfernatur sichtbar ist, welche man in Italien nicht findet. Das Ganze verliert sich in blaue Fernen, um die sich der Dunstflor der italienischen Berge malt, und worüber sich der blaue Horizont mit der Sonne wölbt, welche in dieser Nachbildung mit dem Wechsel der Tageszeit die schönsten Effekte hervorbringt. Diese Zauberperspektive ist die sonderbarste Vermischung von Kunst und Natur. Jene Berge sind eine nur wenig bemalte Holztafel; aber in einer Entfernung von etwa zwanzig Fuſs und bei der Wirkung welche die Sonnenstrahlen durch das Medium von Luft auf sie, wie auf die wirklichen Berge, hervorbringen, stellen sie die Natur so getreu dar, als es immer möglich ist. Die grünen Gefilde sind lebendiges Moos,

die Bäume grünende Zweige, jener See ist eine matte Spiegelscheibe, welche die Sonnenstrahlen auffängt, und Felsen und Ruinen sind aus Korkholz geschnizt. In der ganzen, aus unzähligen Bretern zusammengesezten Perspektive herrscht ein ganz eigener orientalischer Karakter, den wohl einst ein frommer Pilgrim treulich auf seiner Wallfarth aufgefafst, und in solchen Bildern darzustellen gewufst hat. Denn schon aus frühern Jahrhunderten schreiben sich diese P r e s e p i her. In einigen Familien hat sich die Kunst sie zu verfertigen fortgepflanzt, und der geschikteste Künstler ist nicht im Stande nachzubilden, was eine rohe Hand aus alter Uebung hier hervorbringt. Kaum kannst du dich losreissen von diesem Kunstwerk, das an Wahrheit und Täuschung alles andre übertrift, was man nur in diesem Fache sehen kann. Du kannst dir daher wohl denken, wie die schaulustigen Quiriten, die al-

gegenwärtigen Fremden, mit so vieler Andacht die Wallfarth zu diesen Presepj verrichten, auf welcher man noch überdies manchem schönen Abenteuer begegnen kann. Denn in Rom pflegt man Alles zu nuzen, was die günstige Stunde beut, und es kann nichts so Merkwürdiges, so Heiliges geben, was den Hang zur Freude nur auf einen Augenblik unterbrechen könnte.

So kommt denn der Neujahrstag heran, der in aller Stille über die alte Stadt hervorbricht, welche schon so manchen Jahreswechsel gesehen hat. Kein Lärmen, wie bei uns, feiert des Jahres erste Stunde. Ruhig läfst man den Tag anbrechen, und seine Feier besteht nur in der freundlichen Sitte, seine Freunde und Bekannten mit einem Blumenstraufse zu bedenken. Vor jedem Fenster ist an diesem Morgen einer aufgestellt; Jedermann hat einen in der Hand, womit er spielt, und die Sitte macht um so grössern

Eindruk, da die Römer sonst gar keine Freunde von Blumen sind.

Wie das aber wohl thut, schon in diesen Tagen, wo der Winter noch schwer bei Euch über der Erde liegt, die Kinder des Frühlings in Fülle zu sehen, kannst du dir vorstellen. Wie gerne folgt man der Landessitte, und schikt auch an seine Freunde einen Blumenstraufs. Wie gerne hätte ich dir einen gesandt, wenn er eben so schnell, wie meine Gedanken, zu dir hätte fliegen können!

Du siehst, wie fröhlich bisher die Weihnachtsfeier gewesen ist, wie sie so gar nichts, als Bilder des Frohsinns und des Glüks darstellt. Allein am Vorabend vor dem Dreikönigstag ändert sich die Ansicht, und die finstern Ueberbleibsel der alten, dunklen Jahrhunderte werden sichtbar. Diese Nacht hängen die Kinder ihre Strümpfe in den Kamin, um den folgenden Morgen etwas darin beschert zu finden. Jedermann kauft etwas,

um Morgens seine Kinder oder seine Freunde damit zu erfreuen. Darum sind alle Buden, besonders die wo Efswaren verkauft werden, so prächtig herausgepuzt, als es die Leute nur immer verstehen. Der römische Kunstverkehr zeigt sich auch hier in einer geschmakvollern Anordnung, als ich sie bei ähnlichen Gelegenheiten in andern Städten Italiens gesehen habe. Jede Wurst, jeder Schinken soll eine bedeutende Gestalt erhalten. Selbst die Butter wird in Gipsformen zu mancherlei niedlichen Bildern gegossen, und den Eingang der Bude bewacht ein grosser Sphynx, der, statt aus Marmor, aus Butter gearbeitet ist.

So wie es dunkler ist, verändert sich die Scene. Den Tisch vor jeder Bude besteigt ein altes Weib, oder ein Junge, denen man das Gesicht schwarz gefärbt hat. In seiner Hand hält der Popanz ein langes Schilfrohr. Sein Amt ist, die abscheulichsten Grimassen

zu schneiden, und es ist glaublich, dafs ein römischer Strassenjunge sich dieses Amts gewifs in gröfsten Ehren entledigt. Vor diese Popanze führt man die Kinder. Durch sie sucht man sie in Schrecken zu sezen; sie zeigt man ihnen, und bemerkt dabei, dafs der Popanz kommen würde, wenn sie wieder ungeschikt wären.

So, mein Bester, schliessen sich die muntern Weihnachtstage gerade so unangenehm, wie sich eine heitere Gesellschaft durch einen unglüklichen Scherz endet. Aber so ist es ja auch bei Euch, und ist es überall nach grosser Freude. Unsre Kinder haben sich ja nach Weihnachten auch alle den Magen verdorben.

Rom, 15. den Februar 1804.

Was heutzutage noch von eigentlichem Cicisbeat übrig ist, findet sich mehr im obern Italien als im untern, ohne dafs dieses darum, in Bezug auf sittliche Verhältnisse, einen Vorzug vor jenem hätte. Auch nur dort finden sich die Ausdrüke für den Ehrenmann, welcher das Supplement der Ehe ausmacht, und der beständige Begleiter der Dame ist, ob ihn gleich dazu nichts anders als die Verdorbenheit der Sitten berechtiget. Der Nahme Cicisbeo ist beinahe ganz aus der Mode gekommen; man bezeichnet ihn artiger mit dem Ausdruk: dienender Ritter, (Cavaliere servente,) und nennt ihn in Genua z. B. il Patito; in Venedig il Mascherotto, und an andern Orten anders. Was er ehmals war, weifs Jedermann; heutzutage hat er sich in der Regel modernisiert, ist unbeständiger und anspruchsvoller geworden.

Wie dieser Karakter entstanden ist, darüber sind die Italiener selbst nicht einig. Schon bei Bandello kommt eine Dame mit ihrem Compagno d'onore vor, welcher, wie aus dem Zusammenhang erhellt, nichts anders als ein Cicisbeo ist, und man sieht aus diesem Ausdruk, daſs damals bereits die Begleitung des Gatten nicht mehr die ehrenvollste für eine Frau war. Offenbar aber ging diese Sitte aus den Zeiten hervor, in welchen sich die Frauen kaum ausser dem Hause sehen lassen durften, wie zum Beispiel ums Jahr 1522 in Rom, wo eine Verheirathete nur an gewissen Tagen des Jahres, die im Ehekontrakt festgesezt waren, ihr Haus verlassen konnte. Als diese Sitte anfing zu drükend zu werden, und die Männer dennoch ihren Weibern nicht mehr trauten, als vorher, liessen sie sie nicht anders, als unter Begleitung eines Mannes, auf den sie sich verlassen zu können glaubten, sich

öffentlich zeigen, und man fand einen solchen sehr leicht unter den vielen ehelosen Verwandten des geistlichen und weltlichen Standes. Wie diese im Anfang ganz unschuldige Sitte nach und nach ausartete, begreift jeder, der den Gang der menschlichen Dinge kennt; aber züverlässig war er denjenigen ganz unbekannt, welche das Cicisbeat aus einer gewissen Familienpolitik, alte Geschlechter nicht aussterben zu lassen, herleiten wollten. Einzelne Fälle, die ich gar nicht läugnen will, berechtigen noch nicht zu einer solchen Schlufsfolge.

Ein Cavalier servente im alten Styl, wie er sich wirklich noch hie und da findet, ist ein sehr geplagtes, unglükliches Geschöpf. Alfieri läfst in seinen Satyren einen solchen Veteran, den er

tra i Serventi il Cavalier Decano

nennt, sich bitterlich über sein Amt beklagen.

Intronato l'orecchio dai garriti
Ch'odo la sera dalla dolce Dama
M'alzo il mattino a nuovi oltraggj e liti:

E corro a lei in fretta, che nulla m'ama,
Ma un po' mi soffre per velar gli astuti
Suoi raggiretti, che torrianle fama.

Non glie la tolgo io, no, che dai canuti
Parenti suoi son giudicato degno
D'insegnarle del mondo le virtuti.

E ciò più fammi del suo amore indegno;
Ch'oltre all'esser maturo, esser concesso,
Frutto non son da femminile ingegno.

Ad ogni suo voler pronto e sommesso,
Mezza grazia appò lei così ritrovo;
Ma farmi tocca amari ufficj spesso.

Ogni giorno mi nasce un dover nuovo;
Andar, venir, portar, cercar, condurre,
E sempre udirmi dir, ch'io non mi muovo.

E guardi il ciel, se avvien ch'io ne sussurre;
Tosto veggio infiammarsi in fuoco d'ira
Le non benigne a me pupille azzurre.

Ne già il mio cuor per lei d'amor sospira;
Ma il mio decoro vuol, che alla più bella
Jo serva, e l'ozio innato a ciò mi tira.

So klagt der arme dienende Ritter, und können Sie ihm Ihr Mitleiden versagen?

Heutzutage indefs hat man diesen Ritterdienst weit angenehmer gemacht. Die Verbindung wird nicht mehr durch die ältern Glieder der Familie, oder durch den Gatten gestiftet, sondern sie ist die bequemste Art geworden, ein Liebesverständnifs zu unterhalten. Der dienende Ritter findet sich beim Lever der Dame ein, ist bei der Toilette zugegen, hat gewöhnlich sein Couvert bei Tische, und begleitet sie Abends auf der Spazierfahrt ins Theater und an den Spieltisch. Sie sehen dafs man unzertrennlich ist, und der Gatte seine Frau nur dann aus der Hand des Cicisbeo zurükerhält, wenn sie von den Zerstreuungen des Tages ganz ermüdet ist. So dafs es also Albergati in sei-

nen Comödien gar nicht übertreibt, wenn er sagt: „Das Cicisbeat ist nichts anders, als „ein maskirter Ehebruch."

Ueberhaupt geben die Schriftsteller Italiens selbst die richtigste Ansicht dieses Verhältnisses. Nehmen Sie z. B. ſolgende Stelle aus einem Lustspiel von Gherardo de Rossi, il secondo giorno del matrimonio (der zweite Tag der Ehe) wo ein alter Marquis der jungen Frau erklärt, daſs sich ihr Gatte nicht darüber beklagen könnte, wenn sie den Grafen, ihren ehemaligen Anbeter, zum dienenden Ritter erwählte.

„Der Marquis. Verzeihen Sie, Madame, Ihr Gemahl kann sich nicht darüber beklagen. Der Graf ist nicht mehr sein Nebenbuhler; er war es, als Hyacinth (ihr Gemahl) Ihr Liebhaber war. Jezt aber, da Hyacinth Ihr Gatte ist, darf er ihn einmal nicht mehr als seinen Nebenbuhler ansehn, und Ihr Herz kann dem einen sehr gut seine

Stelle als Gatte, und dem andern als Liebhaber anweisen.

Eugenia. Aber, mein Herr, das menschliche Herz ist nur Eines, und kann nur Einem angehören.

Marquis. Da bitte ich recht sehr um Verzeihung. Sie irren sich, Madame. Stellen Sie sich vor, das Herz einer schönen Frau sei wie ein grosser Palast. Die Liebhaber bewohnen darin die verschiedenen Gemächer, und der Gemahl sein Erstes, welches übrigens nicht zu grofs seyn darf; er könnte zum Beispiel den Entresol bewohnen."

Sehen Sie hier, mein Freund, den Begriff, welchen die grosse Welt in Italien von diesem Verhältnifs hat. Bedauern Sie übrigens die Ehemänner nicht zu sehr wegen ihres Unglüks. Die Lektion, welche hier der Marquis giebt, hat seine Frau auch erhalten und benuzt. Ist einmal der erste Erbe da,

und oft noch früher, so ist dem Gatten die Fessel der Ehe zu beschwerlich, und er will, wie jener französische Herzog sagte, le moins marié qu'il est possible seyn. Bringt daher eine Frau auch bessere Begriffe in die Ehe, so werden diese bald durch die Vernachlässigung ihres Gatten umgekehrt, und sie sucht sich dafür auf eine ähnliche Weise zu entschädigen.

Wollen Sie noch weiter hierüber die Urtheile der Italiener hören, so will ich Ihnen eine Stelle aus den Briefen des Grafen Albergati an den Ab. Compagnoni *) anführen.

«Erschreke nicht, mein Freund,» schreibt er, «daſs man nicht von der ehelichen, ge-«sezlichen Liebe sprach, welche man in «glänzenden und lebhaften Gesellschaften «zur Rede zu bringen nicht die Zeit verlie-

*) Lettre piacevoli. Modena. 1791. und auch in der vollständigen Sammlung von Albergati's Werken.

«ren mag. Es ist ja schon lange entschie-
«den, dafs diese ehliche Liebe nicht exi-
«stiert, oder, wenn sie sich zufälliger Weise
«in einem Winkel der Erde befindet, so
«mufs sie sich verbergen, sich schämen, und
«sogleich entfernt werden, wenn sie entdekt
«wird. Unter Gatten — dies ist der Kanon
«der schönen Welt — unter Gatten ist eine
«gegenseitige Achtung, und jene kalte, matte
«Freundschaft hinreichend, welche beinahe
«um einen halben Grad über die Nächsten-
«liebe geht. Die wahre Liebe entsteht und
«wächst nur unter Männern und Weibern,
«die nicht durch das heilige Band gebunden,
«nicht durch das, vor dem Altare Gottes
«gegebene Wort, und durch den Segen eines
«armen Priesters gefesselt sind, welchen man
«sehr auslachen würde, wenn man Glauben
«an dieses Wort verlangen wollte. Prospe-
«ro's Weib kennt kein andres Band, als
«welches sie an Petronillen's Gatten knüpft.

„Ja, wenn man auf Spaziergängen, oder an
„andern öffentlichen Orten diesen oder jene
„bezeichnen will, so sagt Niemand, diese ist
„Ns Weib, jener ist der und der Gatte; Nie-
„mand würde ja dies verstehen. Man sagt
„daher: dies ist die Frau welche Herr N. N.
„als dienender Ritter hat; dann weiſs Jeder-
„mann wo er daran ist."

Alles dieses gilt hauptsächlich von den hö-
heren Ständen, wo der Cicisbeo noch oft in
die Bedingungen des Ehekontrakts kommt.
Es ist darum in den niedrigen nicht viel
besser, nur daſs die Unverschämtheit in der-
gleichen Verhältnissen bei jenen grösser ist.
Ich will meinen Brief daher noch mit einer
Stelle aus Albergati's Lustspielen schliessen,
in welchen wirklich durchgängig reine, mo-
ralische Grundsäze herrschen. Ich muſs sie
in der Ursprache hersezen, weil die unsrige,
bis jezt wenigstens, Gott gebe daſs es so
bleibe! — noch nicht so fein unterscheiden
gelernt hat.

„L'amore fralle persone basse maritate dicesi aver una pratica, e si gastiga. Fralle persone mezzane dicesi far all' amore, e se ne mormora; fralle persone civili, dicesi trattar una donna, e si tace. Ma fralle persone nobili l'amore chiamasi servir una Dama; e su questo amore non cadono mai nè accuse, nè mormorazioni, nè condanne.“

Rom, den 6. Mai 1804.

Es ist freilich keine neue Bemerkung, daſs die italienische Sprache unter die reichsten in Europa gehört. Der Beweis hievon darf aber nicht allein aus Wörterbüchern geführt werden, indem diese nur die gröbsten Belege liefern, und den Tonreichthum einer Sprache unmöglich bezeichnen können. Es wäre übrigens der Mühe werth, diesen Gegenstand ganz auszuführen; mir mangelt dazu Ruhe, Apparat und Kenntniſs. Indeſs will ich es versuchen, Sie auf einige Punkte aufmerksam zu machen.

Man behauptet, und mich dünkt mit allem Recht, daſs die Ausbildung der Prose den Triumph einer Sprache ausmacht, und hat es gewiſs den Italienern zu gutmüthig auf ihr Wort hin geglaubt, daſs sie im Besiz dieses Vorzugs seien. Man sehe einmal den

Boccacci *) an, welcher ihnen für ein Muster von schöner und fliessender Prosa gilt, und urtheile. Offenbar hat das Studium der lateinischen Sprache, in deren Schoos sich ihre Tochter, die italienische, so gerne geflüchtet, diese verdorben, indem man in der römischen Literatur sich Vorbilder wählte, die auf den einfachen Erzählungston z. B. wie ihn Boccacci bedurfte, nicht vortheilhaft wirken konnten. Cicero's Reden konnten, so schön und vortheilhaft sie sind, nur Schlimmes stiften, indem die ernste würdige Haltung, der strenge logische Faden, das Zusammenfassen einer Menge von Kettenideen auf Einen Punkt, zwar sehr gut für einen öffentlichen Redner, aber wahrlich nicht für einen schlichten, gefälligen Erzähler mun-

*) Es ist von neuern Schriftstellern mit Grund erwiesen worden, dafs er eigentlich Boccacci, und nicht Boccaccio heifst.

terer Begebenheiten paſste. Daher die langen Einleitungen, die endlosen Perioden, die vielen Zwischensäze, und das schwerfällige Aufeinanderhäufen von Participien, welches dem unbefangenen Leser in dem genannten Vater der italienischen Prose, jeden Augenblik beschwerlich wird. Auch erkennt sich jene Nachahmung oft genug in der Armuth von Wendungen, wovon ich Ihnen aus Boccacci nur Eine Stelle anführen will. „Es „starben so viele, daſs es zum Erstaunen war „es nur zu hören, ich will nicht sagen zu „sehen: perchè quasi di necessità „cose contrarie a' primi costumi de' „cittadini nacquero tra coloro, li „quali rimanean vivi." Ist es möglich sich unbehülflicher auszudrüken, als hier geschehen ist?

Diese Fehler haben übrigens noch manche andre Gründe, besonders aber die unvernünftige Gözendienerei gegen die Dichter,

deren Sprache zu sehr in die Prose übergegangen ist, und dieser manchmal einen unerträglichen Schwulst gegeben hat. Stellen, wie diese: se sotto i fiori di una graziosa dimanda si nâscondesse mai il maligno serpe di pretenderc u. s. w. welche ich aus der Prose eines gerühmten literarischen Blattes aushebe, sind nicht selten, und ich wollte Ihnen aus den besten Schriftstellern ähnliche genug anführen.

Bei diesen Fehlern nimmt es der Italiener darum gar nicht leichtsinnig mit seiner Sprache, und gerade der Umstand, daſs sich frühe, ehe noch die Literatur in allen Fächern der schönen Wissenschaften Meisterwerke aufgestellt hatte, ein Sprachtribunal erhob, verhinderte die weitere Ausbildung derselben. Schon daſs sich dieses — die Akademie della Crusca — anmaſste, gleichsam das Wörterbuch der Nazion abzuschliessen, war ein grosser Fehler; aber ein grös-

serer war es, den eigentlichen Geist der Sprache ganz zu vernachlässigen, und Schriftsteller zu Klassikern zu erheben, welche keinen andern Vorzug besafsen, als den, keine unkruskanten Worte gebraucht zu haben. Dabei gingen die Schriften andrer italienischen Völker, als der Toskaner, ganz leer aus, welche in ihren einzelnen Mundarten alles dargeboten hätten, was die anspruchsvollste Sprache bedurfte; somit wurde das Streben der Nichttoskaner in Sprachsachen verhindert, und fingen die meisten darunter an, entweder Schlechttoskanisch, oder die Vernünftigern lieber Lateinisch zu schreiben. Es ist dahin gekommen, dafs die einmal den Ton angebende Nazion schon zum voraus gegen jedes literarische Produkt eingenommen ist, das ausser Toskana erscheint, und manche Schriftsteller unsrer Tage sich durch ein Zeugnifs der Crusca (wie sich ein förmliches Attestat in den Gedichten der

Sulgher Fantastici befindet) gegen alle böse Nachrede zu sichern suchten, oder andre, wie Alfieri in seiner kraftvollen Prosa, als gefährliche Neuerer und verwerfliche Beispiele verschrieen wurden.

Stand aber einmal ein Schriftsteller auf, der sich über diese Vorurtheile wegzusezen Muth und Geist genug hatte, so machte er auch aus seiner Sprache was er wollte. Selbst die Uebersezungskunst, welche man wohl als einen grossen Beweis für die Gewandtheit einer Sprache ansehen darf, ist einzeln vortreflich gelungen, und die künstliche Zusammensezung verschiedener Worte zu einem ideenreichen Einzigen, wie sie bei neuern Zeiten unter uns durch die Uebersezungen aus dem Griechischen aufgekommen ist, hatte lange schon in Italien Statt gefunden, und war auch da bereits zur Ausschweifung getrieben worden, wie bei uns. Auch die Italiener haben einen Giove altitonante,

eine Venere aurocrinita, Bacchanti ebrifestanti, einen Nettuno chiomacquoso, und sind davon schon wieder zurükgekommen. Dafür haben sich andre Schriftsteller, nach den Regeln der Sprache, eigene bezeichnungsreiche Worte gemacht, wie Alfieri, welcher überhaupt unter den neuern Schriftstellern Italiens, in Rüksicht auf Sprache die meiste Aufmerksamkeit verdient, und in dessen Satyren allein die gröfsten Bereicherungen für dieselbe liegen.

Es ist bekannt, wie detailliert bezeichnend die italienische Sprache durch die Veränderung ihrer Endsylben wird, und wie reich und kurz sie das Wort Donna z. B. in Donnetta, Donniccuola, Donnaccia, Donnone, Donnuccia, Donnicina, und Donnina verändert. Wie vermöchte der Deutsche Tasso'n nachreden, wenn er Armiden beschreibt?

Ella inchinollo riverente, e poi

Vergognosetta non facea parola

wie sie

mill' alme semplicette astringe,

wenn sie soletta dasteht? Oder wenn Alfieri in seinem Sonett über die Frauen, diesen sagt?

Se tristarelle alquanto riuscite,

Colpa ognor di chi affibbiasi i calzoni. —

Oder wenn Firenzuola in einer seiner Novellen erzählt, es hätte einer den andern aus Lustigkeit umarmt, und ihm con certe amorevolezzoccie svenevolone einen Vorschlag gemacht.

Jenes Zusammensezen verschiedener Worte ist, wie bemerkt, zur Ausschweifung getrieben worden, und es gehörte ehmal zur vorzüglichen Schreibart, einen Brief, oder ein Buch überhaupt mit einem recht langen Sintemalen und Alldieweilen anzufangen. Die Zusammensezung ist erlaubt; aber man hat

eingesehen, dafs sie gegen den guten Geschmak war, kann sie aber immer noch gut gebrauchen, wenn man einen abgeschmakten Pedanten reden läfst, wie Albergati einen Grammatiker mit folgender Rede einführt: e conciossiacosamassimamentechè la strada del sapere è malagevole e penosa, quindi molto spesso avviene, che i miei scolari si annojaro terribilmente, so hat der Mann mit dem einzigen Wort seinen ganzen Karakter bezeichnet, und man weifs zum voraus, dafs er seine Schüler fürchterlich langweilt.

Den Wortreichthum der italienischen Sprache habe ich auch in der toskanischen Kindersprache bemerkt, welche zum Theil durch die Crusca selbst sanktioniert worden ist. Denken Sie sich die komische Bezeichnung eines grossen, nicht aus seiner Familie gekommenen, Lümmels, welcher sich der Aus-

drüke babbo, Vater; mamma, Mutter; pappo, Brod; bombo, Wein; dindi, Geld; ciccia, Fleisch; und far la nanna, zu Bette gehen, bedient, wie ich es einmal auf einem Theater gesehen habe.

Am bewunderungswürdigsten ist aber die Sprache dieses Landes in dem Reichthum von Tönen, durch deren Wechsel ein einziges Wort die vielfachste Bedeutung erhält. Man hat es einmal versucht, zu zeigen, was der Franzose mit seinem Monsieur zu sagen weiſs; ich will die Probe mit dem kleinen Partikel ma machen.

Fragen Sie einen nach etwas, worauf er nicht gerne antwortet, oder nicht antworten kann, so dient er Ihnen mit einem lange hinausgezogenen ma —

Bitten Sie ihn um etwas, das er nicht thun will, z. B. Geld zu leihen, so zieht er die Achseln in die Höhe, legt den Kopf gesenkt auf die Seite, und giebt ein kurz abgestos-

senes ma von sich, welches heifst: ich habe nichts.

Zieht er aber das ma etwas länger hinaus, so bedeutet es die Besorgnifs, dafs von seiner Gefälligkeit Mifsbrauch gemacht werden könnte, und verweigert nicht ganz.

Schliefst er daher einen Vertrag mit Ihnen ab, so sezt er nach Abschlufs desselben noch ein langes ma hinzu, wodurch er ihnen wiederholt, er hoffe, dafs alles sein Verbleiben haben würde.

Hat er einen Fehler gemacht, so entschuldigt er sich mit einem kläglichen ma, welches nichts anders heifst, als: Bedenken Sie die Umstände, was kann ich dafür?

Der Zornige stöfst, statt aller Drohung, sein ma durch die Zähne.

Auch ist es der Ausdruk des Schmerzens, und wenn Sie den Leidenden fragen, wie ihm sei, so antwortet er Ihnen mit seinem

langen, aber am Ende scharf abgestossenen ma, daſs sie nicht auszudrüken sind.

Sie sehen, mein Freund, daſs ich nur andeute, was alles weiterer Ausführung würdig wäre. Schlieſslich noch eine Bemerkung, die ich an verschiedenen der besten Schauspieler, und im Leben gemacht habe. Sie sprachen das questo z. B. im Zorn wie queschto aus, so Morrochesi in Alfieri's Octavia als Nero:

E tu sia questo il tuo trionfo estremo

und

L'ultima e questa; e la più orribil trama.

Rom, den 10. *März* 1804.

„Der Mensch wird gut gebohren; aber die Eriehung muſs entscheiden, was aus ihm weden soll. Wir haben Katheters, auf denen iber logische Spizfündigkeiten disputiert wird; wir haben Akademien, in welchen de Jünglinge singen lernen; aber es fehlt uns an einer Schule, in der man zum guten Vater, guten Gatten, guten Sohn, Freund und Bürger gebildet werden könnte."

So schreibt der Ab. Zachiroli an seinen Freund Albergati, und ich wählte diese Stelle um so lieber, weil es immer besser ist, ein Glied der Nazion selbst über ihre Gebrechen reden zu hören, als einen Fremden. Der Mann, welchen er das sagt, verdiente ein Wort der Wahrheit, wie Ihnen eine Stelle aus seiner Antwort beweisen mag. „Ich gestehe dir, daſs mir mein Haus immer angenehm ist, sei es in der Stadt, oder auf

dem Lande, da ich mich an der Seite eines Weibes sehe, die ich zärtlich liebe, und einen Jungen von acht, und ein Mädchen von Einem Jahr besize, welche ich mit gleicher Zärtlichkeit liebe. Die Sorge, die eine glüklich zu machen, die Beschäftigung, die andern gut zu erziehen und zu unterhalten, lassen mich meine Stunden froh und süfs verleben. Und ich glaube wirklich, dafs es kein alltägliches Schauspiel ist, eine Frau zu sehen, die keinen Cavalier servente, einen Mann, welcher keine Cicisbea, und einen Kraben, der keinen Lehrmeister hat."

Sehen Sie hier die ersten Gründe der schlechten Erziehung der Italiener unter den höhern Ständen, von einem Mann aus dieser Klasse selbst angegeben. Sie liegen in der Lebensweise der Eltern, und im gänzlichen Mangel an häuslichem Glüke. So lange die Mutter jung ist, will sie ihre Jugend geniessen; und der Vater wird unter

dem ewigen Jagen nach Jugendgenüssen zwar vor der Zeit alt, aber nicht leicht vernünftig, sondern höchstens stumpfsinnig. Jene sucht ihre Töchter, als Verrätherinnen ihrer Lebensjahre, von sich zu entfernen, und bringt sie in die Klöster zur Erziehung; dieser hat nicht Zeit unter seinen Zerstreuungen an die Söhne zu denken, und wähnt die ganze Vaterpflicht erfüllt zu haben, wenn er ihnen einen Hofmeister giebt, welcher gewöhnlich unter den unwissenden Abbaten aufgegriffen, ohne Kenntnifs ist, und wie ein Bedienter behandelt wird. Ist der Vater einer der bessern, so wird ihm die mildeste Behandlung der Kinder anbefohlen, und versteht der Lehrer etwas, so sagt man ihm etwa, wie der Graf in Alfieri's Satyre über die Erziehung:

Non me li fate uscir dei Dottorini;
Di tutto un poco parlino, in tal modo
Da non parer nel mondo babbuini *).

*) Mach Er mir ja keine Gelehrten aus

Für diese Bemühung erhält er monatlich drei Skudi, also halb so viel als der Kutscher seiner Exzellenz. Dabei ist er auch mit der ersten Erziehung der Comtesse beauftragt, für welche er folgende Regel erhält:

— — — la ragazza
Farete legicchiar di quando in quando,
Metastasio, le ariette; ella n'è pazza *).

Dies ist die Sorge der Eltern für ihre Kinder. „Ich studiere," seufzt ein solches armes Kind bei Albergati, „und mein Vater und meine Mutter spielen. Ich studiere, und indes sizt mein Vater ruhig und vergnügt auf einem Caffée. Ich, schlecht gekämmt und schlecht gekleidet, bin verurtheilt Langeweile unter meinen Büchern und bei mei-

ihnen. Sie sollen nur so ein Bischen von Allem reden können, daſs man sie nicht für Pinsel hält.

*) Das Mädchen läſst er von Zeit zu Zeit ein wenig lesen, den Metestasio, die Arien; das Mädchen ist ganz toll damit.

nem Lehrer zu haben, während mein Vater sich parfumiert und sich puzt, um bei allerhand Weibern und Sängerinnen und Tänzerinnen herumzulaufen, und zu tanzen und sich zu belustigen: während meine Mutter, nachdem sie spät genug aufgestanden ist, sich lange im Spiegel besehen hat, sich weichlich auf einen Sopha hinstrekt, und da die Komplimente und Späſse der vielen jungen Herrchen anhört, welche ihr den Hof machen, oder auch nur Einen bei sich hat, dem sie gerade den Vorzug giebt. Sie geht aus; ich bleibe zu Hause und gehe schlafen. Wenn meine Eltern nach Hause kommen, so stehe ich auf. Entfährt mir ein unziemliches Wort, so werde ich ausgescholten und gestraft, und mein Vater sagt deren jeden Augenblik."

Noch eine Stelle: „Die Erziehung," sagt ein italienisches Zeitungsblatt, „sollte der Hauptgegenstand jedes Vaters seyn, und ist

gerade das, woran die meisten Väter am wenigsten denken. Man vertraut die Kinder unwissenden, bezahlten Ammen an; dann kommen sie unter Meisterinnen, welche nicht einmal Buchstabieren, geschweige lesen können. Nach diesen kommen die Pedanten. Und wer sind diese? — Abbéchen, (Abbatucoli,) welche für zehn Paoli monatlich nichts anders thun, als ihre Schüler, wie ein Rudel Hunde, spazieren führen. Und was soll man vollends von den Lekzionen sagen, die sie geben? Der unwissende Meister hat zwar Rhetorik studiert, aber unterscheidet keine Figur, und soll doch ein kleines Kind lehren, wozu die gründlichsten Kenntnisse und die vollkommenste Gabe der Mittheilung erfordert werden. Freilich nimmt man auch zuweilen schon weiter beförderte Geistlichen. Aber diese sind entweder auf dem Lande, und darum wenig geschikt, den Kindern gute Sitten und gefälliges Beneh-

men beizubringen, und verstehen sich auch meist besser auf Flinten und Hunde als auf die Grammatik; oder sie sind in der Stadt. Aber da haben sie andere Abhaltungen, geben sich mit Galanterien ab, (si occupano in Galantesia,) machen der Frau vom Hause den Hof — genug! Wir wollen diese Nachtheile nicht weiter auseinandersezen, und sagen Alles, wenn wir bemerken, daſs der Friseur der Dame besser und höher bezahlt ist, als der Lehrer ihrer Kinder."

Späterhin wird der junge Herr meist auch in ein Kloster, und selten auf die Universität geschikt, weil man diese gröſstentheils nur für Gelehrte vom Handwerk bestimmt glaubt. Etwas Schreiben und Lesen, einigen Religionsunterricht, aber Singen und Guitarrespielen sind hier seine Studien, damit er im achtzehnten Jahre ein gemachter Mann ist, heurathen und Kinder zeugen kann, die dem Beispiele der Eltern zu folgen es eben nicht schwer finden.

Von Reisen, welche im übrigen Europa als die lezte Erziehung eines jungen Mannes von Stande angesehen werden, ist keine Rede, und wenn die Italiener über irgend etwas entschuldigt werden können, so ist es über diesen Punkt. Was ist das gewöhnliche Resultat der Reisen unserer jungen Herren von Stande? — Wenig für die Kosten, und noch weit weniger im Verhältniſs zu den sonstigen Nachtheilen an Gesundheit des Körpers und der Seele. Freilich unterläſst der Italiener das Reisen nicht aus diesen Gründen, sondern aus Bequemlichkeit, und in der Ueberzeugung, daſs in seinem Lande selbst alles vereiniget sei, was man zu wissen brauche. Der Graf Albergati hat auch hierüber eine interessante Stelle. „Wenn ich dumm geblieben bin," sagt er, „so ist der Grund davon gewiſs nicht, weil ich nicht gereiſst habe; denn ich kann das Reisen nimmermehr für etwas Nüzliches, sondern nur

als etwas Unterhaltendes, aber höchst Gefährliches, ansehen. In diesem so aufgeklärten Zeitalter, bei der Mittheilung des Besten, was alle Nazionen besizen, durch den Druk, bei den genauen Karten, den lebhaften Gemälden, welche wir von den Sitten und Karakteren anderer Völker haben; in einem Zeitalter das alle Geheimnisse der Staatsverwaltung und alle Quellen der Industrie und des Handels aufgedekt, und alle Theile, Entdekungen und Züge der moralischen und physischen Geschichte in Umlauf gesezt hat, kann man frei behaupten, daſs die vorgebliche Nothwendigkeit des Reisens eine blosse Vision ist. Für die Wenigen, welche einen wahren Vortheil daraus ziehen, der aber immer noch durch Gefahren, Unbequemlichkeiten und Kosten theuer genug erkauft wird, bringen unsre meisten jungen Leute nichts als Vorurtheile fremder Nazionen, (und, möchte ich hinzusezen, eine un-

sinnige Verachtung des Vaterländischen) zurük. Wer einen gesunden Verstand und Scharfsinn besizt; wer mit Vortheil und Nachdenken zu lesen versteht, der kann durch Vergleichung und weise Methode überhaupt, auf seinem Studierzimmer ein recht braver Weltbürger werden. Es wäre daher sehr lobenswerth, wenn man den Artikel des Reisens ganz aus der Erziehung ausstriche, als etwas Ueberflüssiges, das auf einem andern Wege gefunden werden kann. Der beste Plaz für unsre Gesellschaft sollte ein angenehmer, fröhlicher Landsiz seyn. Da kann derjenige, welchen die Vorsehung in gute Umstände versezt hat, oder einen hellen Kopf empfangen, und diesen durch Bildung und Liebe zu den Künsten und Wissenschaften erhoben hat, sich selbst und der Gesellschaft äusserst nüzlich werden."

Ich mufs Ihnen gestehen, dafs ich dem Grafen Albergati nichts einzuwenden wüfste,

besonders da er blos von Leuten seines Standes, also vom güterbesizenden Adel spricht, dessen erste Bestimmung Landwirthschaft ist, und bleiben mufs, so lange das Feudalwesen in seiner bisherigen Form in Italien besteht.

Die Erziehung der Mädchen geschieht in den Frauenklöstern, und die deshalb bestehenden Verordnungen wären nicht so übel, wenn sie gehalten würden. In dem Governo interno ed esterno delle Monache heifst es von den Pflichten der Nonnen gegen ihre Zöglinge unter anderm: « sie sollen sie nie aus den Augen verlieren, weder bei Tag noch bei Nacht, und bei allen ihren Beschäftigungen und Vergnügungen, beim Schlafengehen und Aufstehen zugegen seyn; sie sollen auf sich selbst aufmerksam seyn, um ihnen in allen Tugenden das beste Beispiel zu geben; sie sollen besonders in ihrer Kleidung sich des besten Anstandes befleissen, und die Mädchen nicht zu sehr liebkosen;

sie sollen sie keine verliebten Lieder, Karnevalsgesänge u. dgl. singen, kein unanständiges Bild oder verdächtiges Buch unter ihre Augen kommen lassen; besonders auf die Besuche die sie erhielten, wohl achtung geben, und gleiche Aufmerksamkeit auf ihre Lehrer haben; überhaupt aber wäre es am besten, ihnen keinen Unterricht zu gestatten, den sie nicht im Kloster selbst erhalten könnten, keinen im Tanz, in der Musik, ausser für heilige Gesänge; und sollten sie besonders auf die ältern Zöglinge das schärfste Auge haben," u. s. w. — Sie sehen daſs es an den Vorschriften nicht fehlt, die Reinheit der Gesinnung in den jungen Gemüthern zu bewahren. Aber meistens bleiben diese Vorschriften auch nichts weiter als Vorschriften, und wird sonst weiter gar nicht dafür gesorgt, die Mädchen zu guten, fleissigen Hausmüttern zu bilden. Die Religionsbegriffe, die man ihnen beibringt, sind unver-

nünftig und unduldsam; die Vorstellung, welche man ihnen von der ausserklösterlichen Welt macht, übertrieben und schwarz, die gesellschaftliche Bildung, die sie mitbringen sollten, ganz mangelnd. Tritt daher ein solches Mädchen aus dem Kloster in die Welt, und kommt ihm diese mit allen ihren Reizen entgegen, so sind jene Begriffe verschwunden, und erwachen nur zuweilen in den ersten Augenbliken der gefallenen Tugend wieder, um dann auf immer zu verschwinden.

Sie können denken, dafs die Mädchen nicht immer unverdorben ins Kloster kommen. Hören Sie darüber das Bekenntnifs eines Italieners: Die ersten Worte, welche man unsern Töchtern lehrt, sind die der Galanterie. Es giebt nichts Lächerlicheres als ein solches Zierpüppchen von fünf bis sechs Jahren. Die öffenlichen Spazierfahrten zeigen am besten die Thorheiten der Eltern. In ein

modisches Kleid eingezwängt, macht man es schon auf die Haltung, die Blike, das Benehmen dieser oder jenen Marquise oder Gräfin nach der Mode aufmerksam, oder die Mutter selbst giebt ihm das glorreiche Beispiel. Steh aufrecht, schönes Kind, da ist dein kleiner Cavalier servente! ist die Lehre, so sie von Mama erhält, und es knüpfen sich natürlich früh genug alle Ideen an diese Lektion an, welche später im Leben zu Thaten werden. Da entsteht dann jenes gezierte, abgeschmakte Benehmen, in welchem jede natürliche Anmuth untergeht, wird der Grund zu den weiblichen Karakteren gelegt, wo kein Zug von wahren Gattin- und Muttergeist mehr sichtbar ist."

Mit Vorsaz habe ich die Italiener selbst sprechen lassen, weil es leicht im Munde des Fremden Uebertreibung scheinen könnte. Ich will auch mit Alfieri endigen.

Educandi, educati, educatori,
Armonizzando in si perfetta guisa,
Tai ne usciam poscia Italici Signori,
Frigio — Vandala stirpe, irta e derisa *).

*) Zöglinge, Erzogene, Erzieher, so vollkommen zusammenstimmend, gedeihen wir italienische Herren zu einem rohen, verlachten phrygisch-vandalischen Stamme.

Rom, den 20. März 1804.

Der Zustand des gemeinen Mannes in Italien ist um vieles besser, als der von ähnlichen Volksklassen anderer Länder. Gerne gebe ich Ihnen zu, daſs diese in den meisten Fällen wohlhabender sind, als jene; ihre Lage ist aber weit nicht so sorgenfrei, als die des Italieners aus den niedrigsten Ständen. Ich spreche hier nur von den Städtebewohnern, weil sich über den Zustand des Landmanns nicht wohl etwas Allgemeines sagen läſst, und das Detail Degressionen in die konstituzionellen Verhältnisse der einzelnen Staaten erfoderte, welche hier nicht an ihrer Stelle wären.

Der niedrigste Stand ist in Italien nicht so scharf abgeschnitten von dem mittleren, als in andern Ländern. Jeder, dem es auf seiner Lebensbahn miſslungen, oder welcher zu träge ist, um mit Ernst an einer gründ-

lichen Befestigung seines äussern Glüks zu arbeiten, tritt in diesen zurük, und Sie werden mich nicht tadeln, wenn ich in die Klasse der Bettler, der Lastträger, Bedienten u. s. w. auch jene verdächtigen Abarten der Industrie, des Kuppler - Mäklerwesen und dgl. seze. Offenbar manchen diese Erwerbszweige in den Augen der Besseren verächtlicher, als das Handwerk des Bettlers; aber man kann damit doch noch manchen Schein von äusseren Ansprüchen verbinden, wodurch sich der, welcher die Verhältnisse der Nazion nicht genauer kennt, manchmal täuschen läſst. Natürlich ist der Schritt von da noch tiefer herunter leicht gemacht, und der Bettler fertig, sobald die Gelegenheit zum schnöden Dienste mangelt.

Alle grössern und kleinern italienischen Städte enthalten eine unverhältniſsmäſsige Anzahl Pöbels, welcher zuweilen, wie in Neapel, eine Art von eigner Kaste bildet.

Diese Classe ist bisher von den Regierungen mit einer Nachsicht behandelt worden, welche Jedem unbegreiflich scheint, der die Geschichte der italienischen Staaten nicht kennt. Bei allen gingen die monarchischen Verfassungen aus aristokratischen hervor, und häufig hat sich ein adeliches Geschlecht nur durch den Beistand des Volks gegen seine Nebenbuhler erhoben. Heutzutage ist dies freilich nur noch eine politische Idee, deren Befolgung aber ordentlich herkommlich geworden ist, und welche auch in neuesten Zeiten oft die wichtigsten und nothwendigsten Reformen, besonders im Polizeiwesen, verhindert hat.

Diese Klasse von Menschen lebt nicht übel, wenn Sie mir erlauben, das leben zu nennen, was nur in Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse besteht. Während der Bessere sich in seinem Gewerbe abmüht, hat er den müssigen Pöbel zum Zuschauer, welcher, bei

allem Nichtsthun doch auch fett wird. Vor der Bude des fleissigsten Handwerksmanns liegt oft ein rüstiger junger Kerl halb nakt, und schläft, oder fodert Almosen. Da die Polizei dieses nicht verbietet, und die religiöse Idee durch ihre reichlichen Beiträge erhält, so ist es zu begreifen, wenn ein roh erzogener Mensch sich am liebsten einem Gewerbe wiedmet, von dessen Verächtlichkeit er gar keine Vorstellung haben kann. Mit Weib und Kindern liegt er auf den Strassen, und weit entfernt, daſs ihm seine Familie zur Last ist, sieht er sie als so viele Mittel weiter zum Erwerb an; weil sechs Hände mehr einnehmen als zwei, und die Hülflosigkeit des Alters und Geschlechts stärker zum Mitleiden rührt. Um Mittag oder am Abend geht er dann in die Osterie, (das Speisehaus,) und verzehrt hier, was er eingenommen hat. Reicht die Einnahme nicht zur Befriedigung des Bedürfnisses hin, so

ist ihm immer noch irgend eine fromme Anstalt übrig, wo er Suppe und Brod erhält, und zuweilen noch mehr.

Es giebt nicht leicht ein etwas wohlhabendes Haus, in welchem man nicht jede Woche Einen Tag bestimmte Almosen ausspendet, und ein Bettler, der sich auf sein Handwerk versteht, mag an einem solchen Tag immer so viel einnehmen, als er die Woche über braucht. Auf diese Weise hat er sich, so zu sagen, eine feste Rente gemacht, und was er nebenher verdient, wird für Lekerbissen u. dgl. verbraucht. Machen ihn Alter oder Krankheit zu diesem Verdienste untüchtig, so giebt es Hospitäler genug, welche ihn aufnehmen, und für das Nothwendigste sorgen.

Im Durchschnitt, darf man sagen, führen die niedrigsten Klassen in Italien keine Haushaltung, ja, haben sie selten eine feste Wohnung. Das Klima erlaubt das leztere; und

das Erstere wird durch die Mässigkeit der Nazion und die geringen Preise der nothwendigsten Bedürfnisse möglich gemacht. Hat der Italiener ein Stük Brods, Zwiebel und Salz, so sättigt er sich damit, und ist guter Laune; was er mehr geniefst, ist schon Ueberflufs und somit festlicher Genufs. In seinen Augen giebt es nichts Wünschenswertheres, als Essen und Müssiggang, und wie er gewohnt ist, was er erworben wieder essend zu verzehren, nennt er so das Verzehren überhaupt, durch welche Art von Genufs es auch geschieht. Wenn einer daher sein ganzes Vermögen durchgebracht hat, so sagt der Pöbel, er hat es gegessen, und bezeichnet damit seine ganze Ansicht des Lebens und seiner Freuden.

Neben der Klasse der Bettler, und häufig unter ihnen, entweder durch Trägheit oder körperliche Umstände genöthigt, steht die Klasse der Lastträger. Wo nicht grosse,

merkantilische Thätigkeit herrscht, halten sie sich hauptsächlich in der Nähe von Gasthöfen und auf grossen Pläzen auf. Hier drängen sie sich zu kleinen Diensten, welche man ihnen theuer bezahlen muſs, und haben sie sich einmal ihren Taglohn verdient, so geben sie sich manchmal nicht einmal mehr zu diesen her. Alsdann sizen sie in den Osterien zusammen, und lassen auftragen, so viel sie nur immer bezahlen können. Nach und nach wird die Unterhaltung sehr laut, der Wein wirkt auf ihre Köpfe, und es entstehn Zänkereien, welche manchmal mit blutigen Auftritten endigen. Sind sie nicht in den Osterien, so liegen sie behaglich in den Strassen, singen und improvisiren mit einander, daſs es doppelt beschwerlich ist, sie zu hören und zu verstehen.

Indes habe ich mich doch in Livorno oft damit unterhalten, ihren Gesprächen zuzuhören. Der gewöhnliche Gegenstand dessel-

ben war Essen und Trinken, schlechte Zeiten und Lotto. Wer mehr gewinne, der Pabst oder der König von Toskana? Wie viel dieser, wie viel jener täglich? — Dies waren die Fragen, welche mit so ganz eigenen statistischen Bemerkungen abgehandelt wurden, daſs es eine Lust war, es anzuhören.

Den nothwendigsten Bedürfnissen aber wird abgebrochen, um ins Lotto zu sezen, und man hat mich an verschiedenen Orten versichert, daſs man immer einige Tage, bevor die Lose gezogen werden, die durch den Einsaz entstandene Entkräftung am Verkauf des Brods in den Bäkerläden verspüre. — Mir hat von dieser und jener Nummer geträumt, was meinst du, soll ich sie sezen? — Ich wollte auf die herausgekommene Nummer sezen; hätte ich es nur gethan! — Um zwei Nummern hab' ich gefehlt, u. dgl. Dies ist der gewöhnliche Gegenstand ihres Ge-

sprächs. Was ihnen daher Auffallendes vorkommt, suchen sie als eine Mahnung des Glüks zu nuzen, und einzelne Vorfälle vom Eintreffen solcher Vorbedeutungen vermehren natürlich die Aufmerksamkeit auf dergleichen geheime Winke des Schiksals. So kam einst in Livorno ein Büffel, welcher eben geschlachtet werden sollte, los, rannte durch mehrere Strafsen, stürzte endlich in ein Haus hinein, stiefs die Thüre auf, und mit den Hörnern die Fenster hinaus. Ein Gewinnlustiger bemerkte ihn, dem die Sache gleich dermafsen ominös vorkam, dafs er aus der Zahl 2 der Hörner, der Anzahl der gebrochenen Scheiben, und einer ähnlichen Combinazion eine Terne formierte, welche er auch richtig gewann. Von da an wünschte der Pöbel nichts sehnlicher, als dafs recht viele Büffel loskommen möchten. In Haufen belagerten sie das Schlachthaus, um im Augenblik bereit zu seyn, den flüchtigen Wink

zu nuzen; und dies dauerte so lange, bis neue, ähnliche Vorfälle das Andenken an diesen verwischt hatten.

Eben so grossen Glauben erwarb sich einst ein florentinischer Almanach, welcher um sich seinem Publikum anzupassen, einige Nummern zum Lotto vorschlug. Durch einen sonderbaren Zufall kamen diese alle heraus, und seit der Zeit unterläſst kein Lottospieler, sich diesen Almanach anzuschaffen, ob er gleich seit mehreren Jahren nie mehr eine Nummer errathen hat.

Auf diese Leichtgläubigkeit der Menschen wird, wie überall, auch in Italien spekuliert. Es erscheinen z. B. Almanache, blos für Lottospieler, und ein solcher in Venedig gedrukter, mit dem Titel: il vero mezzo per vincere all' estragione de' lotti, welchen ich gesehen habe, machte mancherlei Mittel bekannt, die launige Glüksgöttin zu fesseln. Indes war der Verfasser ehrlich genug, mit dem Verse zu schliessen:

Ma se vincer talor desiderate,
Giuocate sempre, o mai giuocate;
E se vincer sicuro to vorrai,
Prendi esempio da me, non giuocar mai.

Auch eine italienische Zeitschrift, welche ernsthafte Aufsäze ankündigte, suchte das Publikum durch das Versprechen anzuloken, Nummern, welche gewifs heraus kommen würden, anzugeben. Wie weit es sein Wort gehalten hat, weifs ich nicht; aber dafs die Lokung gewirkt, bin ich fest überzeugt.

Halten Sie mir diese Ausschweifung über das Lotto zu gut; aber ich glaubte mich durch die Ueberzeugung dazu berechtigt, dafs diese Anstalt, wie überall, auch in Italien eine der Hauptursachen des elenden Zustandes der niedrigen Stände ist. Die übrigen liegen in der Schlaffheit der Regierungen, und im Vorurtheil, und werden durch Klima und fruchtbaren Boden begünstigt.

Neapel, den 4. Mai 1804.

Ich habe mich nun zum zweitenmale von Rom getrennt, mein Freund, und diesmal nach einem langen Aufenthalt. Es würde mir schwer seyn, das Gewebe von verschiedenen Empfindungen und Gedanken darzustellen, welche mir Kopf und Herz durchkreuzten. Ich mufste so oft zurükbliken nach der einzigen Stadt — wahrlich es war mir, wie dem Bräutigam, der von dem Land absegelt, wo er seine Braut zurükgelassen hat. Er blikt hin nach dem Lande unaufhörlich. Wie ihm erst das Ufer verschwindet, dann die Spizen der Häuser und der Thürme, und endlich auch noch die fernen Berge hinabsinken, und die grofse Leere sich vor ihm ausbreitet, und die Leere des Herzens immer weiter und tiefer wird, und er sich so ganz allein fühlt — wer das nie empfunden hat, der möge es auch nie empfinden. Aber, wer

sich auf immer von Rom trennen mufs, dem wird es so ums Herz seyn.

Fragte man mich, was es gewesen sei, das mir Rom so theuer gemacht hat, ich könnte ihm wohl antworten. Aber du kannst Hunderte fragen, die mit blutendem Herzen von Roms lezten Zinnen geschieden sind, sie werden dir nicht Rede geben können. Es ist etwas, was sich kaum ergründen läfst, aber eben darum so viel tiefer liegt.

Wie die Zeit in Rom dahinfliefst, als ob sie über die Stadt, der sie so oft so wehe gethan hat, wegeilte, weil sie sich dessen schämt, was sie zerstörte! —

Es schläft sich in Rom gar herrlich. Die vielen Klöster und Kirchen läuten bescheiden zur Frühmette, auf dafs ja jeglicher sich entschuldigen könne, wenn er nicht erschienen ist. Früh aufstehen ist meine Sache nicht. Die Morgenstunde hatte nie Gold für mich im Munde; und so schön die Sonne

über die blauen Berge herauf gehen mag; ich habe es selten gesehen.

Aber man wird sich auch nicht lange beim Frühstük oder bei der Toilette verweilen. Du mufst hinaus, und nimmst das Frühstük gerne im Vorbeigehen auf dem Kaffée mit. Es findet sich da stets Jemand, an den man sich anschliefst, mit dem man einen gemeinschaftlichen Gang verabredet.

Mein liebster Weg war immer durch den Korso am venezianischen Palast hinein, über das Kapitol weg, die Via sacra hinunter nach dem Kolosseum. Ich mochte da gerne hineintreten, und mich ein Paar Minuten auf die untersten Stufen sezen. Oft blieb ich lange. Die Schatten wurden immer kürzer, ich ward von einer Station zur andern herumgetrieben, und uneingedenk des Märtirerbluts, das da geflossen, dachte ich an die Heiden, welche das ungeheure Werk zu denken und zu vollenden gewagt haben. Von

da ging ich dann meistens wieder zurük nach dem Campo Vaccino, lief dem Tieber entlang, und hielt am esquilinischen Hügel unten, wo ich mich nach Ripa grande übersezen liefs. Ein frischer Trunk Malaga mundet da nicht übel, und es kehrt sich so ganz angenehm durch den Trastevere wieder nach dem spanischen Plaze zurük.

Was gibt es aber nicht unterwegs zu sehen? Mit einem Glase guten Weins im Magen betrachtet man die Gemälde noch einmal so vortheilhaft. Die schlechte Beleuchtung ist nicht ärgerlich; man läfst auch den elenden Styl hingehen, und findet sich in der Stimmung, viel in die Sachen zu legen. Man täuscht sich freilich dabei, aber sehr unschuldig. Das was du ausser dir zu sehen glaubst, siehst du in dir selbst.

Ist noch ein Theil des Vormittags übrig, so besucht man wohl noch einige Künstler-

werkstätten. Man plaudert da sein Stündchen weg, lobt mit, und ohne Ueberzeugung, tadelt in seinem Herzen, und geht fröhlichen Sinnes zum Essen.

Wer wäre auch verlegen um den Abendspaziergang? Du brauchst dich ja nur auf den Plaz von Trinità de' Monti zu sellen, und hinab zu bliken auf die vielen Kuppeln und Zinnen, oder hinaus zu sehen, wie die Sonne im Meere sich allmählich untertaucht, nach und nach der Abend heraufbricht über die alte Stadt. Und da wirst du nicht lange stehen, so zieht dich ein munterer Sänger mit der Guitarre in der Hand hinter sich her, und du folgst ihm wo er hingeht, weilst, wo er stehen bleibt, denkst an das Nachhausegehen, wenn es ihm einfällt.

Oder du gehst in die Villa Borghese. Die schöne Welt findet sich in der kühleren Jahrszeit immer um die Mittagsstunde hier ein. Erfreuen dich nicht die lieblichen Frauen-

gestalten welche aus den Wagen steigen, und fröhlich auf- und niedergehen, so kannst du ja ein einsames Pläzchen im Gebüsche suchen, wo dich nichts in deinen Träumen stört, als der Sang der Vögel, das Getöse der Fontainen und das Säuseln der Winde. Am Ende trittst du wohl noch in den Casino selbst, der die herrlichen Kunstwerke des Alterthums aufbewahrt. Magst du hier allein geniessen wollen, so kannst du es; willst du stillschweigend die Gesellschaften begleiten, so werden dir ihre Bemerkungen oft genug Veranlassung geben, über den Lächerlichkeiten des Lebens seine schlimmeren Seiten hinweg zu lachen.

Wenn die fernen Gebirge sich in ihr herrliches Blau hüllen, die Schatten der Bäume sich verlängern, und die weissen Mauern der Villa Medicis im Abendroth erglänzen, so kehrst du in die Stadt zurük. Im Korso bewegen sich nun die ersten römischen Schön-

heiten in ihren Wagen, und du hast hier Gelegenheit genug wenigstens schöne Köpfe zu sehen. Irgend ein Kaffeehaus bietet dir vor seiner Thüre eine Bank, wo du geniessend und betrachtend sizen kannst, so lange du willst.

Entweder besuchst du nun das Theater, oder eine Gesellschaft, wo du hauptsächlich durch Musik unterhalten wirst. In keiner derselben kann es dir fehlen, dafs du nicht ein schönes Weib erbliktest, mit welcher du ins Gespräch zu kommen suchst. Deine Ansprache wird freundlich erwiedert werden, und es sollte mich sehr wundern, wenn du nicht eine Einladung erhieltest, auch ihr Haus und ihre Gesellschaften zu besuchen.

Ein solcher Tag, mein Freund, ist nur ein gewöhnlicher, so wie du ihn immer durchleben kannst. Andre, welche durch grofse Festlichkeiten u. dgl. noch merkwürdiger werden, stellen sich von selbst einla-

dend ein. Ich will dir nichts von diesen sagen.

Du siehst aber, wie viel man in Rom zurükläfst, wenn man sich von der Einzigen Stadt verabschiedet, hast du dich auch nicht noch von besondern Gegenständen der Liebe und Freundschaft zu trennen.

Die Wehmuth, mit welcher ich zum Thore von St. Giovanni hinausfuhr, wuchs mit dem weiteren Vorrüken auf der so öden Kampagne von Rom. Freilich hat man hier die Gebirge von Albano, Frascati und Tivoli im Auge; aber auch dieser Anblik, verbunden mit den schönen Erinnerungen an dort genossene Freuden, war nicht im Stande mich aufzuheitern. Erst auf den Höhen von Albano, in der üppigen Vegetation von Aricia und Gensano, unter den mannichfaltigen Blumen womit der Weg umkränzt ist, schliefst sich das Gemüth der reizvollen Nähe und der grofsen Ferne auf, wie sie im Morgen-

schimmer da liegt, vom Meere, als von einer ungeheuren feurigen Schlange umwunden. Hier begegneten mir schöne, blühende Gesichter, und volle von Gesundheit strozende Menschenformen.

In Veletri verweilt man gerne, um das Museum des Kardinals Borgia zu sehen. Der Maltheserritter, sein Neffe, nahm mich auf die Empfehlung des Oheims freundlich auf, und zeigte mir die Schäze dieser in ihrer Art gewiſs einzigen Sammlung. Aufrichtig gestanden, machte sie nicht den besten Eindruk auf mich. Es waren freilich da zu sehen Gözen aus allen Zeitaltern, von allen Nazionen und von abscheulichen Formen. Aber wenn man von Rom kommt, kann das nicht erfreuen. Mag man mir immer sagen: auch das hat seinen Nuzen! Meinetwegen, ich will es euch gerne glauben; nur erlasset mir die Mühe, zu wissen, ob die alten Egiptier ihren Gott mit oder ohne Schwanz verehrt haben.

Ein Stük, das ich in dieser Sammlung sah, gehörte zwar nicht zu derselben war mir aber merkwürdiger als Alles andre. Es war ein italienischer Bischof, welcher auf seiner Durchreise hieher gekommen war, um dem Kardinal nachher sagen zu können, auch er habe seine Sammlung bewundert. Das wird nun freilich dem guten Kardinal ganz gleichgültig seyn; aber ich versichre dich, der Mann hat aus allen Leibeskräften bewundert. Die unwissenden Fragen, sein kindisches Anstaunen der unbedeutendsten Dinge bewiesen mir freilich, daſs, wenn Bolingbrokes Saz: „nichts zu bewundern sei der höchste Grad der Weisheit," auch übertrieben, doch der andre: „daſs alles Bewundern der niedrigste Grad der Dummheit sei," desto wahrer ist. Seine höchste Exstase bemerkte ich in dem sogenannten Museo sacro, wo nichts als christlich-kirchliche Alterthümer zu schauen sind, und ich konnte

mich des Gedankens an jenen Schuster nicht enthalten, der an einem Gemälde des Zeuxis oder Apelles einzig die Sandalen einer seiner Figuren bewunderte. Die alte Bischofsmüze, welche hier war, gewann seine vorzüglichste Aufmerksamkeit. — «Damals,» sagte er — und dies war die einzige Bemerkung, die ich aus seinem Munde hörte — «damals waren die Bischöfe noch arm, e per questo erano santi;» ja wohl, Bischof, damals war es anders. Nur hättest du bei diesen Worten nicht auf den grofsen Saphir in deinem Ringe bliken sollen; dein Auge sprach etwas anders, als den Wunsch, in solchen Zeiten Bischof zu seyn. Es gefällt dir besser in denen, wo der Reichthum dir die Mühe erspart, ein Heiliger zu werden!

Die pontinischen Sümpfe, welche den Reisenden bald, nachdem er Veletri verlassen hat, aufnehmen, haben im Frühjahr ein sehr freundliches Ansehen. Die Strafse ist vor-

treflich, und immer mit Bäumen eingefaſst.
Das üppigste Grün liegt über dem Wasser,
so weit beinah das Auge reicht, und nur
das kränkliche Aussehen der Bewohner, die
schönen, aber beinah öden, Häuser erinnern
an die Gefahr der Atmosphäre, in welcher
man sich bewegt. Die Gasthöfe sind er-
bärmlich, und die von Terracina nicht viel
besser, wenn man gleich noch theurer be-
zahlen muſs.

Von diesem Orte aus geht die Straſse eine
Zeitlang am Meeresufer hin, bis in die Nähe
von Fondi, wo dich schon der neapolitani-
sche Himmel aus den goldenen Orangen
seiner Gärten anlacht. Freilich verliert diese
Vegetation beim weiteren Wege viel von
ihrem freundlichen Aussehen, aber dafür
gewinnen die Meeresufer durch schönere
Linien und den Golf von Gaeta. Auch zeigt
man dir schon in weiter Ferne den rauchen-

den Vesuv, und die Erwartung wird desto grösser.

Unbedeutende Ruinen sieht man an diesem Wege. Eine, welche mir weniger wegen ihres Alterthums, als wegen eines schönen Zugs aus dem Karakter des Königs Alfons von Arragonien gefiel, wird für ein Ueberbleibsel einer Villa des Cicero ausgegeben. Als dieser König Gaeta belagerte, so befahl er, diese Trümmer zu schonen, „indem er," wie er sagte, „lieber die Belagerung aufheben, als diese zerstören wollte." Es war der König Alfons, von welchem sein Freund, Anton von Palermo, ohne Verdacht der Schmeichelei sagen konnte, was man wenigen Männern in der Geschichte nachrühmen kann: „Mihi quidem satis abunde exploratum et compertum est, Alphonsum cum pueris innocentia et puritate, cum adolescentibus strenuitate et viribus, cum viris prudentia et consilio, cum senibus gravitate et

auctoritate, cum acutis subtilitate ac argutia, cum ingenius candore et simplicitate, cum omnibus denique ingenio, doctrina, virtute, arte et sapientia contendisse."

Weiterhin aber wird der Weg sehr unangenehm. Die Gegend am Garigliano, über welchen man in einem weiten Fahrzeug sezt, ist äusserst öde. Lieblicher werden die Umgebungen von Capua, wenn sie gleich heutzutage nicht mehr die ehemaligen Gefahren für einen neuen Hannibal haben. Je näher gegen Neapel, desto üppiger wird die Vegetation. Die Strafse ist von majestätischen Pappeln umgeben, durch welche sich die Perspektiven in die hohen Rebengeländer der Felder eröffnen. Mit einem Mal befindest du dich in dem Menschengewühle von Neapel, wo es immer ein Paar Tage braucht, ehe du zum ruhigen Beobachten kommen kannst.

Capri, den 26. *April* 1804.

Von Neapel aus betrachtet, mein Freund, zeigt sich die Insel Capri in ihrer ganzen nördlichen Länge. Der Himmel muſs sehr umwölkt seyn, wenn ihre Umrisse nicht ganz sichtbar seyn sollen. Bei heiterem Wetter und einem klaren Horizont, kann man sogar die weissen Häuser des untern Theils der Insel erkennen. Sie hat, von hier aus angesehen, etwas sehr Kühnes, was dem gröſsern Ischia, troz seines hohen Ezomeo's, fehlt. Man fühlt sich daher auch weit stärker gereizt, die Reise dahin zu machen, als nach den übrigen Inseln des groſsen Meerbusens von Neapel. Ob es viel brauchte, meine Neugierde anzuziehen, wissen Sie. Wie lieb war es mir daher, als sich eine kleine, aber gute Gesellschaft zusammen fand, um die Fahrt nach dem Eiland zu unternehmen, das in den alten Zeiten einmal den

glänzenden Mittelpunkt der römischen Welt-herrschaft ausmachte!

Wir waren unserer Sechse an der Zahl, die wir uns auf einer kleinen neapolitanischen Barke, von fünf Seeleuten geführt, einschifften. Morgens um sieben Uhr fuhren wir, fast bei gänzlicher Seestille und heiterem Himmel aus dem Hafen von Neapel. Nach einer Fahrt von einigen Stunden, als wir eben den Vesuv zur Seite hatten liegen lassen, stellte sich ein starker Scirocco ein. Wir mufsten gegen denselben lavieren, und hatten dabei den Vortheil, der Küste des Landes wieder näher zu kommen. So waren wir nicht zu entfernt, um die schöne Ebene von Sorrento ganz nahe vor unsern Augen zu sehen. Blos über den Bergen oben hiengen weisse Wolken, welche einem halb aufgezogenen Vorhang ähnlich waren, der nichts als das reizendste Land vor unsern Bliken entrollt hatte. Schwerlich kann es

eine gefälligere Ansicht geben, als die der eben genannten Stadt mit ihrer Umgegend. Das Seeufer senkt sich hier zwar ganz steil, aber nicht scharf und wild in das Meer hinab, und scheint auch nach und nach von den Wellen bis zu dieser Form abgewaschen zu seyn. Herrlich angebaut ist es bis da, wo es sich niedersenkt, und unter dem schönen, tausendfach wechselnden Grün leuchteten die weissen Häuser von Sorrento, mit seinen Villen freundlich abwechselnd, heraus. Man glaubt es so recht zu fühlen, dafs in diesem, rings herum von wilden Bergen eingeschlossenen, Thal, unter dieser schönen Natur, die zarte Seele Tasso's sich entwickeln mufste, wie sie sich in seinen Gedichten darstellt. Wenn er uns Armidens Zaubergärten schildert, so mag er manchen der Züge, welche uns so lebendig anlachen, aus seiner Vatergegend genommen haben.

Der Wind wurde, wie wir uns Capri eben

nähern wollten, immer stärker. Unsre Seeleute getrauten sich nicht die Insel zu erreichen, und liefsen, ob es nun nöthig war, oder nicht, weifs ich nicht zu entscheiden, in Massa ein. Dieses kleine Dörfchen liegt einige Meilen von dem Vorgebirge entfernt, dem es den Namen gegeben hat (Capo di Massa). Seine Häuser ziehen sich an den Bergen hinauf, welche gut angebaut, und ziemlich fruchtbar zu seyn scheinen. Meist zwar von Fischern bewohnt, scheint die Bauart der Häuser einigen Wohlstand anzuzeigen; allein die Bewohner versicherten es uns selbst, dafs sie sehr arme Leute seyen. Und wenn wir dem Mangel, welcher in der Schenke herrschte, glauben durften, so hatten sie keine Unwahrheit gesagt. Bange war es uns vor dem Gedanken, bange, in derselben eine Nacht zuzubringen, und wenn ein Tempel des Oeolus hier gewesen wäre, so hätten wir ihm wohl recht gerne ein Stük von dem

Eierkuchen geopfert, welcher unser Mittags-mahl ausmachte, damit er uns mit gutem Winde seegnen möchte. Aber auch ohne dieses neigte er sein Ohr zu unsern Wünschen, und nachdem wir einige Stunden hier zugebracht hatten, ward das Meer wieder ruhiger, dafs wir noch diesen Abend Capri zu erreichen hoffen durften.

Die Zeit, welche wir hier zubrachten, unterhielten wir uns indes so gut es gehen mochte. Ein Spaziergang auf die Höhen, wo wir uns im Schatten eines Oelbaums lagerten, und die Unterhaltung mit einigen Seeleuten, welche sich in unserer Schenke einfanden, vertrieben uns einige Stunden. Es war besonders einer unter denselben, der auch in seinem Kreise die Rolle des Buffone darstellte, welche man in den höhern Zirkeln dieses Landes so häufig antrift. Mit einer Thersitesgestalt verband er eine Menge lächerlicher Bewegungen, womit er alles,

was er sagte, begleitete. Mit Sprüchwörtern und Spottreden vergalt er uns die Gläser Weins welche wir ihm einschenkten. Und als wir uns einschifften, kam er auch so wenig aus seiner Rolle, daſs er uns noch in der Ferne den freundlichen Wunsch nachrief: Iddio vi faccia tutti schiavi *)!

Nach einer Fahrt von etwa einer Stunde landeten wir an unserm Eiland. Es senkt sich hier nach und nach bis an die Meereswellen herunter, und gestattet da die einzige Ansicht seines Innern. Von Marina an, so heiſst eine Anzahl am Landungsplaze stehender Häuser, steigt das Land terrassenmäſsig in die Höhe. Auf der Ostseite machte sich, durch eine nicht allzusteile Erhöhung der Berg; mit den Ruinen der Kaiserpaläste, von dem Thale los; auf der andern steht die ungeheure Felswand, welche Capri von Anacapri trennt, wie eine gewaltige Mauer

*) Gott mache euch alle zu Sklaven!

da, die sich von einem Ufer zum andern hinstrekt. Zwischen diesen beiden Bergen liegt das freundlichste Thälchen, das die Natur auf allen Seiten, wie zum Wohnsiz eines der Welt entflohenen liebenden Paars, umschirmt, und zu welchem sie nur Einen Zugang offen gelassen hat, um es finden zu können. Oben in demselben liegt das Städtchen Capri, das durch die sonderbare Bauart seiner Häuser einen wunderbaren Effekt hervorbringt. Weiter hinauf wird die höchste Linie des Thals durch einen runden Hügel angenehm unterbrochen, auf welchem ein altes Castell, und, wenn ich nicht irre, ein Nonnenkloster liegt. Das Ganze ist vortreflich und mannigfaltig angebaut; überall durch die Felder sind freundliche Häuser zerstreut, und ohngefähr in der Mitte der Anhöhe liegt die Villa Thorold, wo wir wohnen.

Besonders gefällig war die Ansicht des

ganzen Thälchens, als wir ankamen. Die Sonne stand ihrem Untergange nahe am Himmel. Nur einen kleinen Theil desselben trafen ihre Strahlen. Im ernsten Schatten lag das Uebrige da, sanft beleuchtet aber war der Vodergrund. Schwarz stand die Felswand von Anacapri, hinter ihr hervor zog sich eine Spize von Ischia, in purpurnen Dunst gehüllt, und schloſs sich an das Vorgebirge von Misene, das nur noch, wie ein ferner Nebel, sichtbar war. Von den Balkons unserer Wohnung genossen wir lange noch dieses schöne Schauspiel, bis sich die Sonne nach und nach in das Meer untergetaucht hatte, und die Nacht immer stärker von Anacapri herunter sank.

Capri, den 27.

Die vortreflichste Milch war heute unser Frühstük. Die ganz eigene Vegetation der Insel giebt ihr einen Wohlgeschmak, den

sie nur auf den Schweizeralpen hat. Herrlich gestärkt durch dieses in Italien so seltene Getränk, sezten wir uns auf unsere Esel, um die Reise nach Anacapri anzutreten. Anfangs windet sich der Weg durch die Gärten des Thals langsam in die Höhe, bis er, näher gegen die Felswand und das Meer zu, desto steiler wird. Wir waren sehr begierig auf die sogenannte Scalinata, vor der uns die Fragmente über Italien etwas bange gemacht hatten. Wir fanden uns aber in unserer Erwartung, wenigstens in so fern, getäuscht, als wir auch nicht die geringste Gefahr auf diesem Wege fanden. Zik zak steigt die Treppe freilich steil genug in die Höhe; aber die Stufen sind niedrig und gut erhalten, und auf der Seite gegen das Meer zu bildet eine etwa drei Fufs hohe Mauer eine sichere Brustwehr gegen die Abgründe. Wir waren abgestiegen, und machten die 500 Treppen zu Fufs. Wer sich nicht ent-

schliessen kann hinauf zu reiten, dem kostet das beständige Steigen freilich Anstrengung genug. Bei jeder Wendung der Treppe indefs kann man Halt machen, und man thut dies um so lieber, weil sich von jedem dieser Ruhepunkte aus immer eine schöne Aussicht eröffnet. Auch steht eine Kapelle unterwegs, welche in mir die Vergleichung mit der Via crucis erwekte, mit der diese Treppe freilich in Hinsicht auf den Schweis und die Brustanstrengung, so sie uns kostete, Aehnlichkeit hatte. Indes fanden wir uns doch reichlich belohnt, als wir die ganze Felswand erstiegen haten. Wir traten, wie durch einen Zauberschlag, in ein paradiesisches Ländchen, welches mir beim ersten Anblik die Jugenderinnerung an die Insel Felsenburg wieder erwekte. Um den Berg der obern Insel zieht sich eine Streke von vortreflich angebauten Lande hin, welches von der Natur mit aller Güte gesegnet ist.

Durch die Felder sind die Wohnungen der Bewohner zerstreut, und man wandert um so lieber durch dieselben hin, als die lezteren einen Karakter von Wohlhabenheit und Reinlichkeit darstellen, wie man ihn nirgends in Italien findet. Ohne indes noch weiter in diese Gefilde einzudringen, sezten wir auf unsern Eseln sogleich die Bergreise weiter fort, um den Monte solare, den höchsten Punkt dieses Eilandes, zu besteigen.

Da hinauf ist aber der Weg sehr beschwerlich. Er geht beständig über steinigtes Heideland in die Höhe; allein die Wohlgerüche welche der Majoran und andere aromatische Kräuter verbreiteten, die zwischen den Steinen blühten, hielten uns einigermaſsen für unsere Mühe selbst auch dann schadlos, als wir noch den beschwerlichsten Theil des Weges zu Fuſse machen muſsten. Aber man hat ja das Ziel vor dem Auge; und so lange sich der Mensch mit beständiger Hinsicht

auf einen Zwek abmüht, so achtet er der Mühe nicht. Je näher wir ihm kamen, desto höher hob sich die Spize; aber wir schritten immer rüstiger voran, je steiler der Weg wurde. Sonderbar genug ist es, und die Meinung, die ganze Insel seye von Grotten unterhöhlt, bestätigend, dafs wir bei jedem starken Fufstritt es hohl unter uns tönen hörten. Unangenehm aber war es uns, als sich nach und nach, noch ehe wir die Spize erreicht hatten, Nebel aus der Tiefe erhoben, und das Haupt des Berges umhüllten. Denn gerade die Aussicht von demselben ist der Lohn der Mühe, ihn zu ersteigen, und um diesen Lohn auch hatten wir uns ihr unterzogen. Allein bei dem Wechsel der Winde, und bei der immer mehr sich vergröfsernden Sonnenhize, hofften wir doch noch auf eine glükliche Aenderung, und gaben die Hoffnung auch nicht auf, da wir uns auf der Spize ganz in Wolken einge-

hüllt sahen. Ja es hatte etwas Erhabenes, über diese Wolken hinweg in die klare See hinunter zu bliken, dafs mich dieses Spiel der Natur nicht im geringsten reuete. Es ward vielmehr abwechselnder, je länger wir uns verweilten. Denn ob sich gleich anfangs ein dichter Nebelschleier über die ganze Insel hingelegt hatte, und Wolkenstreife in der Tiefe uns die Aussicht auf das feste Land trübten, so rifs er doch an manchen Stellen plözlich hinweg, und zeigte uns das Inselland nur um so frischer, und so — wenn man das Höchste mit dem Gemeinen vergleichen dürfte — als wäre man mit einem nassen Schwamm über dasselbe weggefahren. So zeigten sich plözlich auf der einen Seite des Berges die fröhlichen Gefilde von Anacapri, am Rande von der heitern See umkränzt; auf der andern aber stürzte sich ein tiefer Abgrund auf zakichte Felsen hinab, vor denen es dem Auge selber bangte. Weiter

hin stellten sich, wie durch einem trüben Flor, die entferntern, in das Meer hinein gepflanzten Felsen dar, und die Sonne, welche durch den Nebel in die Fluthen schien, bildete ein höchst eigenes Lichtspiel, das die Feder eben so wenig beschreiben, als es der Maler malen könnte. Die Insel glich von dieser Seite einer Festung, welche die Natur selbst gewaffnet hat; denn die Felsen waren eben so viele Palisaden, an die sich gewiſs kein Angriff wagen wird. Eben so schnell ward auf einmal der Vorhang aufgezogen, welcher bisher die Seeküste, von Gaeta an bis nach Salerno hinunter, verhüllt hatte. Um so überraschender, da sie sich eben so schnell zeigte, als wieder verschwand, war diese Aussicht, und wie die Phantasie das, was das Auge nur plözlich vorüber eilen sah, mit so brennendern Farben ausmalt, so däuchte mir auch, was ich hier gesehen hatte, um so idealischer, und es prägte sich mei-

nem Gedächtnisse darum desto tiefer ein, je plözlicher entstehend und wieder verschwindend die Erscheinung gewesen war.

Auf der südlichen Spize des Berges von Anacapri steht die Wohnung des Einsiedlers, welche wir nun besuchten. Der Alte begrüſste uns mit einem Handkuſs, dessen wir uns nicht erwehren konnten. Er führte uns durch die Kapelle in seine ärmliche Wohnung, von der aus man das Thal der untern Insel, wie einen groſsen Garten, überschaut. Armuth, Nebel und Winde waren es hauptsächlich worüber er klagte, und das Auge konnte sich leicht genug überzeugen, daſs seine Klage gegründet war. Für einen Mann, welcher das Puppenspiel des Lebens in der Einsamkeit betrachten wollte, wäre hier der Standpunkt. Die Aussicht auf die kleine Insel, auf das seegelreiche Meer, auf die Küsten von Sorrento und Salerno, und auf den ungeheuren Ameisenhaufen von Neapel,

noch mehr aber das vielfache Spiel der Natur, könnten ihm, bei einem reichen Schaze von Erfahrungen und Naturkenntnissen, den schönsten Stoff zum Nachdenken geben, wenn die Leidenschaft in seinem Innern eben so ruhig wäre, wie sie sich in dieser Entfernung ihm von Aussen darstellt. So aber sieht er in einer landenden Barke nichts anders, als die Fische, oder die Fremden, welche sie bringt, von denen er sich ein gutes Mittagessen, oder ein reichliches Trinkgeld verspricht.

Der ganze Monte solare, den wir nun wieder herabgestiegen waren, ist im höchsten Grad wild und unfruchtbar. Zwischen den weissen Steinen nur wuchert üppiges Heidekraut, welches da oben eine ungewöhnliche Höhe erreicht, und am Felsen schon die wollüstige Vegetation des Bodens verkündigt. An dem Fufse des Berges aber, der den Insulanern, wie den alten Egiptiern ihre Pira-

miden, als Stundenweiser dient, legt sich eine Streke des fruchtbarsten Landes hin. Noch etwas in der Höhe schon kann sich das Auge an diesem lieblichen Erdstrich nicht satt sehen, welches in einer Höhe von mehr als 1000 Fuſs über die Meeresfläche erhaben, in einer hohen Ruhe da liegt, der das Treiben des festen Landes gänzlich fremd ist. Je weiter man in das angebaute Feld hineintritt, desto gröſser wird die Veränderung. Alles, bis auf die Linien der Felder, hat hier einen so ganz eigenen Karakter, daſs man in einen andern Welttheil zu kommen wähnen müſste, wenn man nur einen Augenblik das Ufer von Neapel mit seinem weissen Häuserkranz aus dem Auge verlieren könnte. Ueberall zeigt sich nichts als Ordnung, Wohlstand und Reinlichkeit, und die Felder, die Wohnungen und die Menschen, stellen diese drei Vorzüge gleich deutlich und liebenswürdig dar. Die Häuser, welche

meist im Felde stehen, scheinen Landhäuser zu seyn, die man eigens zum Vergnügen angelegt hat, und ihre Bewohner kommen einem wie Menschen vor, welche zur Lust auf dem Lande leben. Nichts ist freundlicher, nichts einladender, als eine Wohnung in Anacapri. Die vielen Steine des Erdreichs sind zu zahllosen Mauern aufgeschichtet, die das Eigene von dem Fremden scheiden. Eine solche ziemlich hohe Mauer trennt den Hofraum des Hauses von der Strafse. Eine grofse Thüre führt durch dieselbe gerade nach der untern Halle des Hauses hin, das durchgängig, und jedes weifs getüncht, schon von der Strafse aus zum Besuch ladet. Aber der Weg über den Hofraum hin, welcher mit Estricht übergossen ist, verführt noch mehr einzutreten. Er ist auf beiden Seiten von runden, weifs gemauerten Säulen umgeben, die, im einfachen Style gearbeitet, eine Art von Portikus bilden, dessen Deke

aus Rebenlaub besteht. Die Dächer der Häuser sind alle gewölbt, heben sich oben ganz flach, halbrund in die Höhe, und erinnern an die Bauart der Barbarei. Beinahe alle haben freistehende Balkons, auf welchen die Weiber, wenn es die Sonne erlaubt, mit ihrer Arbeit sizen. An manchen geht die steinerne Treppe von aussen in die Höhe, und das Ganze gewinnt dadurch ein gewisses luftiges Ansehen, als ob man hier eben so sehr vom Wechsel des Wetters und der Jahrszeit, als vom Treiben und Jagen der übrigen Welt entfernt wäre.

Der höhere Grad von Wohlstand, in welchem die Bewohner von Anacapri leben, stellt sich besonders liebenswürdig in ihrer Kleidung dar. Es war Sonnabend, also der Tag, wo es der gemeine Mann sonst mit der Reinlichkeit seiner Wäsche nicht mehr so genau zu nehmen pflegt, und dennoch bemerkte ich, daſs diese, an den Weibern

besonders, noch blendend weifs war. Ueberhaupt aber zeigt sich in ihrer Kleidung nicht die Armuth der Bewohner des niedrigen Theils der Insel. Unter diesen kann man keinen Schritt thun, ohne von Bettlern umringt zu seyn, da oben aber wird man von Schaaren neugierigen Kinder verfolgt, welchen die Erscheinung eines Fremden etwas neues ist. Aber keines strekt einem die Hand bettelnd entgegen; höchstens bieten sie einen Vögel zum Kauf an, und wir machten uns oft das Vergnügen, einen solchen armen Gefangenen für die Freiheit loszukaufen. In den Gesichtern dieser Kinder ist der tief ausgeprägte Nazionalkarakter der Bewohner von Anacapri mit wunderbarer Uebereinstimmung ausgedrükt; wir konnten in denselben die schönen Züge aber nicht erkennen, welche der Fragmentist über Italien findet. Vielmehr glaubten wir in den Formen überhaupt viel Ausdruk von Kraft, in den Ge-

sichtern hingegen auch eben so viel Stumpfsinn zu bemerken.

Wir sezten unsern Weg bis zu der Nordspize der Insel fort. Es sind hier noch einige elende Ruinen, die man Trümmer einer Villa von Tiberius nennt. Ueberhaupt aber giebt man auf dieser Insel jedem alten Gemäuer, das man sonst nicht mehr zu benennen weiſs, den Namen dieses Kaisers, welcher in der verdorbenen Sprache der Insulaner Temberio heiſst. Auſser höchst unbedeutenden Mauern, und einem kleinen Stük Fuſsbodens von mosaischer Arbeit, sind nur zwo Cisternenöffnungen vorhanden, welche, in einer Entfernung von etwa 20 Schritten, unter der Erde mit einander zusammenhängen. Unter den vielen in dieser Gegend zerstreuten Trümmern erkennt man doch manches nicht ganz unbedeutende Fragment von Verzierungen und kostbaren Steinen, woraus man mit Recht auf die Pracht des Gebäu-

des schliessen darf, welches hier gestanden hat.

Wir kamen gerade gegen Mittag wieder in unsere Wohnung, im untern Theil der Insel, an. Gleich nach Tisch aber machten wir uns wieder auf, um die südliche Bergspize zu ersteigen.

Dieser Berg, welcher nun fast ganz unangebaut da liegt, war in den alten Zeiten der glänzendste Punkt der Insel. Hier befanden sich die zwölf Villen der höhern Gottheiten, welche von der Jupitersville, die Tiber selbst bewohnte, und auf der höchsten Spize des Berges lag, beherrscht wurden. Statt der ehemaligen prächtigen Strafse, die da hinauffführte, geht man jezt auf einem engen steinigten Pfade in die Höhe, welcher selten mehr als Einen Wanderer fassen kann. Ueberall am Wege sind Trümmer, und besonders noch viele Gewölbe zu sehen, die man, nach der gewöhnlichen Weise der Italiener, alle

solche Mauren, deren Bestimmung man nicht mehr genau weiſs, wenns auch nur zehen sind, doch hundert zu nennen, le cento camerelle di Tiberio, getauft hat.

Das Meiste aber ist dennoch verschüttet, und Hadrawa's Grabungen haben wenig gefruchtet. Am bedeutendsten sind noch die Trümmer der Jupitersvilla, welche dem Anschein nach, und dies erst in neuern Zeiten, mit Gewalt zerstört worden ist. Auf der Spize des Berges hat sich ein Einsiedler angebaut, den wir seiner Kleidung nach für einen Husaren gehalten hatten. Eine braune, roth und grün gestikte Jake, eine rothe Müze, braune Pantalons und hohe Stiefeln waren der Anzug, in welchem er uns hinter den Steinen hervor entgegen kam. Er schien ein schöner Geist zu seyn, denn er hatte sein Häuschen über und über mit Versen bemalt, welchen wir es wohl ansehen konnten, daſs er sie selbst verfertigt hatte.

Die meisten derselben erinnerten an Hinfälligkeit und Sterblichkeit; die übrigen ersuchten den Wanderer um eine Gabe, welche ihm die harte Lebenslast leichter machen sollte. Nur in einigen beklagte er sich bitter über das Gesez, welches ihm immer magere Kost anbefiehlt. Er hatte aber überall Neze zum Vogelfang ausgestellt.

Von dieser Spize herunter stürzt sich der Berg beinahe senkrecht in die See hinab. Obgleich nicht der höchste Punkt der Insel, so geniefst man doch von hier aus eine der schönschen Aussichten, die man sich denken kann, und man ist eben nicht in Versuchung, den Kaiser Tiberius über seine Wahl zu tadeln. Ueberhaupt drängt sich einem auch hier, wie in Bajæ und den Gegenden von Tivoli u. s. w. die Bemerkung auf, wie vortreflich die Alten die Pläze für ihre Landhäuser gewählt haben. Hier, wo sich alles vereiniget was die Natur Schönes

und Grosses darstellt, wo er so leicht Alles vereinigen konnte, was Kunst und Wissenschaft hervorbringt, im Genusse der reinsten, und während der höchsten Sonnenhize kühlendsten, Berglüfte, umgeben von Allem was die Sinnen reizen und befriedigen kann, und in der Lage, seinen Wohnsiz, wenn's ihm gefiel zu verändern — hätte sich freilich ein schöneres Resultat aus des Kaisers Leben in Capri ergeben sollen, als es uns die Geschichte darbietet. Vielleicht war es aber gerade diese Einsamkeit, welche seinen Karakter entwikeln mufste; denn dafs sich hier die römische Welt nicht so sehr um ihren Herrscher versammelte, wie in Bajæ, beweifst schon der enge Raum der Insel, so wie die weit geringere Anzahl ihrer Trümmer.

Von dieser Felswand zog sich in ältern Zeiten eine Treppe bis zur See hinab, von der man heutzutage noch einige Stufen erkennt, und welche immer noch für einen

kühnen Kletterer gangbar ist. Dadurch, so wie noch durch andere Treppen, besonders in Anacapri, wird die Meinung widerlegt, dafs dieses einzig und allein durch die Scalinata zudränglich seye. Der Wachtelfang schon würde mehrere Wege nöthig machen, da die meisten Neze am Seeufer aufgestellt sind, und diese Jagd einen der vornehmsten Erwerbszweige der Einwohner ausmacht.

Statt dafs man sonst so gerne den Blik in die Zukunft hinaus richtet, schaut man auf merkwürdigen Pläzen, wie diese Insel ist, in die Vergangenheit. Es kostet einer etwas lebhaften Phantasie sehr wenig, aus diesen Trümmern die Paläste der Vorwelt wieder emporsteigen zu lassen, diese engen Feldwege in prächtige Strafsen, diese mit indianischen Feigen überwachsenen Steinfelder in reizende Gärten umzuschaffen. Aber kurze Zeit nur dauert das Luftbild, und die Zauberinsel sinkt wieder zum Aufenthalt einiger

Tausende herab, welchen es sauer genug wird des Lebens Last zu ertragen.

Sehr ergiebig sind die angebauten Stellen der Insel, aber ihre Produkte werden zu theuer verkauft, als dafs der Arbeiter selbst sie geniefsen dürfte. Der Wein, das Oel, welches er pflanzt, werden nach Aussen verführt, und der erste besonders gehört unter die geschäztesten Weine des Königreichs. Von den vielen Fischen welche sie fangen, von den zahllosen Wachteln, deren sie oft in einem Tage 30 — 40,000 in ihren Nezen finden, und welche im Durchschnitt das Stük zu 3 — 4 Gran verkauft werden, kommt ihrem Gaumen wenig genug zu gut; die nahe Hauptstadt verschlingt das Alles, und der Bewohner von Capri nährt sich fast einzig und allein mit Kräuterwerk. Das Brod, welches er von aufsen kaufen mufs, verzehrt den meisten Gewinn, und was übrig bleibt, davon mästet sich eine Anzahl von Mönchen,

welche sich in der reinen Inselluft wie Unkraut vermehren. Die Gerechtsame derselben hindern sogar die völlige Benuzung des Bodens, indem der zarte Oelzweig nicht überall vor den Klosterziegen gesichert ist.

Neapel den 28.

Diesen Morgen machten wir uns früh auf, um die Reise zu Wasser um die Insel herum zu machen. Wir haben sie auch in etwa 3 — 4 Stunden in unserer von vier Ruderern bewegten Barke geendigt, und ich rathe Ihnen, wenn Sie ja nach Capri kommen, diese Fahrt ja nicht zu versäumen.

Wir fuhren zuerst nach der südlichen Spize. Das Ufer bis dahin war zwar auch sehr steil; aber ohne grofse Formen. Sie vergröfserten sich inzwischen gegen die Spize zu, auf welcher die sogenannte Villa Jovis steht. Die Höhe ist hier erstaunlich, und da sollen ehemals die Verbrecher herunter

gestürzt worden seyn, an denen es freilich unter der Regierung eines Tirannen nicht fehlen kann. Man bemerkt hier einige Höhlen, welche aber unzugänglich sind, und leicht mit andern, die wir später bemerkten, zusammenhängen dürften.

Weiter um die Spize herum wird das Ufer wilder, werden die Gebirgsformen abentheuerlicher. Ueberall sieht man Oeffnungen und Tuffsteingrotten, worunter die della Matromania — und nicht del Matrimonio, wie sie auf Herrn Rehbergs Blatt, das sie darstellt, genannt wird — besonders ins Auge fällt. Man kann in derselben landen; allein wenn die See hoch geht, wie es während unserer Fahrt der Fall war, so ist nicht Raum genug da, um darin zu stehen. Eine Felswand begränzt sie bald; aber über ihr thut sich eine weite Oefnung ins Dunkel auf, welche mit Tuffsteinzaken, wie mit Zähnen, eingefafst ist, und sie dem

Maul eines ungeheuren Thieres vergleichbar macht. Sie ist übrigens ebenfalls unzugänglich, und dürfte sich wohl bis über den Monte solare erstreken, welcher unter unsern Tritten hohl ertönte.

Am malerischsten wird das Gebirge in der Mitte der ganzen Länge der Insel. Hier ist es an manchen Orten in lauter Piramidalformen ausgezakt, welche, gleich Palisaden, eine hinter der andern, stehen. Dabei sind viele Felsen senkrecht ins Meer hinein gepflanzt, und bilden mit den Schluchten des Ufers und den branden der Wogen fürchterliche Kontraste. Einer davon, den die Schiffer il Faraleone nannten, bildet ein grosses Felsenthor, durch welches wir mitten hindurch fuhren. Gewaltig drang die Strömung aus demselben gegen uns her, die Wellen thürmten sich uns von innen her so sehr entgegen, dafs wir weit unter der Meeresfläche schwebten. An diesen Zaken,

so wie in den vielen Grotten, welche sich in die Insel hinein gewühlt haben, bricht sich das Wasser mit furchtbarer Gewalt, und bildet Töne, welche dem entfernten Kanonendonner gleichen, und die wir auf dem Berge auch wirklich dafür gehalten hatten.

An dem Ufer hin erblikt man noch hie und da alte Mauern, welche beweisen, daſs hier ehmals auch Gebäude gestanden sind. Ueberall sind Neze zum Wachtelfang ausgestellt. An vielen Orten steigt man, wiewohl gefährlich genug, ans Meerufer herab.

Mit der nördlichen Spize wird das Ufer wieder niedriger, die Bergformen gemeiner. Anacapri senkt sich hier tief herunter, und seine herrlich angebauten Fluren werden dem Auge freudig sichtbar, das schon lange nichts als die See und die wilden Steine gesehen hat. Ehe man wieder auf dem Landungsplaze zurük ist, kommt man erst an einigen

unbedeutenden Trümmern alter Landhäuser vorüber, in welchen Hadrawa einst graben liefs.

Wir fuhren Nachmittags wieder nach Neapel zurük. Einige Stunden vor Mitternacht kamen wir da an, nachdem uns der ungeheure mit beleuchteten Häusern umgebene Uferbogen lange genug erfreut hatte.

Neapel, den 12. *April* 1804.

Was ich in einem meiner vorigen Briefe über das italienische Theater gesagt habe, hat Ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Sie verlangen von mir eine ausführliche Darstellung der italienischen Schaubühne überhaupt. Aber mufs ich nicht fürchten, Ihre Geduld zu ermüden, wenn ich Ihr Verlangen in dem Umfange zu erfüllen suche, welchen der reiche Gegenstand, und die Sparsamkeit womit die Reisebeschreiber sonst über denselben zu sprechen pflegen, zu erfodern scheint? Werden Sie es sich gefallen lassen, eine Reihe von Briefen über eine Bühne zu lesen, über welche man im Auslande zum Theil gar keine, zum Theil die falschesten Begriffe hat? Wenn ich nicht hoffen könnte, Sie in meiner Darstellung eben so gut manchen bedeutenden Blik gleichsam ins Herz der Nazion thun zu lassen, als

Sie durch mancherlei komische Züge zu unterhalten, so würde ich mich begnügen, die italienische Schaubühne nur von den falschen Vorstellungen zu retten, welche man sich gewöhnlich von ihnen macht.

Lassen Sie mich zuerst von der Menschenklasse reden, welche die italienische Schaubühne ausmacht.

Die Meisten, welche sich in Italien der Bühne wiedmen, sind entweder Leute die sonst kein Gewerbe verstehen, um sich ihren Lebensunterhalt zu verschaffen; oder solche, die bereits mehrere Stände mit schlechtem Glük durchlaufen haben; oder Kinder von Schauspielern, welche schon beinahe in der Wiege, wohl gar schon vor derselben, auf dem Theater erschienen sind. Ein Theil von ihnen ist auch aus gewissen Provinzen, besonders des obern Italiens, gebürtig, die seit uralten Zeiten in dem Rufe eines guten Humors stehen, und entweder wizig genug

sind, andre zum Besten zu haben, oder gutmüthig genug, sich von andern zum Besten haben zu lassen. Es sind natürlich diejenigen Gegenden, in welchen mehrere der italienischen theatralischen Masken entstanden sind, die dieses Vorrecht geniessen, und die Bühne des Landes am reichlichsten bevölkern. Lassen Sie mich Ihnen nichts davon sagen, ob der Lebensgang solcher Leute gerade zu einem guten Schauspieler führen könne. Aber Sie sehen, wie vielen Einfluſs er auf die Moralität des Standes haben mag. Man darf, ohne Unrecht zu thun, behaupten, daſs die Schauspieler Italiens im Ganzen die verächtlichste Menschenklasse ausmachen. Alles Leute ohne Erziehung und Geistesbildung, mit der Niederträchtigkeit, welche so häufig durch eine drükende Lage erzeugt wird, und nicht selten in der öffentlichen Meinung durch zuvor begangene, niedrige Handlungen geschändet, ergeben sie

sich einem Stande, der ihnen einen matten Schimmer von bürgerlicher Existenz, dürftiges Auskommen, und reiche Zeit zum Müssiggange verspricht.

Gewöhnlich wird das Theater an einen Unternehmer (Impressario) vermiethet, welcher auf diese Art oft mehrere Theater in verschiedenen Städten des Landes inne hat. Dieser findet sich dann mit dem Führer (Direttore) einer Truppe ab, welcher die einzelnen Glieder derselben wieder in seinem Sold hält. Dieser Umstand, dafs erst der Theaterunternehmer auf den Führer der Truppe, und dieser auf die Schauspieler zu gewinnen hat, verbunden mit den höchst niedrigen Eintrittspreisen, hat für die Bühne selbst die allerschädlichsten Folgen. Ausser der grofsen Sparsamkeit, mit welcher die Dekorazionen, die Beleuchtung und das Orchester besorgt werden, sucht man natürlich den Schauspieler so wohlfeil als möglich zu

dingen, und der schlechtere wird oft genug dem Besseren vorgezogen, weil er sich mit einer geringern Bezahlung begnügt. Der schnelle Wechsel des Aufenthalts der Truppen, welcher an einem Orte gewöhnlich nur eine Iahrszeit (stagione) von höchstens drei Monaten dauert, verhindert natürlich dafs der gute Schauspieler durch fortdauernden Beifall seines Publikums sich dem Führer der Truppe unentbehrlich macht. Dieser aber begnügt sich gewöhnlich nur einige gute Subjekte in derselben zu haben, und ist mit einer reizenden ersten Frau (Prima donna) einem hübschen ersten Liebhaber, (primo amoroso) und einem tüchtigen Buffo höchlich zufrieden, um sich des Beifalls seines Publikums zu versichern. Nicht selten ist eine einzige schöne Frau im Stande, die sonst erbärmlichste Truppe wirklich in Glanz zu erhalten. Denken Sie sich, welchen Einflufs alle diese Umstände auf die

Kunstbildung des ganzen Standes haben mögen.

Die übrigen Glieder der Truppe sind sodann aber auch meist die erbärmlichsten Wichte, welche Sie sich nur denken können. So wie gewöhnlich die ersten Frauen derselben nicht blos ihre Kunst, sondern auch ihre Gunstbezeugungen, an den Meistbietenden verhandelt haben, so gewinnen sich die Weiber vom niedrigen Range bei derselben blos durch ein Gewerbe ihren Lebensunterhalt, das sich so leicht mit diesem Stande verbindet. Die männlichen Glieder der Truppe lassen sich zu dem jenem Gewerbe verwandten Amt des Mittelmannes gebrauchen, und verschmähen nicht leicht eine Art sich etwas zu gewinnen. Sie machen die falschen Spieler, sizen den ganzen Tag auf dem Kaffeehaus, und harren der Neulinge, welche sie auf eine höfliche Art berauben können. Häufig sind sie Dichter in allen möglichen Weisen,

die für ein gutes Abendessen ihre Begeisterung verdingen, und im Stegreifgesang die Tugenden ihres Wirths bis zu den Sternen erheben. Die nächste beste Hochzeit oder Kindtaufe vergleichen sie für eine Kleinigkeit mit Thetis Hymenäen oder Alexanders Geburt. Sie verschmähen nicht leicht ein Mittel, das unfreundliche Glük zu fesseln. Statt sich durch Sparsamkeit und regelmäfsige Aufführung eines mäfsigen Auskommens für die Tage des Alters zu versichern, werfen sie ihren lezten Heller in den Glükstopf, um sich durch das verderbliche Lotto zum reichen Manne zu machen. Aus gleicher Absicht fanden auch die Revoluzionsideen unter diesem Stande so leichten Eingang. Mancher arme Schöps, der auf der Scene mit Banknoten zu Millionen gespielt, und so manchmal theatralisch für die Freiheit gestorben war, oder gesiegt hatte, dachte sich die Rolle eines Brutus so leicht, um

auf derselben zu der des Krösus aufzusteigen.

Diese Schilderung ist von dem ganzen Stande gewiſs nicht übertrieben, ob ich gleich weiſs, daſs es auch sehr achtungswerthe Glieder unter demselben in diesem Lande giebt. Zum Theil von solchen selbst habe ich die angegebenen Züge erfahren, und ihre frommen Wünsche für die Verbesserung ihres Standes geben ihnen in dem Auge der Vernünftigen eine um so ehrenvollere Ausnahme, je seltener sie unter demselben sind. Aber auch ihnen wird es schwer genug, sich über ihren Stand zu erheben, und sich eine Achtung zu gewinnen, welche sich derselbe so selten zu verdienen sucht. Ihre übrigen Handwerksgenossen hingegen sind so wenig geachtet, daſs sich jede gute Gesellschaft schämen würde, sie in ihren Kreis aufzunehmen. Die an ihnem hängende Verachtung hört zwar da auf, wo sie in Frankreich

ehmals anfing, im Grabe; aber es wird ihnen sauer genug sich bis dahin zu schleppen, wo jede Verfolgung sich endigen muſs.

Die Gründe der geringen Achtung, in welcher die Schauspieler in Italien stehn, liegen groſsentheils in dem bereits angeführten gewöhnlich so verächtlichen Charakter derselben. Unter den Erinnerungen ihres vergangenen Lebens, und den ewigen Kämpfen mit den nothwendigsten Bedürfnissen, gelangt der Schauspieler kaum zu einem Gefühle seiner selbst. Er wird hieran noch durch den Leichtsinn verhindert, mit welchem die Würde des Theaters jeden Augenblik von den Besizern desselben verlezt wird. In den Adventszeiten wird die Bühne nicht selten von Seiltänzern und dergleichen andern lustigem Volke besezt. Einmal sah ich sogar ein Schauspiel von abgerichteten Hunden und Affen auf den nehmlichen Bretern aufgeführt, auf welchen kurz nachher die

ersten Sänger Italiens erschienen sind. Ich brauche Ihnen nur den von Athenæus (B. 1. K. 16.) erzählten Zug anzuführen, um Ihnen durch einen auffallenden Kontrast den Mangel an Selbstachtung anschaulich zu machen, zu welchem die Italiener ihre Schauspieler verurtheilt haben. Die Athener erlaubten einst dem Marionettenspieler Pothinius, auf dem Theater seine Künste zu zeigen, wo sonst die ersten Meisterwerke der griechischen Bühne gegeben wurden; da verliessen Euriclides und Aeschylus, voll Unwillens über diese Verlezung der Würde des Hauses, ihre Size, und giengen weg.

Eine Stufe höher in der Meinung des Volks, aber in der Achtung der Rechtschaffenen gewiſs nicht, steht die Klasse der Sänger und Tänzer. Unter den erstern zeichnen sich besonders die Kastraten durch eine Menge von Lastern aus, welche sie zu den gefährlichsten Menschen machen. Mit der

niedrigsten Feigheit und Schwäche verbinden sie einen Uebermuth und ein hochfahrendes Wesen, das an einem Halbmann unerträglich ist. Selbst der sonst so achtungswerthe Sänger Marchesi, liefs das für ihn höchst freigebige Publikum von Livorno seine Verachtung einst auf eine so übermüthige Weise fühlen, dafs er von demselben beinahe todtgeschlagen wurde. Sie hatten ihn zuvor fast vergöttert. Allein sie äufserten einst ihren Unwillen über seine Launen auf eine vielleicht etwas derbe Weise, und er rächte sich dafür dadurch, dafs er mehrere Abende lang immer die Worte an das Publikum absang: stoccafisi! baccalà! (Stokfische! Stokfische!) zween Ausdrüke, womit man sich im übrigen Toskana über die Livorneser lustig zu machen pflegt. Eine dieser ganzen Menschenklasse eigene Neigung und Geschiklichkeit für die Intrigue bringt nicht selten eine gefährliche Verwirrung unter die

höhern Stände, mit denen sie leben, und macht das Theater selbst zu einem unaufhörlichen Schauplaz von Streitigkeiten und Verfolgungen. Geschmeidig bis zum tiefsten Kriechen, wo sie einen Höhern vor sich haben, lassen sie den Niedrigern ihren Hafs und ihre üble Laune auf die ausgelassenste Weise fühlen. Ihrem unnatürlichen Hange zu allen Ausschweifungen der Wollust kommt ihr unerklärbares Glük, die Weiber beinahe überall auf ihrer Seite zu haben, zu Statten; und der unbegränzte Beifall, welchen die vorzüglichern Künstler unter ihnen geniefsen, kommt noch hinzu, um aus diesen Leuten die unerträglichsten Menschen zu machen. Lassen Sie mich Ihnen nur ein einziges Beispiel von dem lächerlichen Stolze eines Kastraten anführen, das als charakteristisch für diese ganze Menschenklas e gelten kann.

Der Sänger Balthasar Ferri aus Pistoja hatte sich zu seiner Zeit durch sein Talent

die allgemeine Bewunderung von ganz Italien erworben. Wo er hinkam ward seine Ankunft und sein Aufenthalt auf das ausgelassenste gefeiert. Wo er durch die Stadt fuhr regneten Blumen auf sein Haupt. Als man ihn einst in Florenz erwartete, fuhren ihm die Vornehmsten der Stadt gegen drei Meilen weit entgegen. Ein Ritterkreuz erhob ihn fast beispiellos über seinen Stand. Geschenke und unverhältnifsmäfsige Bezahlung bereicherten ihn so sehr, dafs er noch in guten Jahren das Theater verliefs, und sich in der Gegend von Neapel ankaufte. Ueber seinen im kostbarsten Geschmak ausgezierten Palast liefs er die Worte schreiben: Amphion Thebās, ego domum. Aber ein wiziger Kopf züchtigte seinen Hochmuth durch die beissende Inschrift: ille cum, tu sine welche er unter sie sezte.

Die grofse Vorliebe der Nazion für den Kastratengesang hat bisher die abscheulichste

aller Verstümmlungen erhalten. Aber ein solcher Mensch wird — wenn er mehr als mittelmäfsig ist — auch reichlich genug für das Opfer entschädigt, welches er dem Lieblingsgeschmak seines Volks gebracht hat. Mit der Achtung, welche Männer geniefsen, wird ihm die Aufmerksamkeit zu Theil, womit die Frauen behandelt werden. Diese leztern interessiren sich selbst meist unbegreiflicher Weise für ihn. Man hat Beispiele von den heftigsten Leidenschaften, welche die Italienerinnen für die Kastraten gefafst haben, und ich kenne selbst eine zwar schon verblühte, genuesische Dame aus dem Hause B . . . ., welche den Sänger Marchesi mit der zärtlichsten Zuneigung geliebt hat. Lange Zeit reifste sie ihm überall nach, wo er sang, und man darf in Rüksicht auf seinen allgemein bekannten achtungswerthen Charakter behaupten, dafs sie sich mit dem platonischen Genusse begnügen mufste.

Auf eine dauerhafte Art könnten die meisten Sängerinnen von vorzüglicherem Range ihr Glük befestigen, wenn sie die Jahre des Alters reiflich genug bedächten, und sich von einer Lebensart trennen wollten, die ihnen freilich, so lange sie jung siud, Alles gewährt, was ein leichtsinniges Weib nur immer wünschen mag. Auch eine minder vortheilhafte Gestalt gewinnt durch einen geschmakvollen Anzug, überhaupt durch die Künste der Theatertoilette, einen Reiz, welchem der wärmere Italiener selten widersteht. Kommen dann noch die Schönheiten eines rührenden Gesangs, oder bei Tänzerinnen, der anmuthigsten Bewegungen dazu, nun so ist er im Stande, eine Leidenschaft zu fassen, welche ihn alle andre Rüksichten vergessen läfst. Manche solche Frau hat ein glänzendes Glük durch eine vortheilhafte Heirath gemacht, und noch mehrere würden dies können, wenn ein vernünftiges Weib unter

dieser Klasse nicht so selten wäre. Aufser verschiedenen solchen Frauen in Florenz und Rom, kenne ich besonders eine in Genua, welche durch ihre verständige Aufführung ihren vorigen Stand wirklich vergessen macht. Ein vornehmer Patrizier dieser Stadt hatte die heftigste Zuneigung für sie gefafst. Aber was von den übrigen Weibern ihres Standes für den Reichen so leicht zu erhalten ist, würde ihm nur unter Einer Bedingung zu Theil, welche ein zu grofses Opfer zu fordern schien. Er heirathete sie. Die junge Frau untersuchte sogleich den Vermögenszustand ihres Gatten. Sie fand die vielen Güter desselben mit den gröfsten Schulden belastet, und überzeugte sich bald, dafs nur die strengste Oekonomie sie retten könnte. Diese ward nun sogleich eingeführt. Sie versagte sich und ihrem Gatten die nothwendigsten Bedürfnisse, und lebte einzig und allein ihrem Plane, das Vermögen desselben

schuldenfrei zu machen. Ohne die sonstigen Vortheile der Weiber von Stande zu geniefsen, schränkte sie sich und das ganze Hauswesen auf eine höchst bürgerliche Weise ein, und brachte es auch nach mehreren Jahren dahin, ihrem Manne sagen zu können: wir sind schuldenfrei. Ihre ganze Lebensweise war von der Stunde ihrer Verheirathung an so regelmäfsig, dafs selbst die Verwandten ihres Gatten diesem am Ende gestehen mufsten, er hätte keine bessere Wahl treffen können.

Aber wie selten sind solche Beispiele von Vernunft bei Weibern, die, von Jugend auf dem Schmuz einer liederlichen Lebensart hingegeben, nur unter den Schmeicheleien verächtlicher Liebhaber zu einem undeutlichen Gefühle ihrer selbst, und zu einer übertriebenen Schäzung ihrer Vorzüge gelangen. Denn nichts geht über den Weihrauch, der einem solchen Weibe gestreut wird, wenn

sie mit ihrem musikalischen Talent noch eine reizende Gestalt verbindet. Die glänzendsten Feste werden ihr zu Lieb gegeben, bei welchen sich aber freilich nur Männer einfinden. Billington und Grassini wurden so kurze Zeit nach einander in Livorno gefeiert, und einige griechische Kaufleute liefsen der Einen zu Ehren sogar silberne Medaillen, sechs Paul — beinhe einen Thaler werth — schlagen, welche in den 150 mit Menschen angefüllten Logen des dortigen Theaters an Jedermann ausgetheilt wurden. Mit Gedichten sie zu feiern, ist etwas so gewöhnliches, dafs man kaum mehr davon spricht. So verwöhnt, und ohne die entfernteste Geistesbildung, verbinden diese Weiber mit dem ausgelassensten Uebermuth einen Grad von Stumpfheit, welcher den Umgang mit ihnen ganz unerträglich macht. Ein sehr wiziger Italiener, der Abbate Zacchiroli, welcher diese Menschenklasse genau genug kannte,

entwirft von einer Sängerin folgendes, im Ganzen etwas übertriebene Bild, zu dem sich aber gewifs manches Original findet, an welchem man nicht einmal die Ueberladung abzurechnen hat.

„Die Mademoiselle Tonnina," schreibt er an seinen Freund Albergati, „welche dir mein Empfehlungsschreiben bringen wird, ist ein Mädchen zwischen 16 und höchstens 18 Jahren. Troz ihrer Jugend wirst du sie doch reich an Kleidern, Edelgesteinen, Dosen, Ringen, Uhren und andern dergleichen Kleinigkeiten finden. Sie ist zuerst im Theater von Coventgarden in London aufgetreten, und die edelmüthigen Engländer haben ihr musikalisches Talent reichlich genug belohnt. Im Ernst, sie mufs eine grofse Virtuosin seyn; denn sie ist schön, wie die Liebe, und vielleicht anmuthiger als die Grazien selbst. Blonde Loken, welche über das sie umschlingende Haar hinaus wallen, eine griechische

Stirne, eine römische Nase, feurige, aber doch schmachtende Augen, einen Purpurmund, mit einer Reihe von Zähnen, wie aus Perlen geschnizt, einen Hals, weifs wie Alabaster, ein Kolorit aus Rosen und Lilien gemischt. — Die Natur erschöpfte sich, ihre kostbarsten Geschenke über dieses herrliche Mädchen auszugiessen. Zudem versteht sie die englische und französische Sprache von Grund aus, denn sie hat es so weit gebracht, sagen zu können: my dear heart und je vous aime à la folie."

„Madame Bijabo, die würdige Mutter der Mademoiselle Tonnina, ist das seltenste Geschöpf, das du unter allen Virtuosinnenmüttern finden kannst. Sie wird dir sagen, dafs sie von Adel ist, aber dafs sie, ich weifs nicht welchen Schurken von Mann gehabt, der sie unglüklich gemacht; oder dafs sie ihre unglükliche Lage einem kostbaren Prozefs zu verdanken habe, welcher den Grofs-

vater ihres Urgrofsvaters zu Grunde richtete, und dafs sie sich nur nach unsäglichem Widerstande entschlossen habe, ihre Tochter auf das Theater zu geben. Sie wird dir sagen, dafs Fürsten, Herzoge, Grafen und Mylorde alles mögliche gethan haben, ihre Unschuld zu verführen, nemlich die des armen Mädchens, aber sie sei so tugendhaft, dafs sich gewifs keiner rühmen könnte, nur den kleinen Finger ihrer linken Hand berührt zu haben. Dann wird sie eine lange Lobrede auf die schönen Eigenschaften der kleinen Tonnina halten, welche damit endiget, dafs du der erste Kavalier seist, der das Glük habe, sie öfters zu besuchen.»

«Alles das wirst du von einer kleinen, feisten Figur hören, deren Arme von ungleicher Länge sind. Ihre Nase und ihr Kinn sind einander so gewogen, dafs sie sich beinahe berühren. Du wirst an ihrer Oberlippe ein gewisses gelbliches Kolorit

bemerken, das von Tobak herrührt, womit sie immer beschmuzt ist. Ihre Haut ist ein nufsfarbichtes Fell. Sie hat fast keine Zähne mehr, und vorne zwischen den obern ist eine fürchterliche Leere. Ehemals war sie galant, und ich habe mancherlei Geschichten von ihr gehört; auch soll sie vor dreifsig Jahren nicht ganz häfslich gewesen seyn."

Dieses leztere Karikaturbild einer Virtuosinmutter, welche in der frivolen Sprache der Theaterfreunde la mammaccia heifst, ist völlig nach der Natur gezeichnet. Um ihre Delikatesse nicht zu beleidigen, habe ich einige eben so wahre Züge weggelassen, welche die minder sittsame italienische Sprache leichter verträgt. Sollten Sie begierig seyn ein solches Weib näher kennen zu lernen, so verweise ich Sie auf die sehr wizig geschriebene Novelle von Kasti, il Vescoro di Praga, worin eine mammaccia mit aller möglichen Freiheit darge-

stellt ist, welche die Götter des Scherzes nur immer erlauben dürfen. Nach dem gewöhnlichen Schiksal der verächtlichsten Klasse von Weibern läſst sie sich zur Mittlerin eines Handwerks gebrauchen, das sie selbst in ihrer Jugend getrieben hat, und bereut in der schmuzigsten aller Lagen die Tage derselben, welche sie mit Leichtsinn ungenuzt vorbeistreichen lieſs; ohne der armen Kreatur übrigens, die ihr in die Klauen gefallen ist, einen bessern Weg zu zeigen. Sie können sich denken, daſs auch das dümmste Mädchen durch die lange Gewohnheit, Männer zu reizen und zu betrügen, einen gewissen Grad von Schlauheit erhält, welcher ihr in den ersten Augenbliken leicht das Ansehen eines freien Geistes giebt. Wenn aber die in Rom so gepriesene Sängerin B . . . . . an einen ihrer Freunde ein Billet folgenden Inhalts schreiben kann: „Mit aller Sehnsucht der Liebe

erwarte ich dein Portrait. Gieb aber genau acht, dafs die Brillanten um dasselbe herum recht grofs und klar sind; denn ich liebe sie sehr." so kann jene Schilderung der Mademoiselle Tonnina eben nicht so sehr überladen seyn, und man stimmt dem französischen Sprüchwort gerne bei, welches einen Dummkopf une bête, comme un Musicien nennt.

Aber noch wahrer ist dies bei Tänzern und Tänzerinnen. Man hat überhaupt die Bemerkung gemacht, dafs Leute, welche ihre Körperkräfte gewaltsam üben, an der Kraft des Verstandes leiden, und dafs, seit jenem berühmten Aesopischen Tänzer, der so vorzüglich in Rhodus gesprungen hat, keiner dieses Handwerks durch hohe Geistesanlagen geglänzt hat. Um eine Stufe in der Achtung der Nazion noch niedriger gestellt, als die Sänger und Sängerinnen, zeichnen sie sich nur durch noch gröfsern Hoch-

muth aus, wenn es anders möglich ist, diese zu übertreffen. So viele habe ich gefunden, welche jenem thörichten französischen Tänzer gleich, in einer Rhodomontade, wie die mit Friedrich dem Grofsen und Voltaire'n der gröfste Kopf zu seyn, ausbrechen könnten, auch ohne nur würdig zu seyn Vestris die Schuhriemen aufzulösen.

Ein vollständig gut beseztes Schauspiel findet man nirgends in Jtalien. Bei der Oper und beim Ballet ist dies der nemliche Fall; nur sind in diesen beiden die übrigen Glieder, ausser den ersten Künstlern, wo möglich noch schlechter als im Schauspiel. Die Chöre, die schweigenden Personen sind aus den niedrigen Ständen des Orts genommen, und machen oft genug zu lachen, wenn sie sich in Rollen römischer Senatoren, griechischer Helden und türkischer Priester mit der gröfsten Ungeschiklichkeit von der Welt benehmen. In den Ballets besonders sind

die Stellen der Figurantinnen für den Theaterunternehmer sehr einträglich. Denn die liederlichen Weiber der Stadt lernen alle einige Tanzschritte machen, und bezahlen gerne eine Summe, um unter dem Titel, Tänzerinnen, den Verfolgungen der Polizei nicht ausgesezt zu seyn.

Ausser den ersten Virtuosen in der Oper sind die Sänger vom niedrigen Range ganz erbärmlich besoldet. Die Bezahlung der erstern verschlingt beinahe alles, was auf die ganze Truppe verwendet wird. Und kaum zufrieden mit einer Bezahlung, welche dem verdientesten Manne kaum für Jahre lang dauernde Arbeiten zu Theil wird, glauben sie einen Theaterunternehmer noch höchlich zu ehren, wenn sie sich mit ihm in einen Vertrag einlassen. Ein solcher Virtuose, männlichen und weiblichen Geschlechts, hat eine Menge Capricen, mit denen sie ihn quälen, und welche nicht selten den schäd-

lichsten Einfluſs auf die theatralische Darstellung selbst haben. Unter den übrigen Gliedern der Truppe durchkreuzen sich gewöhnlich so viele Leidenschaften, daſs hinter den Kulissen beinahe ein unaufhörlicher Krieg geführt wird. Alle suchen sich bei den Künstlern vom ersten Range auf die niedrigste Art einzuschmeicheln, weil sie durch ihren Schuz jezuweilen unter bessern Bedingungen einer Truppe angeflikt werden, und beneiden sich gegenseitig über die Fortschritte, welche sie in der Gunst desselben machen. Die Verläumdungen, Rangstreitigkeiten, persönlichen Beleidigungen bilden häufig hinter der Scene Schauspiele, die für den unbefangenen Zuschauer weit merkwürdiger und unterhaltender sind, als die auf derselben vorgestellten Begebenheiten. Wer die geheimen Verhältnisse dieser Leute kennt, dem gewährt das Theater einen doppelten Genuſs. Er weiſs, wie viel es zwei Sänge-

rinnen kosten mag, auf der Bühne in die zärtlichsten Ergiefsungen der Freundschaft und Liebe für einander auszubrechen, wenn sie sich so eben hinter den Kulissen beinahe mit den Nägeln in die Augen gefahren sind. Eine italienische Farçe, welche ich einmal gesehen habe, und die, wenn ich nicht irre, die Schauspielprobe heifst, stellt diese kleinen Kriege auf eine höchst wahre und komische Weise dar.

In meinem nächsten Brief von der Oper selbst.

Leben Sie wohl!



B e i l a g e n.

Anekdoten, Fragmente, Karakterzüge u. s. w.



Kaiser Leopold II.

Das Andenken des Kaisers Leopold II lebt noch, für jeden Deutschen erfreulich, in Toskana. Seine Regierung wird jezt, wie das gewöhnlich der Fall ist, weit richtiger und dankbarer geschäzt, als zu seinen Lebzeiten, wo er in dem alten Adel und der Geistlichkeit die entschiedensten Feinde hatte.

Was ihn beim gemeinen Mann am beliebtesten machte, war seine Popularität. Bekanntlich war sein Hof ohne alles Gepränge, das Leben in der grofsherzoglichen Familie so bürgerlich zugeschnitten, dafs er dadurch selbst seine wohlhabenden Unterthanen be-

schämte. Bei seinen häufigen Reisen im Innern von Toskana safs er gewöhnlich in einem Kabriolet, mit einem einzigen Bedienten, und ohne alle Bedekung. Oefters reiste er sogar mit Gelegenheiten ganz allein, und wenn er sich in Pisa aufhielt, benuzte er manchmal die nächste beste Kutsche, welche nach Livorno abgieng. Einmal war er auf diese Weise in die genannte Stadt gekommen, und Er schikte, um wieder nach Pisa zurükzukehren, alla Tromba, wo man die Gelegenheiten zu Wasser und zu Lande fortzukommen, ausbietet. Man bringt ihm die Nachricht, dafs eine Kutsche da sey, in welche sich bereits eine Person einen Plaz bestellt habe. Er fragt, wer diese sey: der Leibschneider seiner Königlichen Hoheit. — Und Leopold fuhr wirklich mit diesem Manne nach Pisa.

Ein andersmal wählte er bei der Geburt eines seiner Kinder einen alten Kapuziner,

welcher im Geruch der Heiligkeit stand, und einen ehrlichen Bürgersmann von Florenz zu Taufpathen.

Solche Vorfälle mufsten ihm natürlich die Liebe des gemeinen Mannes gewinnen, wie das überhaupt einer der schönsten Züge ist, welche man den Gliedern des östreichischen Hauses nachrühmen kann. Aber die Anhänglichkeit des Adels hätte er dadurch verlohren, wenn er sie jemals besessen. Der alte toskanische Adel hat die Vergangenheit noch nicht vergessen, und die Geschlechter, welche einst mit den Medicis um den Thron von Toskana eiferten, haben den Besiz desselben noch keinem fremden Fürstenhause verziehen. Um wie viel weniger einem Leopold, welcher, wie die Grofsherzoge aus dem Hause der Medicis, nur um die Liebe des Bürger- und Baurenstandes sich bewarb, und den Adel oft, selbst auf eine etwas muthwillige Weise kränkte. Wenn er sogar den Barigello, den

Anführer der Sbirri, welche in ganz Italien, beinahe wie die Henker, verachtet werden, in den Adelsstand erhob, und verlangte, daſs ihm der Zutritt in jede Gesellschaft offen stehen sollte, so dachten die Strozzi, Riccandi, Corsini u. dergl. nicht daran, daſs es einst ihren Streitigkeiten, unter einander, und mit dem Volk, zuzuschreiben war, wenn im Jahr 1316 der Barigello sogar Florenz beherrschte, und Münzen schlagen lieſs, welche noch heutzutage unter dem Namen Bargellino, eine Hauptseltenheit der toskanischen Numismatik ausmachen. Und als er einmal einem vornehmen Cavalier, welcher auf seinen Stand hin Schulden machte, die er nicht bezahlte, am hellen Tage, auf offener Straſse, die Pferde vom Wagen spannen und sie verkaufen lieſs, da vermeinte der Adel freilich, diese Prozedur sey gegen einen Stand nicht erlaubt, welcher das Vorrecht hat, für die infamsten Verbrechen

nicht gehangen, sondern nur enthauptet zu werden.

Leopold hatte das Unglük, nicht nur von seinen Unterthanen, sondern auch von fremden Reisenden falsch, oder wenigstens einseitig beurtheilt zu werden. Natürlich faſsten die leztern die Stimme der Einzelnen im Lande auf, und gaben sie entweder für die der Mehrheit zu einer Zeit, wo sie es wirklich nicht war, oder sammelten ihre Berichte in einer Periode, da die Geistlichkeit alles gegen ihn aufgebracht hatte. Man kennt seinen treflichen Gesezkodex, seine Einrichtungen in kirchlichen Sachen, sein Verfahren gegen die Klöster; aber wer dieses kennt, muſs auch wissen, welche gefährliche Klasse er gegen sich aufgereizt hat. Wenn er am Ende nachgab, und den helldenkenden Bischof Ricci von Pistoja aufopferte *), so

*) Man erzählte mir in Toskana, ohne daſs ich übrigens für die Wahrheit bürgen

bedenke man, daſs er einen Aufstand zu fürchten hatte, dem er, aus Mangel an Truppen, in den ersten Ausbrüchen nicht begegnen konnte, und daſs er vielleicht am Ende eingesehen haben mag, das Land sey für derlei Verbesserungen noch nicht reif, welches auch gewiſs ist. Die Vernünftigen, die wahren Patrioten sind nie seine Feinde gewesen; aber wie viel sind derer? Und sind diese es gerade nicht, welche lieber schweigen als reden, und ihr Urtheil nicht an den

wollte, die nächste Veranlassung zu Ricci's Fall folgendermaſsen: Er hatte den Zustand eines Frauenklosters in Prato so schlecht gefunden, und die Sitten darin so verdorben, daſs er alle Hoffnung zu einer Reform aufgab, und Leopolden, dem er Bericht hierüber erstattete, rieth, es lieber ganz aufzuheben, und ein Conservatorium daraus zu machen. Dies geschah; aber es entstand ein Aufstand, welcher von solcher Wichtigkeit wurde, daſs Leopold sich genöthigt fand, Ricci'n der Ruhe seines Landes aufzuopfern.

nächsten besten Fremden wegwerfen, welcher sie ausforschen will?

Einer der einsichtsvollsten, und am besten unterrichteten Schriftsteller über Italien hat ihm die Gerechtigkeit nicht widerfahren lassen, welche er verdiente. Was Gorani ihm vorwirft, ist, wie das meiste, was er sagt, nicht der Widerlegung werth, weil er darauf ausgieng, nur Böses zu sehen und zu berichten. Aber man beurtheilt Leopolden ganz falsch, wenn man glaubt, daſs er sich von Günstlingen habe leiten lassen. Schon seine, bis zur Ausschweifung gehende Kenntniſs des Details seines Landes, sein eigener heller Vertstand, und seine wissenschaftliche Bildung lassen dies nie vermuthen, und wenn der Barigello den Anschein eines einfluſsreichen Günstlings hatte, so war er in Wahrheit nur sein Spion, und höchstens in Liebessachen sein Vertrauter. Wenn er ihn hoch erhob, so war dies keine Frucht seiner

Gunst, sondern ein Muthwillen gegen den Adel, und ein vielleicht bisarrscheinender Versuch, die Sbirri bei dem Publikum geachteter zu machen. Gianni, welcher dem Barigello folgte, leitete ihn auch nicht, sondern genofs sein Vertrauen nur in einem ungewöhnlichen Grade. Dieser erzählt noch manchmal, wie ihn Leopold oft geplagt habe. Er mufste grofse Pläne, Gutachten u. dergl. niederschreiben, welche, wenn sie mit vieler Mühe fertig waren, von dem Grofsherzog in sechs Zeilen so bündig widerlegt wurden, dafs nichts dagegen einzuwenden war. Dies erfuhren auch andere Minister von ihm, welche sein Scharfblik eben so oft beschämte, als seine tiefen Kenntnisse in der Jurisprudenz. Er liebte es sehr, über wichtige Gegenstände zu sprechen, und wenn er in Pisa war, hatte er alle Abende einen Kreis von den gelehrtesten Männern der Universität um sich. Alle bewunderten da seinen scharfen schnellen

Blik, und die Klarheit, mit welcher er die verwikeltsten Materien durchschaute, und berichtigte.

Immer schäzbar wird sein Gesezkodex bleiben. Ich hörte ihn von Leuten, welche während der kurzen republikanischen Regierung Toskana's an der Spize waren, über alles rühmen, als den Bedürfnissen des Staats im höchsten Grade angemessen, und den Mifsbrauch der fürstlichen Gewalt selbst am zwekmäfsigsten einschränkend. Eben so vortreflich waren seine Polizeieinrichtungen, seine Quarantänehäuser, und seine Zolladministrazion. Toskana verdankt ihm vortrefliche Strafsen, der gemeine Mann einen bessern Jugendunterricht; und wenn er müssige Klöster aufhob, so liefs er dafür viele Kirchen bauen, wo die Kirchspiele zu weitläuftig waren, und vermehrte die Zahl der Landgeistlichen. Vor ihm hatte man die Austroknung der Maremmen von Siena für

eine Unmöglichkeit gehalten. Aber er versuchte es, und es gelang, wenn gleich seine Versezung nach Deuschland die wohlthätige Unternehmung abbrach. Eben so war die Gegend von Livorno gegen Pisa zu sumpfigtes ungesundes Land, welches er in fruchtbare Felder verwandelt hat.

Ueberhaupt kam er dem Unternehmungsgeist jedes seiner Unterthanen auf das wohlthätigste und uneigennüzigste zu Hülfe. Der Nachdruk der französischen Encyklopädie, welcher in Livorno herauskam, konnte auch nur mit seiner Unterstüzung gelingen, und eröfnete dem toskanischen Buchhandel Aussichten, welche leider bald wieder verschwunden sind *). Der päbstliche Hof sah sehr scheel

*) Schon vorher war in Lucca ein Nachdruk der Encyklopädie unternommen worden, welcher jedoch sehr kastriert ist. In Siena fieng man später an, sie ins Italienische zu übersezen; aber die Sache gerieth bald ins Stoken, da man hinge-

zu dieser Unternehmung; aber glüklicher Weise traf in die nehmliche Zeit eine andere literarische Erscheinung, welche Leopold klug benuzte. Es erschien dazumal die satyrische Oper: Il Conclave del anno 1774, Dramma per Musica, da recitarsi nel teatro delle Dame, Roma per il Kracas, 8, welche in Livorno bei Masi gedrukt war, und die feinste Satyre auf den Pabst und sein Kardinalskollegium enthielt. Pius der VI nahm den Scherz nicht so gut auf, als der muntere Grofsherzog, und verlangte von diesem die Unterdrükung jener Schrift. Leopold versprach es ihm gegen die Gefälligkeit, dafs er zu der Encyklopädie

gen in Livorno gegen 60,000 Piaster mit der Unternehmung gewonnen haben soll. Den meisten Fürsten Europa's wurden prächtige Exemplare zugeschikt, welche alle, ausser vom Pabste nicht, der den Empfang nicht einmal anzeigte, mit reichen Geschenken erwiedert wurden.

schweigen möchte. Lezteres geschah; aber die Satyre wurde dennoch ungehindert fort verkauft.

Was man ihm am meisten vorwarf, waren seine Ausschweifungen mit dem schönen Geschlecht. Aber auch hier ist die Sache sehr übertrieben worden. Jene schreiende Geschichte mit dem Gärtnermädchen von Florenz z. B. ist, wie ich ganz gewiſs weiſs, unwahr, und daſs er keine Tugend mit Gewalt verführte, ganz gewiſs. Einst war er in ein Mädchen von Pisa verliebt, das er zu sich bringen lieſs. In der ersten Unterredung lieſs er seine Absicht nicht merken; in der zweiten aber erklärte sie ihm, daſs sie seinen Wunsch nicht erfüllen würde, und es seines hohen Amts unwürdig halte, ein unschuldiges Mädchen zu verführen. Er war verliebt, und Groſsherzog — aber er entlieſs sie mit einem Lob ihrer Tugend, und der Erklärung, daſs er sie nur auf die Probe habe stellen wollen.

Ich will diese kurze Apologie Leopolds mit einem guten Impromptu schliessen, welches ein Pisaner machte, als Kaiser Joseph II in Pisa war. Der Grofsherzog hatte ihm zu Ehren ein grofses Tanzfest angestellt, bei welchem sich die ganze schöne Welt der Stadt befand. Gegen Mitternacht verliefsen sich indefs die Damen, und Leopold bat einige Herren, Taschentücher an den Arm zu knüpfen, um Frauenzimmer vorzustellen, damit der Tanz nicht aufhörte. Ein wiziger Kopf, dem er das nehmliche sagte, antwortete ihm:

Altezza reale,

Questo è un prerogativo riserbato alla Capitale, *)

worin er sehr fein auf ein Laster der Florentiner anspielt, welches übrigens in ganz Italien häufig ist.

*) Königliche Hoheit! Dies ist ein Vorrecht, (dafs Männer Frauendienste leisten) welches nur die Hauptstadt besizt.

Kaiser Paul I.

Der Karakter Kaisers Pauls I von Rufsland und seine Geschichte haben so viel Eigenes, dafs beide, als auf-einander wirkend betrachtet, ihm mehr Mitleiden als Hafs und Verachtung gewinnen müssen. Seine Jugend war bekanntlich nicht glüklich, und wenn er vor seiner Thronbesteigung zu bedauren war, so wurde er nach derselben gewifs nicht beneidenswürdig. Freilich hat er Europa durch eine Entwiklung seines Karakters überrascht, welche dem tiefern Menschenkenner nicht so unerwartet war, als den meisten, welche nichts Seligeres kennen, als die Wonne, die Ersten zu seyn, und sich mit schönen Gedanken von Volksbeglükung wiegen. Zur Ehre der Menschheit will ich behaupten, dafs es wenige Fürsten gegeben hat, welche sich nicht für die besten Herrscher hielten, und sich da, wo die Menschheit

aber sie seufzte, mit dem Gedanken zu trösten wufsten, ihre wahre Gröfse bestehe darin, dem Wohl des Ganzen, auch gegen die schmerzliche Regung ihrer eigenen Menschlichkeit, das Einzelne zu opfern. Eine Entschuldigung ist dies freilich; aber eine schwache, welche vor dem Richterstuhl der Geschichte nicht bestehen kann.

Aber was ist es denn um diese eitele Gröfse, welche den Herrscher für so manche Fesseln, die er sich anlegen mufs, entschädigen soll? Als Kaiser Paul auf seinen Reisen als Grofsfürst in Parma war, wurde ihm zu Ehren eine Oper gegeben, welche ausdrüklich für diese Gelegenheit verfertigt war. Sie hatte den Titel: Alexander und Timotheus, und war von dem Cavalier Rezzonico gedichtet, und von Sarti in Musik gesezt. Während der Aufführung sagte Paul bei den Worten:

E dunque un sogno, un ombra la grandezza
de' Rè! *)

zu Rezzonico: Lassen Sie diese Worte in Gold graben.

Und wahrlich, wer den mächtigen Kaiser, vor welchem vierzig Millionen Menschen zitterten, in seinem Palaste in ewigem Argwohn beben sah, der wird keinen König um diesen Traum von Gröſse beneiden.

*) So ist die Gröſse der Könige denn ein Traum, ein Schatten.

Joseph II.

Glüklicher, als Kaiser Paul I, war freilich Kaiser Joseph II, mit seinem natürlichen Frohsinn, in einer etwas ähnlichen Lage zu seiner Mutter, deren Kronen er lange nicht beerben konnte, wie der russische Grofsfürst. Auch darin aber besteht die Aehnlichkeit der Lage allein. Die Karaktere sind ganz verschieden. Beide sind in Italien gereist; von beiden erzählt man noch mancherlei Geschichten; aber wie verschiedenen Inhalts! Schon seine Gestalt sezte den russischen Grofsfürsten dem Spott der Italiener so gut aus, wie dem der Franzosen, und wenn er nicht immer laut wurde, wie einmal in Paris, so fühlte das ein so oft gedemüthigter, so argwöhnischer Mann dennoch. Reiseabentheuer, wie sie Kaiser Joseph begegneten, konnte er keine haben, weil er sich zu streng an die Formen seines Standes hielt, bei denen sich

ein finsteres Gemüth immer noch am besten zu befinden wähnt. Der muntere deutsche Fürst reiste oft seinem Gefolge voraus, und hatte dafür manchmal den Spafs, für den Kourier des Kaisers gehalten zu werden. Etwas Aehnliches begegnete ihm zu Bologna, wo er in ein Kaffehaus trat, in welchem sich nur der Adel der Stadt zu versammeln pflegte. Man bedeutete ihm, übrigens mit vieler Höflichkeit, dafs es sich von einem Orte entfernen möchte, zu welchem Leute seines Standes keinen Zutritt hätten. Joseph gieng; aber die adelichen Herren erfuhren es nachher, was sie einem Mann gethan hatten, der, nach seiner eigenen Aeusserung, in der Gruft seiner kaiserlichen Väter leben müfste, wenn er in Gesellschaft von seines Gleichen seyn wollte.

Pius VI.

Pius VI hat durch das Unglük, in welchem er sein hohes Alter beschlofs, wieder viel in der öffentlichen Meinung gewonnen. Während er durch die Austroknung der pontinischen Sümpfe, den Bau der Sakristei von S. Peter, des Palastes Braschi u. s. w. die Welt viel von seiner Thätigkeit für das allgemeine Beste, seiner Prachtliebe und seinem Nepotismus sprechen machte, blendete er die Römer und Fremden oft durch seine äussere Würde, und den Glanz, mit welchem er jede Handlung seines Amts zu umgeben wufste. Das Glük hatte ihn hochmüthig gemacht, und wenn er auf seiner unpolitischen Reise nach Deutschland manche Kränkung erfahren hatte, welche ihn über den Zustand der öffentlichen Meinung in Bezug auf die Hierarchie belehren konnte, so erholte er sich dafür in dem eigenen Staate, wo ihn nur

Pasquin zuweilen ein Wörtchen der Wahrheit hören liefs. Er war hochmüthig und jähzornig: eitel, wie eine schöne Frau, buhlerisch, so lange es geben wollte, unternehmend, wenn es auch den Untergang seines Staats kosten konnte, und im Wahn seiner Gröfse so verlohren, dafs er erst spät zur Einsicht seines Sturzes kam, in welchem er erwachte.

Einer meiner Freunde, der selige Mahler Dorfmeister aus Ungarn, hatte Gelegenheit, sich ihm öfters zu nähern, als er sich in der Karthause bei Florenz in Gefangenschaft befand. Wie tief war der stolze Priester gesunken! Er war jezt der gutmüthigste, nachgiebigste, liebreichste Greis geworden, dessen Zustand jeden rühren mufste, der ihn auch ehemals in seiner Herrlichkeit getadelt hatte.

Seine Gesundheit war dahin; er kämpfte lange fruchtlos gegen einen kranken Körper,

und wohl mag dieser ihm die Leiden des Geistes erträglicher gemacht haben, weil der körperliche Schmerz dennoch die Schmerzen des Gemüths überwiegt, wenn diese auch gleich peinlicher sind. Von den tausend Prunkzimmern seines Vatikans waren ihm zwei kleine Zimmer in der Karthause geblieben, das eine zum Schlafen, das andre zum Besuchzimmer. Dennoch war noch ein unbedeutender Nachschimmer seines ehemaligen Glanzes in der Unverschämtheit seiner Dienerschaft übrig geblieben, welche die guten Karthäuser die Ehre ihres vornehmen Gastes theuer genug bezahlen liessen. Nichts davon, dafs sie von den Mönchen immer fettes Essen verlangten, verunreinigten sie das Kloster auf eine ekelhafte Weise, und machten einen Lärm, welcher in der stillen Wohnung nie gehört worden war. Während mein seliger Freund sich bei dem Pabste befand, stritten sich die Diener im Nebenzimmer, und sagten

laut die abscheulichsten Worte und Flüche. Che chiasso! Bst! — welch ein Lärm! Bst! — war alles, was Pius ihnen in einem bittenden Tone sagte, und che chiasso! Bst! alles, was der Kardinal Caraccioli durch die geöfnete Thüre den Unverschämten zurief. Man versichert sogar, daſs ihn einer derselben porco F... ins Gesicht genannt hätte, und daſs der ehemals so stolze jähzornige Mann so leidengeübt gewesen sey, hiezu zu schweigen.

Bourgoing hat ihm in seinem Werke selten Unrecht gethan, und wer es gelesen, der wird ihn in seinen lezten Jahren für die Vergehungen der frühern stark genug bestraft finden. Ich seze hier noch einige Anekdoten bei, welche für seinen Karakter und seine Regierung bezeichnend sind.

Er hatte sich das häſsliche Wort der Italiener C...o sehr angewöhnt, und brauchte es oft im Gespräch über die ernsthaftesten

und heiligsten Gegenstände. Unverhoft trat er einst in eine Kirche, wo eben die Messe gelesen wurde. Aus Diensteifer verlängerte sie der Priester durch einige Gebete, welche er ablas. Dem Pabst dauerte diese Andachtsübung zu lange; er wurde ganz ärgerlich, und liefs nachher den Priester vor sich rufen. Dieser erschien in der Hoffnung gelobt zu werden; aber Pius zupfte ihn tüchtig an den Ohren, und sagte ihm mit gröfster Heftigkeit: voi dovete aggiugnere un c...o!

Oftmals liefs ihn Pasquin bittere Wahrheiten hören; aber diese Sprache war sehr gefährlich, und wer sie gebrauchen wollte, mufste es schlau angreifen, um nicht im Ernst seinen Scherz zu büssen. Einmal kam ein Kohlenträger mit einem Sak auf dem Rüken, und sezte sich, wie um auszuruhen, vor die Bildsäule des Pasquin nieder. An seinen Sak war der Zettel, worauf die Satyre stand, leicht befestigt, und die äussere Seite

mit Leim beschmiert. Als er daher wieder aufstand, und weggieng, blieb dieser hängen, und niemand konnte begreifen, wer es gewagt hätte, am hellen Tage eine Pasquill aufzukleben.

Sehr hoch zu stehen kam aber zween andern ihr Scherz, als sie sich im Karneval über die damalige Brodtheurung lustig machten. Der eine hatte, in der Maske eines Nüsseverkäufers, kleine Brode an eine Schnur gereiht, und rief: kauft Haselnüsse! Ein Anderer hatte sie sich als Knöpfe auf den Rok befestigt. — Aber beide wurden ergriffen, und mit der Korde bestraft.

Zu derselben Zeit kam Pius in das vatikanische Museum, wo ein Piedestal für eine, darauf zu stellende, antike Statue bereits fertig war. Schon trug es die gewöhnliche Inschrift: Munificentia Pii sexti — aber oben lag ein kleines Brödchen darauf, und nichts weiter.

Pius VI und Pius VII.

Man erzählt von dem Kardinal Rohan, dafs, während er zu Rom den Purpur des Kardinals Dubois negozierte, die Tische in seinem Zimmer mit Edelsteinen bedekt waren, von denen er blindlings an die Römer austheilte. Bei seiner Abreise, sezt man hinzu, bedauerte er sogar, dafs er sie nicht alle angebracht hatte.

Urbs venalis, si emptorem invenerit!

Aber wie sehr hat sich dies alles verändert! Sonst eiferten die Gesandten von Frankreich, Oestreich und Spanien durch Pracht und Verschwendung um den gröfsern Einflufs auf die päbstliche Regierung. Heutzutage hat der französische sich desselben so fest versichert, dafs er gar keines jener Mittel mehr nöthig hat.

Freilich, wer es sich recht stark und oft in die Seele sagen lassen will, dafs es nichts

so Festes giebt, was nicht am Ende von der Zeit niedergestürzt wird, mag nach Rom gehen, wo es ihm jeder Stein, der ihm begegnet, laut genug verkündiget. Mitten unter so vielen Ruinen steht jedoch immer noch das Gebäude der Hierarchie, zwar nicht mehr in seiner alten Furchtbarkeit, aber doch noch fester da, als man vor einigen Jahren vermuthen konnte, wo es seinem gänzlichen Zusammensturz so nahe war.

Wer hätte aber auch glauben sollen, dafs des heil. Augustins Eversio rerum publicarum ipsius ecclesiæ incrementum est, in unserer Zeit noch sich bestätigen würde? Als der heil. Dionys seinen Ausspruch in Voltaire's Mädchen von Orleans:

Mes chers Français seront tous catholiques!

wiederholte, da war freilich das Incrementum eben nicht sehr grofs; aber es war schon Glüks genug für die Kirche, wenn sie nur stehen blieb; denn konnte auch schon

der römische Freistaat nicht bestehen, so war es doch auch nicht vorsuszusehen, dafs die alte Ordnung der Dinge sich der so sehr veränderten Zeit wieder anpassen würde.

Die päbstlichen Regierungen haben immer grofse und gefährliche Stürme ausgehalten. Sie bestanden sie eben so glüklich, als der Nachen Petri; aber wahrlich sonst aus ganz andern Gründen, als er sich aus den empörten Fluthen unserer Zeit gerettet hat. Damals war es die Geschiklichkeit des Steuermanns, die magische Gewalt der Worte, mit denen er die Wellen beschwor, die Neuheit und Festigkeit des Fahrzeugs u. dergl. Heutzutage treibt es gleichsam lek und steuerlos auf der wilden See, welche es zu verschlingen nicht der Mühe werth zu halten scheint.

Der Vergleichungspunkte zwischen dem Jezt und Ehemals sind mancherlei. Ich will nur auf einige aufmerksam machen. Zuerst auf die grofsen Verluste an Kunstwerken, welche Rom erlitten hat.

Sie sind unersezlich, und haben diesem Staat eine Wunde geschlagen, die er kaum verschmerzen wird. Wer es weiſs, wie innigst die schönen Künste und ihre Ueberbleibsel aus dem Alterthum mit dem ganzen Wesen des römischen Volks und seiner Regierung zusammenhängen, der wird das einsehen, was hier in nöthiger Kürze nicht auseinander gesezt werden kann. Indeſs ist es jedermann bekannt, daſs manche in der Wanderung der italienischen Kunstwerke nach Frankreich noch ein groſses Glük zu finden wuſsten, indem sie sagten, daſs diese Wanderung durch brittisches Geld ohnedies nach England geschehen wäre, wo sie alsdann ganz für die Welt verlohren gewesen wären. Sonderbar! die entgegengesezte Besorgniſs äusserte zu Ende des 17ten Jahrhunderts ein Engländer in Bezug auf Frankreich. Es ist der Doktor Burnet, welcher in seiner Reise durch Italien im Jahr 1685, (der deutschen

Uebersezung Leipzig 1687) sagt: „In diesem „Lande (Italien) sind die herrlichsten Anti- „quitäten, welche jedoch täglich abnehmen. „Denn nachdem der König von Frankreich „durch seine Agenten alles, was von kost- „baren Statuen und Gemählden feil geboten „wird, kaufen läſset, wird er endlich alle „Schäze in Italien, davon er schon einen „guten Theil besizet, massen wohl kein Po- „tentat in Europa so viel Schildereien hat, „als er, an sich bringen. Auf diese Weise „werden endlich in kurzem alle italienischen „Mobilien in Frankreich zu finden seyn.»

Diese Prophezeiung ist nun freilich auf eine eigene Art wahr geworden. Was die italienischen Staaten Bewegliches besessen haben, wurde eine Beute der glüklichen Sieger, und ein Mittel weiter, ihre Hauptstadt zu der einzigen in Europa zu machen.

Die merkwürdigste Parallele wäre wohl die zwischen Pius VI und seinem Nachfolger, und

weniger in Rüksicht auf ihre Karaktere, als auf die Geschichte ihrer Regierungen. Wie vielen Anlafs zu lehrreichen Betrachtungen geben die Reisen der beiden Päbste; die Reise Pius VI nach Wien, und Pius des VII nach Paris! Der erste gieng mit der Zuversicht aus, durch seine persönliche Gegenwart das zu wirken, was Bullen nicht mehr vermochten, und mufste, in seiner Erwartung höchlichst getäuscht, die unangenehme Erfahrung machen, dafs die Welt anders geworden sey, als sie in den glüklichen Zeiten seiner Vorfahren gewesen war. Pius VII kannte sein Zeitalter, und reiste gewifs mit sehr kleinen Hoffnungen nach Paris. Indefs war der Zwek seiner Reise immer eine schmeichelhafte Anerkennung seiner hohen Würde, welche mit seines Vorgängers Leben in Valence den schreiendsten Kontrast bildete. Die Regierung eines grofsen Volks, das sich noch vor wenigen Jahren ganz vom päbstlichen Stuhl

und seinen heiligsten Sazungen losgerissen hatte, nahm ihn mit aller möglichen Huldigung bei sich auf, und sezte auf seinen Segen die feierlichste Sanction einer neuen Dynastie.

Pius VI und Pius VII stellen überhaupt, beinahe in jeder Rüksicht, die auffallendsten Gegensäze dar. Der erste eitel, wie ein Weib, prachtliebend, verschwenderisch, leichtsinnig, im höchsten Grade seine Familie bereichernd und sein hohes Amt blos in der glänzenden Aussenseite mit Würde verwaltend; der zweite einfach in seinem Leben und seiner Denkweise, sparsam, aufrichtig besorgt für das Wohl seines Volks, nichts für seine Verwandten thuend, und von reinem apostolischen Sinne und Leben. Pius VI übernahm seinen Staat in tiefster Ruhe, genoſs eines langen Friedens, und hinterlieſs nichts, als einige Denkmale seiner Prachtliebe

und Eitelkeit; Pius VII erhielt den Scepter über ein Volk, welches in kurzer Zeit alles erfahren hatte, was das Schiksal über einen unglüklichen Staat verhängen kann, und hat doch schon so vieles für die Verbesserung der Finanzen, die Polizei, die Industrie, die Kirchenzucht und die schönen Künste gethan — und dieses alles, während er die Lasten seiner Unterthanen erleichterte, welche sein Vorgänger bei seinen manchmal scheinbar nüzlichen Unternehmungen nur immer schwerer gemacht hatte.

Und dennoch ist Pius VII nicht von seinem Volke geliebt. Man suche den Grund hievon aber nicht ganz in der politischen Gleichgültigkeit, welche die meisten Völker Europa's seit einigen Jahren ergriffen hat. Clemens VIII, mit welchem Pius VII wohl die meiste Aehnlichkeit hat, mufste das nehmliche erfahren. Clemens IX und Benedict XIV hatten dasselbe Schiksal — weil sie zu wenig

von sich sprechen machten *). Doctor Burnet, dessen Reise immer noch eine der besten Schriften über Italien ist, machte die ähnliche Bemerkung, und erhielt von einem vornehmen Römer die auf Pius VI und seines Nachfolgers Regierung ganz anwendbare Erklärung: « Wenn die Päbste durch ihren Nepotismus viel Aergernifs gegeben haben, so trachten sie darnach, das Volk immer wieder durch etwas zu besänftigen, das ihm gefällt. Dies hat z. B. Paul V gethan, welcher nichts ermangeln liefs, was zur Zierde der Stadt Rom dienen konnte, und doch seine Familie nicht dabei vergafs. Dies haben auch andere Päbste gethan. Die übrigen aber, welche ihre Häuser nicht emporbringen wollten, waren ohne Sorge sich auf diese Weise beliebt zu machen, wie man an dem jezigen Pabst ein sehr schönes Beispiel hat.»

*) D. h. für ihre Familien nichts thaten, und keine unnüzen Gebäude aufführten.

Die Wahl Pius VII war völlig einstimmig, und in den Augen der Gläubigen von mancherlei sie verherrlichenden Umständen begleitet. Schon dafs man das

Patrem patrum fecit discordia fratrum

nicht auf ihn anwenden konnte; aber an dem Sterbetag Pius VI fand sich eine weisse Taube in seines Nachfolgers Zimmer ein, und hielt sich lange darin auf. Sage man nicht mit Rousseau: Quelque veridique, qu'on soit, il faut bien mentir quelquefois, quand on est évêque. Pius VII ist ein zu redlicher Mann, und am Ende ist es ja doch immer ein Wunder, das man ohne vielen Scharfsinn natürlich erklären kann *).

*) Sehr lustig ist die Anwendung einer Prophezeiung auf Pius VII, welche in einem 1794 zu Ferrara gedrukten Büchlein: La Profezia de' sommi Pontefici romani steht. Er heifst dort: Aquila rapax. Hinterher fand man dies nun freilich sehr unpassend; man

half also damit, daſs man die beiden Worte so theilte: A. Qui. La. Ra. Pax. und las: Astrum quietis Larii: rapacibus pax. — Man sieht, diese Erklärung ist eines Erklärers von Prophezeiungen würdig!

König Ludwig I.

König Ludwig I von Toskana sah ich 1801 in Florenz, als er seinen Einzug in das neue Königreich hielt; ein Jahr später in Livorno, da er sich mit seiner Gemahlin nach Spanien einschifte; und im Jahr 1803 in der Kapelle von St. Lorenzo zu Florenz im Sarge. Der lezte Anblik machte den Eindruk nicht auf mich, welchen die Leichname der Fürsten sonst bewirken, und der sich leicht aus der Vorstellung dessen, was der Todte in seinem Leben vermocht hatte, und was er jezt nicht mehr vermag, erklärt. Ich sprach einen Glükswunsch an Ludwig I in meiner Seele aus, als ich an seinen Sarg trat; denn so oft ich ihn lebend erblikt hatte, so oft stiegen in mir Empfindungen des Mitleids auf, als bei einem Mann, dem man eine schwere Last aufgebürdet hat, deren er sich nicht

entledigen kann, und die ihn dennoch jeden Augenblik zu erdrüken droht.

Ludwig war von kleiner Statur, sehr mager und kränklich aussehend. Seine Physiognomie ernst, vielsagend, und sein Auge und seine Stirn verriethen den Denker. Auch erkennen sich die Züge von Gutmüthigkeit, die er wirklich besafs, obgleich sehr umflort durch Ernst, und mehr noch durch Trübsinn. Aber ein Mann, welcher lange am spanischen Hofe gelebt, und den König von Hetrurien dort gekannt hat, fand sich noch stärker bei seinem Anblik gerührt, als er ihn in Toskana sah. In Spanien war er der munterste, lebenslustigste, selbst aufgeklärteste Prinz gewesen. Er hatte sich da viel mit Wissenschaften, und besonders mit Chemie beschäftigt, in welcher er auch tiefe Kenntnisse besafs. Die neue Krone aber, welche auf sein Haupt gesezt wurde, erdrükte seine Jugend, seine Gesundheit und seinen Frohsinn.

Er wurde finster, traurig, matt, und hat wohl wenige frohe Stunden mehr gehabt.

Ein Sturz vom Pferde, sagte man, hatte ihm eine unheilbare Krankheit zugezogen. Sein Verstand hatte sehr trübe Augenblike, und in den hellen war er wohl durch die Rükerinnerung an jene so gedemüthigt, daſs er sich nicht mehr zu freuen vermochte. Er warf sich in die Arme der Religion, und die Priester gewannen, wie natürlich, groſsen Einfluſs auf ihn.

Man versichert, daſs es eine Zeit gegeben, wo Spanien zwischen dem Kirchenstaat und Hetrurien zu wählen hatte, und daſs es, auf einen gemachten Anschlag des Grundeigenthums des ersten Staats zu 300 Millionen Skudi, von welchen 160 Millionen der Geistlichkeit, 190 Millionen dem Adel, und das Uebrige dem Volk gehörte, Toskana vorgezogen habe. Wie dem sey, für Ludwig wäre es offenbar wohlthätiger gewesen, wenn man

sein Leben nicht mit einer Krone beschwert hätte.

Freilich nahm er wenigen Antheil an der Regierung, und sein Minister Salvatico, dessen plözlicher Sturz vor kurzem erfolgt ist, ohne dafs die Veranlassung dazu von den meisten mehr als nur vermuthet wird, führte die Zügel der Regierung. Den König aufzuheitern, versuchte man mancherlei Mittel, welche nicht immer zum Besten gelangen. So führte man auf einem Lustschlofs bei Florenz einst eine komische Oper auf, in welcher Ludwig den eifersüchtigen Ehemann, die Königin die erste Liebhaberin, und Salvatico den ersten Liebhaber machte. Aber Komödienspässe vermögen freilich die Wunden des Geistes und der Seele nicht zu heilen.

Ludwig I hat nie die Liebe seines Volks gewonnen; aber würde sie auch nie verlohren haben, wenn er sie je besessen. Oft sind die Zeitumstände so drükend, dafs

auch der beste Fürst unverschuldeter Weise dadurch in den Augen seiner Unterthanen verliert, und dieser Fall war bei ihm. Während seiner ganzen Regierung hatten die Toskaner nie die Hoffnung aufgegeben, ihren geliebten Grofsherzog Ferdinand wieder bei sich zu sehen. Der Muthwillen wurde oft hierüber laut, und zu meiner Zeit fand man einst einen Zettel an allen Eken angeschlagen, welcher nichts als die Worte enthielt:

Guiocate il numero tre (III)
Perchè verrà di certo;

und in dem Doppelsinn, die Nummer drei werde im nächsten Lotto gewifs herauskommen, und der dritte, nehmlich Ferdinand, werde gewifs kommen, den Wunsch vieler, und wohl auch geheime Machinazionen gegen die bestehende Regierung verrieth. Aber die Zahl gewann nicht — das Schiksal hatte es anders beschlossen.

Die Königin zeigt sich sehr viel im Pub-

likum. Ihre Jugend und ihr Frohsinn lassen sie, übrigens ohne die Formen ihres Standes zu verlezen, an allen öffentlichen Belustigungen Theil nehmen. Ich habe sie bei solchen Gelegenheiten oft gesehen. Sie ist von mittlerer Frauenzimmerstatur, etwas mager und bleich. Eine stark hervorliegende Stirne, schwarze Augen und ein sehr satyrischer Zug um den Mund sind die hervorstechendsten Theile ihrer Physiognomie.

Auf einem öffentlichen Maskenball zu Florenz erschien sie einst als Brodverkäuferin. Niemand kannte sie, und sie wurde von einigen Masken etwas unanständig genekt. Unwillig riefs sie endlich die Maske herunter. Wifst ihr wer ich bin? sagte sie, ich bin eure Königin. — Das hätten Sie sich auf den Rüken schreiben sollen, antworteten ihr Einige mit Hohngelächter, und verlohren sich im Gedränge.

Königin Maria Carolina.

Menschen, welche auf hohen Posten stehen, sind der Gefahr, misverstanden und falsch beurtheilt zu werden, am meisten ausgesezt. So lang dies nur bei ihren öffentlichen Handlungen geschieht, so mögen sie sich leicht getrösten, da die Menschen am liebsten über Dinge urtheilen, die sie nicht verstehen, und auf jeden Fall einst die Zeit kommt, wo die Wahrheit erkannt wird. Greift aber die Unwissenheit und Verläumdung die Handlungen ihres Privatlebens an, so wird der Fall um vieles wichtiger, weil sie nur bei ihren Zeitgenossen die Zeugnisse ihrer Unschuld finden können.

Abgesehen von ihrem öffentlichen Leben hat man einer Fürstin wohl nie weher gethan, als es der Königin von Neapel durch Gorani und mehrere andere geschehen ist. Nicht genug, daſs man in ihr das Weib an-

klagte, griff man sogar die Mutter durch die empörendsten Beschuldigungen an, und ich weiſs gewiſs, daſs man sie nicht tiefer und schmerzlicher verwunden konnte, als durch diesen Vorwurf.

Die Königin Maria Carolina ist die zärtlichste Mutter ihrer Kinder, und wer je ihren Hof in der Nähe gesehen, hat sich gewiſs davon überzeugt. Ich würde den Verläumdungen Gorani's einen Schein von Wahrheit zu geben fürchten, wenn ich sie gegen ihn vertheidigte. Sie selbst hat es auch nie gethan, und nie zu thun versucht; aber ich weiſs, daſs sie bittere Thränen weinte, als sie sein Buch las, und ausrief: Weher hätte man mir nicht thun können!

Gorani und seine Parthei haben in jenen Beschuldigungen die Meinung des groſsen Haufens von Neapel aufgefangen, welcher von jeher geneigt war, alles Schlimme, was geschah, ihr zuzuschreiben, weil sie den

Pöbel einer Hauptstadt nicht achten konnte, der ihre Achtung nie verdiente. Wenn sie den, damals in Deutschland aufkommenden Grundsäzen einer bessern Erziehung zufolge, ihre Kinder nicht immer in Pelz hielt, sondern durch Abhärtung des Körpers zuerst die Gesundheit derselben zu befestigen suchte, so konnte das ein vorurtheilsvoller Haufe nicht begreifen. Ein Kind mit unbedektem Haupte ausgehen, selbst während des Regens ins Freie zu lassen, war unverantwortliche Barbarei. Offenbar hatte man keine andere Absicht, als sie zu tödten.

Ein deutscher Kaufmann in Livorno liefs seine Kinder auch, auf deutsche Manier, mit blofsem Haupte gehn, und sie blühten dabei natürlich, wie die Rosen. Die Italiener schüttelten die Köpfe, und meinten, der Mann müsse offenbar die Absicht haben, seine Kinder umzubringen.

Freilich ist die Erziehung eines Kindes

vornehmer Eltern in Neapel eine ganz andere. Das darf so wenig wie möglich der freien Luft ausgesezt werden, so wenig wie möglich Bewegung machen, den Kopf ja nicht anstrengen, für alle Unarten nicht gezüchtigt werden; aber seinen Magen von Morgen bis Abend mit Lekereien überladen, das ist erlaubt. Freilich erzieht man so auch Schwächlinge an Körper und Geist, ein Pymäengeschlecht, welches keinen Funken von der alten Kraft und dem kühnen Muth übrig behalten hat, wodurch seine Stammeltern erglänzten.

Wenn die Königin von Neapel die Schuld der Zeit drükender empfindet, als manche andere Fürsten, so will ich nicht untersuchen, wie weit sie es verdient. Die Zeit ist noch nicht gekommen, wo alles im Zusammenhange vor uns liegt, was geschehen ist. Aber Gerechtigkeit muſs man ihr widerfahren lassen, und ihr eingestehen, daſs sie eine Frau von

hohem Muth, von unerschütterlichem Karakter, und einer seltenen Consequenz ist. Wenn sie durch diese Vorzüge den Ruin eines Zweiges der Bourbons beschleunigt hat, so seze man sich in ihren Fall, mit dem schmerzlichen Andenken an eine geliebte Schwester, und mit der in ihr nicht neuen Ueberzeugung, dafs die neue Ordnung der Dinge die alte verschlingen werde, und dafs fester Muth, treues Zusammenhalten und unerschütterliche Ausdaurung nur dem allgemeinen Sturz begegnen könne. Wenn aber die Geschichte unserer Zeit durch den unerwarteten Gang der Begebenheiten jede Regierung von Europa überrascht hat, warum durfte sie sich weniger irren? Und wurde nicht auch der gegenwärtige Zustand der Dinge grofsentheils durch Fehler der Ausführung veranlafst, welche so unerwartet waren, dafs man zulezt nur auf ein Schiksal zurükkommen mufs, dem keine menschliche Kraft widerstehen kann?

Blindlings ist sie nicht hineingegangen in die Wellen, welche sie verschlungen haben. Sie war gefafst auf ihr Schiksal, und hatte die Ueberzeugung, dafs es sich so ergeben würde, wenn sie sich auch weniger in die Unternehmungen gegen Frankreich eingelassen hätte. Ein merkwürdiges Aktenstük bleibt darum immer ein Brief, welcher zur Zeit der römischen Revoluzion aus dem geheimen Archiv Pius VI bekannt gemacht wurde, und der hinlänglich jene Festigkeit des Karakters beweist, welche auch der gröfste Mann unserer Zeit um so eher an ihr anerkennen mufs, je mehr sie selbst ein Hauptgrundstein seiner Gröfse ist. Es ist ein Brief an den Pabst, den ich hier in der Uebersezung mittheile:

Allerheiligster Vater!

«Der Marquis del Vasto hat mir das werthe «Schreiben I. H. überbracht. Ich würde «schon eher meine Pflicht erfüllt, und auf

„die liebreichen Aeusserungen desselben ge-
„antwortet haben, wenn ich es nicht in der
„Absicht aufgeschoben hätte, meine Bitten
„mit denen des Königs, meines Gemahls, zu
„vereinigen, dafs I. H. geruhen möchte, die
„Ernennung der Subjekte für die zahlreichen
„vakanten Kirchenämter zu bestätigen, dem
„gemäfs, was I. H. uns gütigst durch den
„Marquis del Vasto hat mittheilen lassen.
„Ich bin sehr gerührt von der Freundlich-
„keit und Aufmerksamkeit, mit welcher Sie
„diesen verdienstvollen Cavalier aufgenom-
„men haben, und bin äusserst erfreut, dafs
„er seinen Auftrag erfüllt, wie unser Ver-
„langen war, und I. H. von unserer aufrich-
„tigen und wahrhaften Ergebenheit für Ihre
„Person, so wie von unserm lebhaften Eifer,
„alles was von uns abhängt, zu Ihrer Sicher-
„heit und Vertheidigung anzuwenden, über-
„zeugt hat."

„Ihr zutraulicher Brief, allerheiligster Va-

„ter, bewegt mich, auf Ihre schmerzlichen
„Ausdrüke wegen des harten Friedens *), den
„Sie zu unterschreiben durch die traurigsten
„Umstände gezwungen worden sind, zu ant-
„worten. Ich habe mich unendlich darüber
„betrübt. Es waren die schmerzlichen Folgen
„des unglüklichen Waffenstillstands **) und
„der langen Unschlüssigkeit. Ich zweifle nicht
„im geringsten, dafs diese beiden Ursachen
„die einzige Quelle alles Unglüks sind, und
„dafs noch neuere und gefährlichere Nach-
„stellungen, und mächtige Insinuazionen,
„welche in Ihrer Hauptstadt ausgestreut wer-
„den, das Verderben Ihrer Heiligkeit und
„des ganzen Italiens beabsichtigen. Ich be-

*) Er wurde den 10. Februar 1797 zu Tolentino geschlossen. Vermöge desselben trat der Pabst Avignon an Frankreich, und Bologna, Ferrara und die Romagna an Cisalpinien ab.

**) Neapel schlofs ihn am 5. Juni, und der Pabst den 23. Juni 1796 ab.

„fürchte, heiliger Vater, daſs wir noch lange
„nicht am Ende sind, und daſs noch jezt
„schlimmere Unfälle bereitet und angespon-
„nen werden, um die Standhaftigkeit der
„Völker zu erschüttern, und die wenigen
„Regierungen zu zerstören, welche noch an
„den äussersten Enden dieser stolzen, aber
„unglüklichen Halbinsel übrig sind. Diesen
„schwarzen Betrachtungen bleibt uns nichts
„entgegenzusezen übrig, als standhaften Muth,
„und jene Geistesstärke, welche nur die Re-
„ligion und ihre Vertheidigung, und die
„Gerechtigkeit unserer Sache einflöſsen. Wir
„werden uns, allerheiligster Vater, mit der
„gröſsten Sorgfalt und entschiedenen Festig-
„keit gegen jede neue Nachstellung zu schü-
„zen suchen. Ich kann nichts thun, als I. H.
„einladen, unserm Beispiel zu folgen, und
„den innerlichen Partheien und den falschen
„Freunden zu miſstrauen, denen Sie sich,
„wie ich mit Herzeleid höre, wieder genähert

„haben. Hätte Italien vor fünf Jahren die „Einladung des Königs, meines Gemahls, „angenommen, und sich in einen Bund ver-„einigt, um den zerstörenden Strom, der „uns bedrohte, abzuhalten; hätte I. H. Ih-„rerseits die Mittel geltend gemacht, die in „Ihrer Gewalt standen, den Krieg belebt, „und die Gemüther, welche damals sehr „empfänglich dafür waren, durch die Reli-„gion gestärkt, so wären wir unverlezt ge-„blieben. Allein das Unglük, falsche Rath-„geber und Privatabsichten haben dieses Glük „verhindert; wir sind die Opfer davon ge-„worden, und werden es noch mehr werden, „wenn wir uns nicht durch eine vollkommene „Uebereinstimmung und durch ein aufrich-„tiges Zutrauen gegen den gemeinschaftlichen „zerstörenden Feind vereinigen. Verzeihen „Sie mir diese wahrhafte, aber gut gemeinte „Digression über einen Punkt, über welchen „noch so vieles zu sagen wäre. Ich bitte I. H.

„meinerseits sich zu überzeugen, dafs wir
„mit gröfster Aufrichtigkeit und Theilnahme
„bereit seyn werden, Sie zu beschüzen und
„zu vertheidigen, so bald wir uns auf Ihre
„Standhaftigkeit bei den jezigen, äusserst
„gefährlichen Umständen, welche nun unsere
„und Ihre Entwürfe begleiten mufs, verlassen
„können. Möge die Vorsehung die Unter-
„nehmungen des Erzherzogs Karls *) segnen.
„Ich bitte I. H. um Ihren Segen für mich
„und meine Familie, und bin mit Achtung

Neapel, den 27. Merz 1797.

Carolina."

*) Erzherzog Karl übernahm damals eben das Kommando in Italien. Kurz darauf, den 16. April erfolgten die Friedenspräliminarien von Leoben.

Der Erzbischof Capecelatro.

Einer der würdigsten Prälaten, welche ich in Italien kennen lernte, ist der Erzbischof von Tarent, Monsignor Giuseppe Capecelatro. Er lebte gewöhnlich, aber gegen seinen Willen, in Neapel, und regierte von da aus seinen Sprengel besser, als jeder andere seiner Kollegen, der bei seiner Heerde selbst war. Die gegenwärtige Regierung von Neapel beweist ihm mehr Zutrauen, als die vorige, der er durch einigen, aber unverschuldeten Antheil an der Revoluzion verdächtig geworden war.

Capecelatro besaſs das Zutrauen und die Liebe seines Sprengels im höchsten Grade. Eine Folge davon war, daſs er während der kurzen Zeit der parthenopeischen Republik zum Repräsentanten desselben erwählt wurde, ohne daſs er übrigens eine Funkzion verrichtet hätte. Dies wäre indeſs genug gewesen,

um ihn schuldig zu machen, wenn er auch nicht noch während der Gegenrevoluzion den Zorn des Kardinals Ruffo auf sich geladen hätte.

Als dieser kriegerische Priester die Kalabresen bearbeitete, drang das Feuer jenes Aufstandes auch bis nach Apulien. Mehrere Mönche aus dem Sprengel von Tarent bewafneten sich, und erschienen so vor ihrem Erzbischof. Dieser verwies ihnen ihr kriegerisches Handwerk, und befahl, dafs sie sich ruhig verhalten sollten. „Ha, sagten sie, Ihr seid auch einer von denen? Wir gehorchen Euch nicht."

Wer ich bin, will ich euch zeigen antwortete der würdige Prälat, und liefs jedem von den Widerspenstigen hundert Stokprügel geben. Da sie sich auf den Kardinal Ruffo berufen hatten, so schikte er sie diesem zu, mit der Weisung: So würde er es jedem Priester machen, welcher gegen die kanonischen Geseze das Schwerdt umgürtete.

Dies hatte denn die Folge, dafs Monsignor Capecelatro nach der Wiedereroberung von Neapel eingekerkert wurde. Bei den Verhören zeigte er eine Geistesgröfse, und eine so ehrfurchterregende apostolische Festigkeit, dafs seine Richter vor ihm zitterten. Gegen Einen unter ihnen, welcher die Achtung vor der Würde und dem Alter des Gefangenen vergafs, erhob dieser sogar seinen Stok, und würde ihn geschlagen haben, wenn er nicht sogleich seinen Ton umgestimmt hätte.

Er wurde wieder frei. Sein erster Gang war zu Acton. An diesen hielt er eine Rede mit so vieler Kraft und Wirkung, dafs der allmächtige Minister ganz zerknirscht vor ihm stand, das Gesicht mit den Händen bedekte, und reuevoll ausrief: Vater, Verzeihung, ich habe gefehlt!

Diese Beredsamkeit soll auch in seinen Amtsvorträgen wirksam seyn. Wenigstens erkennt sie sich in einigen Hirtenbriefen von

ihm, die ich gelesen habe. Wer ihn kannte, liebte und verehrte ihn, vor allen aber seine geistliche Heerde, deren sehnlichster Wunsch es immer war, dafs er doch wieder in ihre Mitte zurükkehren möchte.

Doctor Salvadori.

Unter den kalabresischen Insurgenten gegen die französische Regierung im Königreich Neapel während des Jahrs 1806, zeichnete sich ein gewisser Doctor Salvadori aus. Dieser Mann ist ein gebohrner Tyroler, und war Agent der Engländer, als der Kardinal Ruffo seinen bekannten Heereszug machte. Er wuſste aber seine Absichten den neapolitanischen Patrioten so gut zu verbergen, daſs er sich von den Engländern als solcher in Genua aussezen lieſs, und sich unter die cisalpinischen Refugie's mischte, welche sich zu Grenoble befanden. Kurz nach der Schlacht bei Marengo kam er nach Mailand, wuſste sich dort einzuschmeicheln, und entwarf einen Plan, das Tyrol zu revoluzionieren. Man lernte ihn aber bald kennen, und er fieng andere ähnliche Unternehmungen in Mailand an. Im Brumaire des Jahrs 9 streute er überall

aus, wie gefährlich die Lage Frankreichs sey, und suchte durch Furcht die Gemüther zu erhizen. Glüklicher Weise befand sich ein Mailänder von gleichem Namen daselbst, welcher ihn der Regierung angab. Er wurde verhaftet und in das Kastell von Mailand gebracht. Später entwischte er aus dem Fort Finistrelle, und hatte die Kühnheit, im Jahr 1804 wieder auf kurze Zeit in Mailand zu erscheinen. Man erfuhr von da an nichts mehr von ihm, bis er 1806 wieder in der Truppe der Gnora Laurazza in Kalabrien figurierte.

Insurrection von Arezzo.

Am 3. Februar 1802 legte der Minister Addington dem Parlament zu London eine Uebersicht der Kriegsausgaben vor, und berechnete unter andern 7000 Pf. an den englischen Gesandten am neapolitanischen Hofe, und 10,000 Pf. an den Herrn Windham zu Florenz. Herr Robson trat mit verschiedenen Einwendungen auf, und sagte: „Diese Ausgaben erschrekten ihn um so mehr, da er „nichts, wie den Schein des Friedens, mit „allen Kosten des Kriegszustandes, vor sich „zu sehen glaubte; besonders wären die lezten Vorfälle in Italien so beschaffen, dafs „wenn die Minister sie vorausgesehen hätten, „sie es wohl schwerlich gewagt haben würden, die Präliminarien zu unterzeichnen."

Offenbar hatte Herr Robson hier recht; denn so viel Mühe und Geld die Engländer auf die Unruhen in Italien verwendeten, so

dienten sie doch nur immer dazu, die Macht Frankreichs auf dieser Halbinsel weiter auszubreiten, und dieselbe in mannigfachen Jammer zu stürzen.

Die bekannte Insurrection von Arezzo im Jahre 1799, welche für die Franzosen leicht hätte gefährlich werden können, wurde durch Herrn Windham veranstaltet. Als der Grofsherzog Toskana verlassen mufste, wurde Windham nach Palermo geschikt. Von da kam er aber, da das Land nur schwach von den Franzosen besezt war, und ihre Lage in Italien überhaupt sehr schwankend wurde, ins Geheim wieder zurük, und wählte die Stadt Arezzo, in der Nähe von Florenz, zum Aufenthalt und Organisazionspunkt des allgemeinen Aufstandes. Er benuzte hiezu ein in Italien gewöhnliches Mittel, den religiösen Fanatismus, und erkaufte einen Schuster jener Stadt, um den ersten Lärm zu schlagen. Ein gewisses Madonnenbild von Arezzo steht in

grofser Verehrung, und diese Madonna wurde von dem Schuster gesehen, wie sie in einem, mit zwei weissen Pferden bespannten Wagen, aus welchem die toskanische und die östreichische Fahne wehten, durch die Stadt, und mehreremale um den Freiheitsbaum herum fuhr. Ein solches Wunder, und Windham's Geld waren genug, den Pöbel in Bewegung zu sezen, welcher nun schon die Franzosen als eine von dem Himmel verworfene Nazion ansah.

An verschiedenen andern Orten von Toskana machten sich die Madonnen auf ähnliche Weisen verständlich. Der Aufstand grief um sich, besonders da jeder gemeine Mann dabei, ausser freier Zehrung und Quartier, noch täglich eine Lira Sold, und Hoffnung zum Plündern hatte. Diese rohe Masse von Volk bedurfte eines Führers, und man verlangte von der kaiserlichen Armee hiezu einen brauchbaren Mann. Verschiedene Offi-

ziere, denen dieses Kommando angetragen wurde, schlugen es mit Verachtung aus. Endlich fand sich dazu ein Mann. Er war Fähndrich, und hiefs Karl Schneider. Als ein entschlossener muthiger Soldat war er immer bei der Armee bekannt gewesen; aber bei manchen andern Fehlern besafs er einen sehr schlimmen, eine zügellose Spielsucht. Diese hatte ihn gerade der Verzweiflung nahe gebracht, als ihm jener Antrag gemacht wurde, und man kann denken, dafs er ihn mit Vergnügen ergriff.

An Mannszucht und Ordnung war bei einem solchen Haufen, einem solchen Führer nicht zu denken. Plünderung war die Hauptsache, und ob die Insurgenten gleich Toskana's Gränzen nicht verlassen hatten, so verbreiteten sie dennoch die Schreken und das Elend des blutigsten Krieges in ihrem Vaterlande. Schneider war ein schöner Mann, von wildem Aussehen, und liefs sich Bart

und Bakenhaare so stark wachsen, daſs ihm mehreremale von seinen Obern befohlen wurde, sich scheeren zu lassen. Als er an der Spize eines Räuberhaufens stand, gehörte jenes rauhe Aussehen zum Kostüm seiner Rolle, und hinderte ihn darum gar nicht, den schönen Florentinerinnen zu gefallen. Er that den Franzosen vielen Schaden, und hatte für kurze Zeit einen groſsen Namen. Suwarow schrieb an ihn: Herr Kamerad! und Karl Schneider führte sich auf wie ein Tartare, und wurde nur von seinem Haufen noch übertroffen. Wäre der Aufstand nicht zu frühe durch einen Priester aus dem Val d'Arno verrathen worden, so hätte Macdonald wohl in Toskana sein Grab gefunden. So aber machten sich die Insurgentenhorden bald so verhaſst, daſs sich beinahe eine Insurrection gegen sie gebildet hätte. Indeſs hatte Schneider seine Zeit genuzt, und viel Geld zusammengescharrt, das er aber, als er Tos-

kana verliefs, schon wieder im Spiel durchgebracht hatte, ehe er nach Ferara kam.

Uebrigens war in Toskana die Stimmung des Volks im Ganzen den Franzosen immer sehr entgegen. Als die Kaiserlichen im Jahr 1799 wieder in Livorno eingezogen waren, wurden viele wegen ihren repnblikanischen Gesinnungen verhaftet. Dieses Unglük hatte auch ein junger Mensch, welcher zum Halsbandstehen verurtheilt wurde. Er erlitt diese Strafe in Gesellschaft von zween abscheulichen Mördern. Der Pöbel liefs seine Wuth auf das grausamste am den jungen Menschen aus, und that den beiden Mördern nicht das geringste zu Leide. Vielmehr rief es ihnen immer zu; nicht Euch gilt es, sondern dem Jakobiner!

Ich will hier noch eine andere, eben so karakteristische Anekdote hersezen. Der tapfere General Miollis kommandierte eine Zeitlang zu Livorno, und musterte einst das Bürger-

korps der Jäger, welches aus den angesehensten Leuten der Stadt bestand. Er hielt eine Rede an sie, die er mit den Worten beschloſs: Wer ein Kind der Freiheit ist, der trete auf die linke Seite; wer nicht, der bleibe! — keiner rührte sich. Brav, rief er aus, ihr seyd alle Kinder der Freiheit!

Der neue Jesuitenorden.

Als der neue Jesuitenorden wiederhergestellt wurde, bemächtigte er sich sogleich der meisten Unterrichtsanstalten im Königreich Neapel und Sicilien, und würde sie zuverläſsig alle an sich gerissen haben, wenn die Zahl seiner Mitglieder für die Besezung der Stellen hingereicht hätte. Wie man aber denken kann, ergriffen die frommen Väter zuerst alle diejenigen Anstalten, von welchen aus auf den ersten Stand der Nazion, den Adel, am kräftigsten gewirkt werden konnte. So wurde auch das ehemalige Collegio de' Nobili in der Stadt Neapel 1805 wieder eröfnet, und von den neuen Vorstehern desselben folgende Belehrung über das Wesen ihres Hauses an das Publikum erlassen, welche, als eine der ersten öffentlichen Akte dieser Gesellschaft, alle Aufmerksamkeit verdient.

Erfodernisse.

„Dem königlichen Befehl zufolge werden in dieses Collegium nur Jünglinge aus patrizischen Familien, (Fremden und Einheimischen) und aus Städten, welche alten Adel enthalten, (di tal citta, che faccia nobiltà generosa) oder aus Geschlechtern, welche der langjährige Besiz adelicher Lehen mit Glanz auszeichnet, aufgenommen. Auch dürfen die jungen Leute nicht unter sieben, und über dreizehn Jahre alt seyn."

Religionsübungen.

„Der erste Zwek der Erzieher geht dahin, ihre Schüler in der heiligen Furcht Gottes zu erziehen und zu begründen. Darum werden sie auch Morgens frühe gleich mit lautem Gebet und stiller Andacht gemeinschaftlich beginnen. des Abends wieder laute Gebete mit Gewissensprüfungen, und alle Tage

Besuch des Ehrwürdigsten in der Kapelle. An Festtagen werden die Sakramente begangen, und ausser der Messe, der Gesang vom Dienst der heiligen Jungfrau, eine Ermahnung für die Gröfseren, und eine besondere Unterweisung für die Kleineren in der Gesellschaft. Ueberdies werden alle zusammen, jede Woche einmal, im Katechismus und in den Pflichten des bürgerlichen Lebens unterrichtet. Ferner werden dreitägige Andachtsübungen zur Vorbereitung auf gröfsere Feierlichkeiten gehalten, und die Schüler in den Fasten acht Tage lang hinter einander mit den geistigen Uebungen des heil. Ignazius beschäftigt.»

Studien und ritterliche Uebungen.

Die zweite Absicht der Erzieher geht dahin, die Schüler in der Literatur und in denjenigen Künsten zu unterrichten, welche ein Bedürfnifs ihres Standes sind. Daher

werden sie von unsern Vätern in der Grammatik, Redekunst und lateinischen und italienischen Dichtkunst, in der griechischen Sprache, Philosophie, Mathematik, und auch die, welche es verlangen, in der Theologie unterwiesen. Ferner soll ihnen der Unterricht in der heiligen und profanen Geschichte, in der Geographie, Wappenkunst und allen denjenigen Fächern nicht abgehen, welche zur besondern Erziehung eines Cavaliers gehören. Verlangt man Unterweisung im bürgerlichen Recht, so wird einer der anerkanntesten Lehrer der Stadt diesem Verlangen Genüge thun, wiewohl auf Kosten des Schülers. Dieses ist auch bei Lectionen in fremden Sprachen, im Zeichnen, in Musik und Reitkunst der Fall. Der Unterricht im Tanzen und Fechten jedoch, welcher zweimal in der Woche statt findet, wird von dem Collegium bezahlt."

Wetteifer.

„Studien ohne Wetteifer werden gewöhnlich kalt und nuzlos betrieben. Um diesen daher in allen Klassen der Schule zu beleben, wird man die Schüler durch Aufrufen, Disputazionen, und öffentliche und Privatausarbeitungen in Uebung erhalten. Am Ende jedes Jahres müssen sodann alle Klassen einen öffentlichen Beweis ihrer Fortschritte ablegen. Um sie noch mehr anzufeuren, wird ausserdem eine literarische Akademie errichtet, zu welcher nur die Verdienstvollsten zugelassen werden, die auch eine ehrenvolle Auszeichnung haben sollen."

Lebensart und Wohnung.

„Die jungen Leute sind in Zimmer mit Betten, Vorhängen und anderm Zugehör, alles aber gleich, vertheilt, und immer unter der Aufsicht eines Vorstehers, bedient von

einem Kammerdiener und Friseur. Wenn einer krank wird, so bringt man ihn in ein besonderes Zimmer, wo er von den besten Aerzten behandelt, und von einem eigenen Krankenwärter aufs sorgfältigste gewartet wird. Alles dies geschieht auf Kosten des Collegiums; nur die Arzneimittel, und einige Erkenntlichkeit gegen die Aerzte, im Fall einer ausserordentlichen Kur, kommen auf Rechnung des Kranken.»

«Aus Sorge für die Gesundheit sind übrigens bestimmte Stunden zur Unterhaltung, zum Spiel und zum Spaziergang bestimmt, und in den Herbstferien eine Villeggiatur mit den schiklichen Vergnügungen. Uebrigens wird es nicht erlaubt, ausser dem Collegium zu übernachten, oder eine Villeggiatur zu machen. Doch wird es einigemale im Jahr erlaubt, ausser dem Hause bei den Eltern, wenn diese in der Stadt sind, oder bei irgend einem Herrn, an welchen sie,

im Fall dafs sie fremd wären, empfohlen sind, zu essen."

Kleidung.

„In der Kleidung sind alle gleich, sowohl beim Ausgehen, als zu Hause. Im Winter eisengraues Tuch zu Hause, und Sommers aschengrauer Sarsch. Ausser dem Hause ein Kleid von schwarzem Tuch, und Winters mit einem seidenen Mäntelchen und Halskragen; Sommers von Sarsch, mit Unterweste und seidenen Strümpfen. Die Schuhe ganz einfach mit silbernen Schnallen; weder Uhren, noch Ringe, noch Dosen von Werth, noch Spizen. Welche zum geistlichen Stande bestimmt sind, tragen die Haare wie dieser. Neuangekommenen ist erlaubt, ihr mitgebrachtes Kleid, wenn es nicht zu sehr von denen der andern absticht, erst zu zerreissen; nur bei den sogenannten Pantelons wird es nicht gestattet."

Ausstattung beim Eintritt.

„Beim Eintritt bringen die Zöglinge ihr Weiszeug für den Leib und das Bette, aber ohne Spizen, ferner Waschtücher und ein silbernes Bestek mit, welches mit dem Wappen ihres Hauses bezeichnet ist. Das Bett mit eisernem Gestell, zwo Matrazen, zwei Kopfkissen, Vorhänge, einem abgenähten Couvert und weisser Ueberdeke. Jeder kann alles dieses um einen festgesezten Preis vom Collegium kaufen, oder selbst anschaffen, nur mufs es mit dem der andern gleich seyn. Ueberdies mufs jeglicher eine nufsbaumene Bequemlichkeit, Sessel und Leuchter haben."

Kosten.

„Für Nahrung, Bedienung und Unterricht im Tanzen und Fechten bezahlt man monatlich zwölf Silberdukaten. Da aber das Collegium noch keine Einkünfte besizt, um selbst

Vorräthe zu machen, so muſs diese Summe für drei Monate immer voraus entrichtet werden. Ausserdem zahlt man beim Eintritt zwölf Silberdukaten für den Verbrauch des Tafelzeugs, die Gläser und die übrige Nebenbedienung bei Tisch für die ganze Zeit des Aufenthalts. Hierunter sind auch noch begriffen die kleinen Trinkgelder, welche man den Bedienten beim ersten Eintritt zu geben pflegt. Während der Villeggiatur entrichtet man sechs Dukaten weiter für Fahrt und ausserordentliche Kost. Uebrigens werden die zwölf Dukaten fortbezahlt, wenn man sich auch aus wichtigen Gründen auf einige Zeit aus dem Collegium entfernt. Hiezu kommen noch die Kosten für Medicin und besondere Lectionen. Sonst aber finden keine Ausgaben weiter statt.»

Marchesinus Grassini.

Man sagt den Kastraten sonst eben nicht viel Gutes nach, und schildert sie gewöhnlich als eine sehr hochmüthige, intrigante und boshafte Menschenklasse. Ich finde gerade keinen Grund, sie zu vertheidigen, und habe nichts dagegen, wenn man das, was ich von dem berühmten Sänger Marchesi erzählen werde, nur für eine Ausnahme erklärt.

Marchesi war in Umständen gebohren, welche ihn zu einer ganz andern Laufbahn zu bestimmen schienen. Aber ein unglüklicher Fall, welchen er in früher Jugend that, nöthigte seine Eltern zu der Operazion, welche nachher die Ursache seines ausgebreiteten Ruhms und seines grofsen Vermögens geworden ist. Vielleicht hatte sich zu dieser Zeit seine Stimme bereits etwas gebildet, und ist daher die eigene Beschaffenheit

derselben gekommen, welche im Sprechen und in den tiefern Tönen den Kastraten nicht erkennen läſst. Seine Töne sind die vollsten Brusttöne; aber etwas zäh. Dabei haben sie jedoch so viel Rührendes und Anziehendes, daſs man ihnen kaum zu widerstehen vermag. Mit diesen Vorzügen des glüklichsten Organs verbindet er das tieſste Studium seiner Kunst, und ist in Variazionen, die er mit bewunderns-würdiger Genauigkeit und Zartheit durchführt, unerschöpflich. Man hat ihm manchmal in Opern nachgeschrieben; aber, troz der oft-maligen Wiederholung der nehmlichen Stüke, waren seine Veränderungen unaufhörlich verschieden. Mein Freund S. in L. besizt eine solche Sammlung, deren Bekanntmachung zum besten der Tonkünstler zu wünschen wäre. Diese Talente unterstüzt er durch die schönste Gestalt, seltenen Anstand, eine herrliche Deklamazion, und eine beispiellos zarte und deutliche Aussprache.

So viele Vorzüge gewannen ihm bald den ausgebreitetsten Ruf. Alle italienischen Kastraten suchten ihm nachzuahmen, und verdarben sich häufig, weil ihnen ähnliche Naturgaben fehlten. Der neue Weg, auf welchem die ausgezeichnetsten Köpfe gehen, ist nicht für die mittelmäfsigen. Sie fallen auf demselben in Fehler, welche sie auf der alten gebahnten Strafse vermieden hätten. Diefs war der Fall bei seinen Kunstgenossen, und war es auch einigermafsen bei den Tonsezern, welche nicht für ihn, aber doch in seinem Geschmake komponierten.

Im Gefühl seiner Vorzüge zeigte er oft einen Stolz, welchen man ihm zum Vorwurf machen konnte, und womit er auch einige hohe Personen unserer Zeit beleidigt hat. Ueberall mufste er die erste Bezahlung haben, wo er sang; aber es war höchstens Eitelkeit und nicht Habsucht; indem er oft auf kleinen Theatern für eine geringe Bezahlung sang,

um irgend einem armen Theaterunternehmer, dem er wohl wollte, aufzuhelfen. Einen ähnlichen Zug von Grofsmuth übte er gegen seinen Freund, den mailändischen Kaufmann Ambrogio Radaelli, welcher in Gefahr war zu fallieren. Marchesi bot die beträchtliche Summe von 12000 Zecchini für ihn, und hatte die Freude dadurch alle Gläubiger des Mannes zu einem edeln Wetteifer der Grofsmuth zu beleben.

Aehnliche Züge erzählt man mehrere von ihm, welche beweisen, wie sehr er sich vor den gewöhnlichen Gliedern seines Standes auszeichnet. Ueber die meisten derselben erhebt ihn auch seine sonstige allgemeine Bildung, und das gute Benehmen, wodurch er sich in jeder Gesellschaft auszeichnet.

Eine Dame, aus einem der ersten Geschlechter Genua's, machte sich durch ihre romantische Liebe für diesen Mann sehr bekannt. Sie folgte ihm häufig in die Orte,

wo er sang, um sich an seinen Tönen zu ergözen, und schämte sich einer Leidenschaft nicht, welche — wie zu vermuthen ist — nur platonisch war.

Ich erinnere mich hiebei der Sängerin Grassini, welche ich in verschiedenen Städten Italiens gesehen habe, als sie eben von Paris zurükkam, wo sie sich bekanntlich einige Zeit aufgehalten hat. Auch sie hat sich einen grofsen Ruf erworben, und war noch, als ich sie sah, eine der schönsten Frauen. Ihr Schiksal ist einigermafsen in das von Marchesi verflochten. Sie war Anfangs Tänzerin, aber ohne grofse Auszeichnung. So lernte Marchesi das schöne Mädchen kennen, und interessierte sich auf das lebhafteste für sie. Er entdekte in ihr viele Anlagen zur Musik, gab ihr Unterricht in derselben, und legte durch sein Lob den Grund zu ihrem Rufe, welchen sie sodann durch ihre Schön-

heit sehr erhöhte, aber nicht selten durch ihre Intriguen entehrt hat.

Was man am meisten an ihr rühmt, ist ihre Aktion, ihre Deklamazion und ihr vortrefflicher Anstand auf dem Theater. Sie paſst daher auch nur in die ernsthafte Oper, und hat in komischen Rollen nie gefallen.

Ich habe ihre Liebesintriguen erwähnt. Es sind deren gar viele, und es glänzen in denselben einige der bedeutendsten Namen unserer Zeit. So oft hatte diese Frau Gelegenheit das ausgezeichnetste Glük zu machen; aber sie benuzte sie nie. Nicht einmal ein Vermögen hat sie gesammelt, sondern immer mit einem begünstigten Liebhaber wieder durchgebracht, was sie von einem andern, blos zahlenden genommen hatte. Sie war in den lezten Zeiten, da ich sie kannte, sehr herabgesunken, und wird in ihrem Alter in eine Lage hommen, in der sie vergebens den Leichtsinn ihrer Jugend anklagen wird.

Ihre Geschichte greift indefs hie und da in die Geschichte unserer Zeit ein, und man weifs unter anderm, dafs der Liebe zu ihr, bei der bekannten Belagerung von Genua, 1500 brave deutsche Soldaten aufgeopfert wurden.

Vigano.

Warum sollen wir das Andenken an schöne und liebenswürdige Frauen unserer Zeit nicht auch auf die Nachwelt zu bringen suchen, wie die Griechen und Franzosen? Unsere Enkel werden uns darum nicht für weniger nüchtern halten, als wir wirklich sind; denn wenn die Schönheit gleich eine Himmelsgabe ist, und kein Verdienst, so ist sie eine der bewundernswürdigsten und seltensten, die Mutter der tiefsten Gefühle und herrlichsten Leidenschaften. Wahrlich es ist ein gutes Zeichen für eine Zeitperiode, wenn schöner und geistreicher Frauen Namen in derselben erglänzen. Ohne dies kommt ja das schöne Geschlecht im Buch der Geschichte immer zu kurz. Der Lohn aller ihrer Vorzüge ist Liebe, die sie erweken und erwiedern, und selten mehr. Ihre Tugenden sterben im Dank derer, welche von ihnen beglükt worden

sind, und es ist billig, dafs wir wenigstens zuweilen mit Seneka ausrufen: o wie vieler Frauen Grofsthaten umhüllt Vergessenheit!

Dies ist freilich etwas hoch angefangen, um von einer Tänzerin zu reden, wird man denken. Allein Vorzüge, wie sie die Tänzerin Vigano besizt, sind so selten, dafs sie einigen Enthusiasmus erweken dürfen. Unsere Nazion, welche so schwer zu begeistern ist, wurde ja auch für diese Frau begeistert. Als sie in Wien tanzte, wer wurde nicht bezaubert von ihrer Grazie, von ihrer hohen mimischen Kunst und ihrer natürlichen Schönheit? Wer hatte nicht das Porträt der seltenen Frau in seinem Zimmer hängen? Welche Dame kleidete sich nicht à la Vigano? Wie viele Puzhändlerinnen sezten das à la Vigano auf ihre Schilde, als ein mächtiges Lokungsmittel, bei ihnen sich etwas von dem zu kaufen, wodurch man ihr ähn-

lich werde? Und als sie durch die Aeusserung eines Monarchen: Dies Weib ist ein Engel! einen der mächtigsten Feinde erhielt, und zum leztenmal auftrat, weinte da nicht das ganze Haus vor Rührung und Wehmuth, sie verlieren zu müssen?

Sie ist bekanntlich von ihrem Gatten, dem Tänzer Vigano, geschieden. Die Richter sprachen, aus welchen Gründen weiſs ich nicht, ihm die Kinder zu. Sie kaufte ihm das eine mit ihrem ganzen Vermögen ab, und konnte es kaum erwarten, bis sie sich wieder so viel erworben hatte, um auch das andere zu erhalten.

Ich lernte sie in Livorno kennen, als sie sich nach Lissabon mit ihrem Freunde, dem Sänger Naldi, einschifte. Die erste Blüthe ihrer Schönheit war freilich vorüber; aber sie besaſs noch immer seltene Reize. Ich habe nicht leicht eine liebenswürdigere Frau kennen gelernt. Ihre Unterhaltung, durch alle

Anmuth des feinsten gesellschaftlichen Tons, vielseitige Kenntniſs von Sprachen und Wissenschaften, und reichem Wiz belebt, konnte man nur dann vergessen, wenn sie irgend eine Scene aus der Mythologie oder Geschichte im mimischen Tanze darstellte, wie sie gerne und oft that. Wer sie so gesehen, dem ist manches von dem zur lebendigen Wahrheit geworden, was Wieland im Agathon und den Briefen des Aristipps so reizend beschrieben hat.

Morghen.

Der berühmte Kupferstecher, Raphael Morghen, ist in Neapel gebohren, und der Sohn eines deutschen Kupferstechers, welcher vor wenigen Jahren daselbst gestorben ist. Er heirathete eine Tochter des eben so berühmten Kupferstechers Volpato in Rom, und hat auch einigen Antheil an verschiedenen Werken, welche unter dem Namen dieses Mannes erschienen sind.

Der Arbeiten Morghen's sind sehr viele. Am bekanntesten ist sein Kupferstich geworden, welcher Lionardo's da Vinci Nachtmahl in Mailand vorstellt. Er kam auf Subscription heraus, welche im Anfang nur einen geringen Preis festgesezt hatte, aber bei der Menge von Liebhabern bald auf fünfzehn bis zwanzig Zecchini stieg. Indeſs wurden einzelne avant la lettre davon in London zu 100 Guineen, in Paris zu 50 — 60 Louis-

d'ors verkauft. Als ich ihn in Florenz sah, hatte er schon 1900 Abdrüke von seiner Platte machen lassen, welche durch einen besondern Kunstgriff noch alle sehr gut waren. Er liefs nehmlich beim Abdruk immer eine eigene elastische Deke zwischen die Presse und das Papier legen, wodurch sich diese in die feinsten Striche einlegte. Man versicherte mich, dafs er mit dieser einzigen Platte, an welcher er drei Jahre gearbeitet hatte, gegen 30,000 Skudi gewonnen habe.

Uebrigens ist er gar nicht reich. Werke der Frömmigkeit und Wohlthätigkeit zehren den gröfsten Theil seines Erwerbs auf. Er ist in den lezten Jahren so devot geworden, dafs er selbst manche seiner frühern Arbeiten bereut, und mit schweren Kosten einige Stüke aus der Fabelgeschichte, wie die Leda, aufkaufen läfst, um sie zu vertilgen. Ausser einigen Porträts, hat er sich daher in neuern

Zeiten nur mit Werken religiösen Inhalts abgegeben, und ist seit einigen Jahren mit einer Platte nach der Verklärung Raphaels beschäftigt, deren Subscriptionsbillette so gesucht sind, dafs man sie bereits zu fünfzig Procent Vortheil wieder verhandelt, ehe die Platte fertig ist.

Ich mufs hier auf einen Umstand aufmerksam machen, welcher nicht allzubekannt seyn dürfte. Raphael Morghen hatte in frühern Zeiten schon die Verklärung angefangen, die Platte aber, da ihm die Anlage misfiel, seinem Bruder, einem übrigens sehr verdienstvollen Kupferstecher, zur Beendigung überlassen. Natürlich hat dieser Kupferstich die Vorzüge nicht, welche man von seiner neuen Bearbeitung desselben Gegenstandes erwartet. Aber auch von dieser stimmen viele ihre Hoffnungen etwas herab, da er blos nach einer Zeichnung, und nicht nach dem Original arbeitet, — was er über-

haupt gewöhnlich thut, aber nicht thun sollte, — und auch jene Zeichnung nicht ganz vorzüglich seyn soll.

Volpato.

Johann Volpato, welcher den 26. August 1804 in Rom gestorben ist, verdient eine ausgezeichnete Stelle in der Geschichte der Kupferstecherkunst. Er verstand es, wie wenige, den Karakter einer Zeichnung auf das Kupfer überzutragen. Sein Stich war rein und nett, und seine Blätter haben fast alle Kraft, Bestimmtheit und Harmonie. Sein Geschmak in der Kunst war sehr ausgebildet, welches schon die Wahl seiner Gegenstände beweist, und er wufste mit grosser Verständigkeit und seltener Klarheit über sie zu sprechen. Canova verdankt ihm vielleicht seine erste Anerkennung in Rom, indem er von Volpato bestimmt wurde, das Grabmahl Clemens XIV zu unternehmen, welches ihn so vortheilhaft bekannt gemacht hat.

Vor allen Dingen aber ist ihm Rom die

blühende Schule von Kupferstechern schuldig, welche es gegenwärtig besizt. Auch vor Volpato hat es gute Meister in diesem Fach daselbst gegeben. Er aber brachte durch die vielen interessanten Gegenstände, die er bekannt machte, und die grofsen Werke, welche er mit Ehre ausführte, diesen Zweig der Kunst zu höherem Ansehen, und, so zu sagen, in die Mode, wodurch ein rühmlicher und nüzlicher Wetteifer entstanden ist.

Volpato's erste Jugend verlohr sich in andern Beschäftigungen, die der Kunst fremd sind. Bassano, im Venezianischen, wo er 1735 gebohren wurde, konnte seinem frühen Hang für dieselbe wenige Nahrung geben. Erst später wurde sein gewaltsam hervorbrechendes Talent über seine Verhältnisse Meister, und er wiedmete sich in reifern Jahren der Kunst. Aber er durchflog die mühsame Bahn. Seine ersten Versuche gewannen die Bewunderung aller Kunstverständigen, und

in sehr kurzer Zeit hatte er den ersten Plaz unter den venezianischen Künstlern eingenommen. Dazumal arbeitete er für die italienische Schule, welche Hamilton herausgab. Die Raphael'schen Logen aber, welche in Rom herauskamen, wurden die Veranlassung zu seinem Rufe dahin. Nur die Pilaster dieses Werks waren erst fertig. Ihm wurde die Bearbeitung der Dekengemählde und der Stukarbeiten übertragen. Seine Blätter übertrafen das schon Fertige in so entschiedenem Grade, dafs ihre Würdigung eben so leicht, als vortheilhaft für den Künstler war.

Nun übernahm er für sich selbst den Stich der Stanzen Raphaels. Die Schule von Athen war mit so allgemeinem Beifall aufgenommen worden, dafs er wohl einsah, wie er sich nicht nur in der Fortsezung getrost auf die Theilnahme des Publikums verlassen dürfte, sondern noch Hülfe brauchte, um die Erscheinung des ganzen Werks zu beschleuni-

gen. Nachdem er drei grofse Blätter bekannt gemacht hatte, wurde Raphael Morghen sein Schüler. Wie glüklich seine Wahl hierin war, hat der Erfolg bewiesen, welcher in ihm einen der gröfsten Künstler dieses Fachs entwikelt hat.

Sein ganzes Leben widmete Volpato unermüdet der Kunst, wovon seine vielen Werke zeugen. In seinen lezten Jahren beschäftigte er sich hauptsächlich mit Landschaften. Die schöne Ruhe eines ehrenvollen Alters fand sich am heitersten in den lieblichen Schöpfungen Claude's wieder. Den Abend vor seinem Todestag hat er noch den Grabstichel geführt. Nach demselben weinten alle, welche den rechtschaffenen, klugen, religiösen und wohlthätigen Menschen, und den guten Familienvater und Bürger gekannt hatten.

Unter den vielen Kupferstichen, welche von seinen Erben verkauft worden, sind manche, die nur unter seiner Leitung und

vielleicht für seine Rechnung ausgeführt wurden. Von ihm selbst aber sind folgende:

Die Vatikanischen Stanzen, und unter diesen, die Schule von Athen, die Disputa über das Sakrament, Heliodor Attila, der Parnafs, der Burgbrand und das Gefängnifs des Petrus.

Die Aurora, und Tag und Nacht, von Guercino in Villa Ludovisi.

S. Andreas, wie er zur Marter geführt wird, von Guido Reni.

S. Andreas Geiselung von Dominichino, in einer Kapelle von S. Gregorio.

Noah's Opfer von Poussin.

Merkur, welcher den Argus einschläfert, eine Landschaft von Poussin.

Die Farnesische Gallerie.

Egeria, eine Landschaft von Claude.

Eine andere mit Räubern von ebendemselben.

Die Flucht nach Egypten von demselben in der Gallerie Doria.

Der Tempel von Delfi, von demselben ebendaselbst.

Apoll und Merkur.

Cefalus und Prokres, beide von demselben ebendaselbst.

Das Crucifix von Guido, in der Kirche von S. Lorenzo in Lucina.

Die Kreuzabnehmung von Raphael, in der Gallerie Borghese.

Die Propheten Joel und Zaccharias, und die delphische und kumäische Sibyllen von Mich. Angelo.

In ihren Urtheilen über ausländische Literatur sind die Itatiener bald fertig — weil sie sie nicht kennen. Haben sie etwas Gutes, so ist es in ihren Augen das Beste, was es überhaupt giebt. Ein Beleg hiezu ist ein im Giornale di Pisa 1802. Nro. VIII. S. 106. gefälltes Urtheil über Cesaroti's Homer.

«Zuverläſsig ist es, daſs niemand noch in neuern Sprachen den Homer mit mehr Kraſt, Mannigfaltigkeit, Eleganz und Harmonie sprechen lieſs, als Cesarotti; und daſs es keinem vor ihm gelungen ist, den langen und trokenen Schifskatalog, ich will nicht sagen, angenehm und bewundernswürdig wieder zu geben, sondern nur erträglich.» Wie stolz wiederholten sie Voltaire's bekannte Verse:

Nous avons l'agrément, la clarté, la justesse;
Mais égalerons-nous l'Italie et la Grèce?

Nun ein Urtheil über fremde Literatur! Ich hebe es aus den Lettere capricciose aus, welche der bekannte Schauspieldichter Albergati, und der durch einige wizige Gedichte bekannte Ab. Zacchivoli mit einander gewechselt haben. Sie stehen im 9ten Brief von des Erstern Werken. Albergati schreibt:

„Unter den Engländern wird Shakespeare „wegen seinen theatralischen Werken vergöttert. Man sagt, er sey einer der ersten „Dichter dieses Fachs bei seiner Nazion gewesen, unerachtet es ihm gänzlich an „Kenntnifs und Bildung gefehlt, er keine „Muster bei seinem Volke fand, und die der „andern nicht lesen konnte. Mag man Shakespearen immer loben und bewundern! „Aber man kann seine Lust- und Trauerspiele „doch nicht anhören ohne zu gähnen, zu „schlafen, oder sie auszuzischen. Das Nehmliche ist bey Ariosto's Komödien, und bei „so vielen andern unserer besten der Fall."

Nun etwas über die Alten: «Man lese ein-
«mal die Iliade und das befreite Jerusalem;
«die Batrachomgomachie, und den geraubten
«Eimer und den Pult; den Menander und
«dann den Moliere: den Euripides und So-
«phokles, und den Corneille, Racine, Vol-
«taire und auch den Pradon wenn man will.
«Die ersten werden unsere Bewunderung er-
«regen, weil sie die ersten waren. Aber die
«andern werden in unserer Seele das ange-
«nehmste Vergnügen erregen; sie werden
«uns unsern Beifall abzwingen. Ja diese
«Alten waren unsere Lehrer, das geb' ich
«zu. Aber ich frage dich, lieber Freund,
«ist es gesund gedacht, bei einem Lehrer zu
«studieren, der nur lehrt? Wird man nicht
«lieber bei seinem Schüler in die Schule
«gehn, der schon gelernt, und seine Kunst
«vortreflich ausgeübt hat? Wenn ich mich
«mit Vergnügen unterrichten kann, warum
«soll ich es mit Verdrufs thun?»

Und jezt über vaterländische Literatur: „Ich möchte Komödien schreiben können, „wie Goldoni, und Tragödien, wie Voltaire. „Und ich lese auch beider Werke unaufhör„lich mit gespanntestem Nachdenken. Warum „soll ich mich über Terenz, Plautus, Aeschy„lus und Euripides halb zu todt studieren? „die genannten Franzosen, und der nie genug „gepriesene Goldoni haben schon von ihnen „gelernt, wie man vortreflich in der Kunst „werden soll. Drum will ich lieber sie stu„dieren, von ihnen lernen."

Aber jezt eine grofse italienische Kezerei! „Aeusserst angenehm ist es, wenn man, um „eine Schönheitsidee zu fassen, die nicht vor„handen ist, den Kopf auf die Folter spannen „soll, blos um zu fassen und zu sehen, was „nicht zu fassen und zu sehen ist. Z. B. „um die göttliche Komödie zu verstehen, die „von vielen mit Recht weder für eine Ko„mödie, noch für göttlich anerkannt worden

«ist, mufs man sich in jene rohen Zeiten «der Wissenschaften und der Sprache verse-«zen, in denen sie geschrieben worden ist. «Gut! Ich will mich hineinversezen. Aber «welche Schwierigkeiten stellen sich mir ent-«gegen! Ich gebe dem Herrn Alighieri einen «Handschlag, welcher sie gröstentheils über-«wunden hat. Und was kommt nun heraus? «Mich soll eine rauhe Sprache (linguag-«gio) vergnügen, die ich nicht verstehe; «eine Verbindung von Bildern, die mir den «Kopf schwindeln machen; ein Heer von «Gedanken, die mir mehr sein Erklärer, als «der Dichter sagt?»

«Wenn die Schwierigkeiten des Siegs den «Preis desselben so sehr erhöhen soll, so «müfste man doch den Springer Turchetto, «welcher über acht Männer zu Pferd weg-«sprang, dem leichten Tänzer Le Pique vor-«ziehen, welcher mit der gröfsten Anmuth «die seltenste Kunst verbindet, welcher tau-

«send und tausend verschiedene Schritte
«macht, ohne daſs der Zuschauer für ihn
«zittern darf.»

Aus derselben Schrift ein Wort der Wahrheit. «Man verdamme einmal keinen Ver-
«brecher zum Tode. Was wird nun die
«höchste Strafe seyn? — Verdammung zu
«öffentlichen Arbeiten. Nimmt man zu diesen
«nun Verbrecher, so ist doch gewiſs, daſs
«man Leute dazu nöthig hatte, ehe der Dieb-
«stahl, der Mord begangen war. Warum
«fängt man jene Landstreicher nicht auf,
«und gebraucht sie, ehe sie das Böse gethan
«haben, zu öffentlichen Arbeiten, und kommt
«so dem unglüklichen Augenblik zuvor, da
«man sie strafen muſs? Warum ist man nicht
«aufmerksam auf diejenigen, welche Talent
«haben, und denen nichts fehlt, als die Ge-
«legenheit sie zu zeigen? Die Wirkungen

«des Müssiggangs vermeiden, die Müssigen «zur Arbeit zwingen, dem Talent Aufmunterung und Unterstüzung geben, dies sind «die sichersten Mittel, jede Regierung sanft «und beglükend zu machen. Aber, sagen «sie, man kann nicht. — Ja, man kann! «Man kann! Leicht könnte man es beweisen. «Man wende die Aufmerksamkeit nur auf die «Erhaltung guter Sitten. Man betrachte, an «welche Gegenstände Fürsten ihr Geld und «Gut wegwerfen, und dann sage man mir, ob «das Vermögen, oder der gute Wille fehlt.»

«Aber das beste Mittel ist freilich, den «Untergebenen ein gutes Beispiel zu geben. «Ich weiſs, und gesteh' es mit Erröthen, «daſs ich, wenn ich einen groſsen Theil des «Tags am Spieltisch zugebracht, nicht den «Muth habe, einen meiner Bedienten zu «zanken, seh' ich ihn auch mit den Karten «in der Hand.»

Als Cola Rienzi während der Abwesenheit der Päbste in Avignon die alte republikanische Gesinnung bei den Römern wieder zu erwekken strebte, konnte es auch nur durch die Künste geschehen, wodurch es unruhigen Köpfen jederzeit gelungen ist, die Menge zu einem vorübergehenden Auflodern von Selbstgefühl zu bringen.

Wir haben es ja gesehen, wie sie's in unsern Tagen machten. Cola Rienzi hatte die römische Republik in die Höhe geblasen, da mufste er den Bürgern derselben doch auch einen augenscheinlichen Beweis des neu aufgegangenen Glükes geben. Vom bronzenen Pferde, worauf Kaiser Mark Aurel reitet, wurde der Beweis ad hominern geführt. Einen ganzen Tag strömte das edle Thier aus dem einen seiner Nasenlöcher rothen Wein, und aus dem andern klares Wasser.

Beim Einzug Leo's X in Rom gehörte dieselbe Freigebigkeit des neuen Pabsts unter

die gröfsten Festlichkeiten des Tags. Wasser flofs neben Wein zur Erquikung des römischen Volks.

Nun wissen wir zwar sehr gut, dafs dergleichen Feste auch in unsern Tagen nicht selten sind; aber wir haben nie gehört, dafs man in Deutschland bei solchen Gelegenheiten Wasser neben dem Wein fliessen liefs.

Darin könnte ein karakteristischer Unterschied beider Nazionen liegen. Er könnte beweisen, dafs die Italiener schon das Recht haben, uns für gute Trinker zu erklären, da es immer noch zum Ruhme der Mäfsigkeit bei denselben gehört, den Wein nicht unvermischt zu trinken.

Sind es aber vielleicht die stärkern italienischen Weine, die jene Vermischung nöthig machen? — Wenn wir ehrlich seyn wollen, so müssen wir immer gestehen, dafs unsere deutschen Landsleute in Italien den Wein des Landes selten mit Wasser gemildert trinken,

wenn sie das nicht auch schon zu Hause gewohnt waren.

Die Bäker in Rom mufsten uns bereits zu Beweisen dienen, dafs das Est, est, est noch heutzutage eine anziehende Kraft besizt. Die deutschen Soldaten, deren sehr viele in neapolitanischen Diensten sind, haben diese Schwachheit selten diesseits der Alpen gelassen. Die Wohlfeilheit der italienischen Weine verführt sie nur noch mehr zum Genusse eines Getränks, worin der gemeine Mann in Deutschland so häufig alle seine Lebensfreuden zu finden pflegt. Sie geniessen desselben mit einer Unmäfsigkeit, die ihrer Nazion den Schimpf der Trinksucht erhält, und sie frühe ins Grab liefert. Die meisten sterben an der Schwindsucht dahin, weil sie sich zu viel gestärkt haben.

Ihnen ist das klare Wasser umsonst geflossen. In ihren Augen ist Mark-Aurel ein

Knauser, wenn sein Rofs nicht aus beiden Naselöchern des Weins die Fülle ausströmt.

Auf den Spaziergängen durch Rom kommt dem Fremden ein wenig Kenntnifs der Wappenkunde ganz vortreflich zu Statten. An den vorzüglichsten Werken der neuern Kunst haben die Päbste, die sie errichtet, sich immer ein ewiges Gedächtnifs stiften wollen. Sie banden ihren Namen an irgend etwas fest, was länger dauren mufste, als die Erinnerung an ihre Verdienste, und haben damit wirklich einigermassen ihre Absicht erreicht.

Was haben diese Bienen zu bedeuten, mit welchen man das Gebäude der Propaganda und anderer Kirchen und Paläste überladen sieht? fragt jedermann, der nach Rom kommt. — Sie sind das Haupt-Emblem des Barberinischen Wappens, und sollen an Urban

VIII erinnern, mit welchem der Glanz dieses Hauses begann. Kein Wappen karakterisirt so deutlich seine Familie, wie dieses. Es ist die fleissige Biene, welche allen Blumen ihren Honig raubt, ihn in ihrem Korb anzuhäufen; noch triftiger die Wespe, die den Bienen selbst den Honig stiehlt, um ihre Zelle zu füllen.

Urban VIII hieng mit Aberglauben an diesem seinem Wappen. Während des Conclave's, aus welchem er, mit der Tiare verherrlicht, hervorgieng, hieng sich ein Bienenschwarm an die nördliche Seite des Vatikans. Urban VIII war ein Florentiner, und als man ihn zum Pabst erwählt hatte, war das, übrigens ganz natürliche Phänomen, ein übernatürliches geworden, welches die Schmeichelei leicht erklärte.

Noch deutlicher sprach sich das Wohlgefallen des Himmels über diesen Pabst in einem — Ei aus. Unter seiner Regierung

ward das wunderbare Ei von einem Huhn in Rom gelegt. Auf demselben sah man eine Sonne, auf dieser eine Biene, und unten die beiden Buchstaben C. B. Die beiden ersten Erscheinungen waren leicht erklärt, und das C. B. wurde natürlich auf die Familie des Pabstes gedeütet.

Wenn die Päbste eben so leicht unter die Sterne als in das Paradies versezen könnten, so dürfte das wunderbare Huhn jezt am Himmelsgewölbe prangen. So liegt sein Ehrengedächtnifs in einem alten Buche begraben, aus welchem wir es wieder erwekt haben.

Bisher kannte man nur Hosenmahler; jezt kennen wir auch Hosenbildhauer. Wir trauten unsern Augen kaum, als wir es sahen, und waren am Ende wenigstens mit der Sprachbereicherung zufrieden.

Eigentlich hat es ja doch schon Hosenmahler gegeben, seit es Pinsel giebt; und

Hosenbildhauer, seit der erste Meisel sich dem Marmorblok näherte; aber es gieng da, wie in allen Dingen; die Sachen und die Begriffe waren längst, nur das Wort fehlte, so es bezeichnete.

Bekanntlich ist die Erbschaft des reichen Hauses Pamfili an das römische Haus Doria übergegangen. Der Kardinal dieses Namens machte neulich die schöne Erbschaft, welche ihm auch die reizendste aller römischen Villen, die Villa Pamfili zubrachte.

Sehr viele antike Statuen sind in derselben. Aber die meisten hatten den, dem frommen Kardinal gar anstössigen Fehler, dafs sie nakt waren. Nicht zufrieden selbst mit der Bedekung, womit sich der gewifs frömmere Pius VII begnügt, mit dem Feigenblatte, grif er zu jenem Hülfsmittel, womit man einst Buonarota's jüngstes Gericht sich zu schämen zwang — er liefs ihnen Hemden und Hosen von Gyps anziehen.

Die meisten dieser Statuen benehmen sich in ihren Gewändern sehr links. Eine Venus, in der Stellung der mediceischen, zum Beispiel, wird äusserst lächerlich durch ihre Schamhaftigkeit. Sie scheint sich ihrer Hosen für den frommen Kardinal zu schämen.

Der Italiener hat mehr Vaterlandsstolz, der Deutsche mehr Vaterlandsliebe. Jener beruft sich auf die Vergangenheit; dieser auf die Gegenwart, und beide haben vielleicht gleich viel, oder gleich wenig Recht dazu.

Was hilft es, dem Blinden einen Spiegel vorzuhalten? Er wird sich selbst nicht sehen. Aber man pflegt sich sonst gerne seiner Jugendzeiten zu erinnern. Die Italiener thun dies mit der Resignation des alten Weibs, welche einen gerne vor ihr Jugendporträt führt.

Eine der sonderbarsten Aeusserungen dieser

Eitelkeit war der Prozefs, welchen zween Flüsse der Romagna, oder vielmehr die Anwohner derselben, mehrere Jahre mit einander führten. Beide stritten sich um die Ehre, der Rubicon zu seyn; und über diesen, denn doch blos antiquarischen Streit mufste am Ende das Tribunal della Ruota entscheiden, welches hier zum erstenmal in den Fall kam, einen Urtheilsspruch zu thun, der noch höhere Appellation gestattete.

Sollte es nicht karakteristisch seyn, dafs sich ein Volk um die Ehre stritt, einen Flufs in seinem Gebiete zu besizen, welcher blos darum merkwürdig geworden ist, dafs an seinem Ufer der Tod der römischen Freiheit beschlossen wurde?

In Italien ist der Bettel ein Handwerk, welches erlernt werden mufs. Wer seine Schule nicht schon in früher Jugend ange-

ſangen hat, bringt es nie weit. Es ist damit beinahe wie mit dem Seiltanzen.

Man lache nicht über diese Vergleichung. Es gehört eine ausserordentliche Herrschaft über den Körper und den Geist, und eine ungewöhnliche Gelenkigkeit beider dazu, in den krampfhaften Bewegungen einer wilden Krankheit Stundenlang auszuharren, des Winters halbnakt auf dem nassen Boden zu liegen, sich an den Gedanken zu gewöhnen, daſs eine schmerzliche Wunde doch immer ein gutes Mittagsessen werth sey — steige hinab unter die Lahmen, die Blinden, die Krüppel, wer will, und versuche, ob er es ihnen gleich thut.

In der Zeit, als sich der unbändige Geist des Mittelalters in die Handwerksinnungen verlohr, machten die Bettler in Florenz eine eigene Gilde aus. Sie hatten ihre Geseze, ihre Heerberge, wie die übrigen Handwerker, und waren so zahlreich, daſs sie sich wieder

in einzelne Zweige theilen mufsten. Die Blinden zum Beispiel sonderten sich von ihren übrigen Handwerksgenossen ab, weil sie oft von ihnen betrogen wurden, wie manche lustige Geschichte in den ältesten Novellenerzählern der Nazion beweist.

Es ist nichts so ganz ungewöhnliches, dafs ein Bettler, die Hülfe, so man ihm gegen sein Gebrechen reicht, hartnäkig ausschlägt. Ein solcher Mensch, denken wir Nordländer, sollte durch eine Prügeltracht zur Vernunft gebracht werden. Aber in diesem Lande rührt diese Hartnäkigkeit nur desto mehr zum Mitleiden, weil da Kasteiungen grofse Verdienste sind. Denn der heilige Labre schlug ja auch eine gute Suppe aus, um sich mit weggeworfenen Citronenschaalen zu nähren. Wer kann einem solchen Gebrechlichen hart begegnen, da man nicht weifs, ob man nicht dereinst vor ihm wird knien müssen?

Im 18ten Jahrhundert war das freilich

anders in Florenz. Damals gab es ein Gesez, welches solchen Personen, wenn sie ein Gegenstand des Ekels seyn konnten, verbot, sich öffentlich sehen zu lassen. Aber das Gesez wurde bald vergessen, und es ist heutzutage ein Verdienst geworden, andere mit Abscheu und Ekel zu erfüllen.

In jeder grofsen Stadt Italiens giebt es einen oder mehrere Bettler, welche sich durch irgend eine Geschiklichkeit über ihre Zunftgenossen erhoben haben. Wer jemals durch die Strafse de Condotti in Rom gegangen ist, hat da einen feisten Graukopf auf der Erde sizen sehen, welchem die Beine fehlen. Dieser Mann befindet sich so gut bei seinem Handwerk, dafs er jedes Jahr an seinem Namensfest, am Peters-Tage, seine Handwerksgenossen zu einem grofsen Schmause einladet, wo es recht lustig zugeht. Ein freundlicher Grufs ist es, womit er seine Gabe fordert, und nur Wenige gehen ungerührt an ihm vorüber.

Ein Anderer, welcher nun gestorben ist, improvisirte nicht mittelmäfsig, und hatte eine solche Stärke im leidenschaftlichen Ausdruk des Körpers, dafs er immer kleine mimische Schauspiele gab. In einem Augenblik hatte er einen Kreis von Zuschauern um sich geschlossen, welche natürlich nicht weggiengen, ohne sein Talent durch eine kleine Gabe geehrt zu haben.

Die bekannte Grabschrift eines Deutschen in Monte Fiaschone wird den Deutschen noch heutzutage in ganz Italien erzählt, wenn man ihnen beweisen will, dafs sie grofse Freunde des Trinkens seyen.

Dieser Glaube ist sehr alt bei der Nazion. Schon Bandello sagt: der Deutsche ist gut zu behandeln. Gieb ihm tüchtig zu trinken, so machst du mit ihm, was du willst.

In Rom sind freilich die Berauschten,

welchen man begegnet, beinahe durchgängig deutsche Bäkerknechte; denn die meisten dieser Gilde sind unsere Landsleute. Der Wein ist in Italien sehr wohlfeil; andre Vergnügungen können sie sich nicht machen; darum lassen sie sich's herzlich schmeken.

Aber diese wird man doch durch das est, est, est, welches ich über mehrerer Weinbuden in Rom geschrieben las, nicht loken wollen. Es scheint mir vielmehr ein römischer Scherz zu seyn, der nicht ohne Salz ist.

In Livorno haben die Liquerbuden gewöhnlich englische Aufschriften. Dies erklärt sich sehr leicht. Aber die lateinischen der römischen Weinkeller sollen doch nur deutsche Bäkerknechte anziehen.

Die päbstliche Chalkographie in Rom giebt ein Verzeichnifs der Bücher und Kupferstiche heraus, welche bei ihr zu haben sind.

Unter den lezten sind viele Porträte, und jeglicher Kardinal ist da in effigie zu haben. Zur Bequemlichkeit der Sammler sind die Rothbehuteten und Rothbestrümpften darin unter die Päbste geordnet, von welchen sie ins heilige Collegium aufgenommen worden sind. Denn weiter läſst sich doch gewöhnlich nichts von ihnen sagen.

Es geschieht unter dem Titel: Creature di Pio VI, Pio VII u. s. w.

Im Italienischen hat das Creatura den Sinn gewöhnlich nicht, welchen das deutsche Kreatur Pius VII haben würde. Wir glauben, unsere Landsleute auf diesen Sprachunterschied aufmerksam machen zu müssen, weil sie sonst leicht glauben könnten, daſs man in Rom etwas anders bei seinem wahren Namen nennen dürfte.

Man verkauft in Rom Visitenkarten mit allen möglichen Bezeichnungen. Beinahe jeg-

licher kann da welche finden, die seinen Stand und sein Gewerbe symbolisch vorstellen.

In dem leztern Sinne scheinen die Visitenkarten erfunden worden zu seyn, welche alle möglichen alten und neuen Monumente der Stadt vorstellen. Sie waren wohl auf die Fremden berechnet, von denen man glaubte, daſs es eigentlich nichts gebe, was ihnen in Italien verständlich wäre, als Ruinen, Kirchen, Statuen u. dergl.

Wir haben Jemand gekannt, der mit dem Abgeben solcher Karten Sinn verband. Bei einer alten Dame lieſs er gewiſs nie andere, als solche, die etwa irgend eine, von der Zeit recht übel mitgenommene Ruine darstellen. Einen Monsignore, der dem Trunk sehr ergeben war, erfreute er immer durch eine Ansicht von Ripa grande, einer Ufergegend der Tiber, wo die fremden Weinverkäufer ihren Siz haben, und, wo immer volle Fässer aus den offenen Thüren heraus-

lachen. Einem Kardinal, dessen Karakter unerklärbar war, schenkte er eine Karte, mit irgend einem Obelisken, und so trieb er ein vielfach bedeutendes Spiel mit einer Sache, welche sonst so wenig Sinn hat.

Als wir nach Girgenti kamen, beehrte uns ein vornehmer Geistlicher des Orts mit einem Besuche. Er fand uns nicht zu Hause, und liefs daher seine Karte. An sich ist das nun nichts Bedeutendes. Aber die Karte fiel uns sehr auf. Sie enthielt nichts weniger, als geradezu alle alten Monumente der Stadt im Auszuge beisammen. Wir schlossen daraus, wie grofsen Werth dieser Mann auf einen Vorzug seiner Vaterstadt sezte, an welchem er doch so wenige Schuld hatte, als am trojanischen Krieg, und fanden uns, da wir ihn selbst kennen lernten, wirklich nicht in unserm Schlusse betrogen. Der Mann blähete sich eigentlich über diese Merkwürdigkeiten, und wie oft mufsten wir ihm das

Geständnifs machen: dafs Girgenti die Stadt aller Städte sey!

Die Revolution hat in Italien, wie in Frankreich die Sprache bereichert. Das Wörterbuch der Crusca enthält diesen Ausdruk gewifs nicht; und wir können wetten, dafs nur wenige Münzkundige ihn verstehen werden.

Die römische Republik des achtzehnten Jahrhunderts bekam auch den Einfall Münze zu schlagen. Hauptsächlich brachte sie erbärmliche Kupfermünze in Umlauf, welche mit dem Bilde der Madonna, statt vorher mit dem des heiligen Petrus geziert war.

Die neuern Römer verstanden, wie die Völker beinahe durchgängig, den Ausdruk Republik nicht ganz richtig. Sie dachten sich darunter einen Staat, worin es jeglicher treiben könne, wie er nur möge. Und sie haben es wirklich arg genug getrieben!

Sie konnten z. B. nicht begreifen, warum der Staat allein nur Münzen schlagen sollte, da sie derselben doch so sehr benöthigt waren. Im Vertrauen auf die republikanische Freiheit, machten sich daher manche einen Stempel und prägten sich Geld für ihren Hausbrauch. Der Kürze halber nahmen sie die alte, mit dem heiligen Petrus geschmükte Kupfermünze, welche weit gehaltreicher war, und prägten eine Madonna darauf, wodurch der Werth verdoppelt wurde.

Wahrscheinlich fanden sie das Ding so vortheilhaft, daſs sie sich nicht genug beeilen zu können glaubten, die günstige Zeit zu benuzen. Da geschah es denn sehr häufig, daſs eine Madonna zum Vorschein kam, welche St. Petrus Bart beibehalten hatte.

Alle dergleichen, für den Hausbedarf verfertigte Münze hieſs man *moneta casareggia*. *Roba casareggia* nennt man überhaupt in in Rom ein Mädchen, welches, ohne

dem Volke zu dienen, von irgend jemand zum Privatbedürfniſs unterhalten wird.

Man sieht, wie diese Sprache so bequem ist! Die Sache haben wir wohl auch, aber die Ausdrüke nicht.

Der Italiener überhaupt räsonnirt nicht so viel über das Leben, wie man im Norden thut; und lebt darum doch vergnügter, als wir. Er berechnet seinen Schritt nicht leicht mit den Folgen, und sind diese eingetreten, so macht er ein gutes Gesicht dazu.

Bei uns muſs sich jeder schon im frühen Alter für sein künſtiges Leben bestimmen. Der gröſste Theil seiner Erziehung wird für den entfernten Zwek eingerichtet, den er sich gewählt hat; und ehe man nur weiſs, ob er je ein Pferd erhalten wird, lehrt man ihn schon die Grundsäze der Reitkunst.

So wie er nur auf den Beinen stehen kann,

mufs er schon ein Kompliment machen; ehe er seine Muttersprache spricht, lehrt man ihn bereits eine fremde; ehe er nur weifs, ob es, ausser seiner Kinderstube, noch eine andere giebt, spricht man ihm schon vom fünften Welttheil und von den Bewohnern des Hundssterns.

Kurz, man sucht ihn mit aller Gewalt gescheut zu machen.

Wie ganz anders der Italiener! Weit entfernt, seinem Kinde schon in der Wiege vor dem Leben Bangigkeit zu erregen, zeigt er ihm höchstens die Schreken eines künftigen. Und wie er es mache, aber das Kind begreift bald genug, dafs man eben darum das jezige geniessen müsse.

Keine unnüze Last von Worten und Sachen, die ihm nie etwas nüzen, beschwert den zarten Geist. Nicht zeichnet man ihm mit der Kreide die Schritte auf den Boden, die es thun soll; man spricht ihm nichts

von Anstand, und feinem Betragen, und bei alle dem ist der italienische Junge im 12ten Jahr klüger, als der deutsche im 18ten. Man darf ihn immer in gute Gesellschaft bringen, wo der deutsche Knabe eine erbärmliche Rolle spielen würde.

Darum hat man ihm aber auch das unglükliche Mifstrauen gegen sich selbst nicht beigebracht, womit wir unsere Kinder quälen, wie uns unsere Religion. Er thut Alles, was er thut, mit Zuversicht, und gewifs, dafs er nicht bei jedem Fehltritt abgekanzelt wird, schreitet er gerade zu.

Keinem Eintritt in irgend eine festere Lebensbahn geht eine ängstliche Zeremonie voraus. Er mufs nicht auf Jahre seinen Leib und seine Seele dem Gewerbe verschreiben; er versucht es einmal, und gelingt es, so ists gut. Wo nicht, so probiert er es anders.

So geschieht es, dafs die geringere Klasse sich auf mehrere Weisen versucht; dafs am

Ende freilich oft mehrere misslungene Versuche zu nichts geführt haben — aber auf jeden Fall bleibt ihm doch noch mehr, als ein Ausweg übrig — er wird Mönch, Mäkler, Lastträger, oder Bettler. Von diesen Gewerben muſs Eins ihn nähren.

Wir wissen recht gut, was dagegen gesagt werden kann. Aber die Vortheile springen vielleicht nicht so sehr in die Augen. Wir vergleichen hierin die Italiener gerne mit den Volontairs der Armeen, die oft die bravsten Thaten verüben, ohne daſs man auf sie rechnen könnte.

Nirgends räsonnirt man vielleicht so viel über das Heirathen, wie in Deutschland. Wie viele Weiber haben wir, wie sie seyn sollten? Wie viele Theorien der Ehe? Wie viel betrügerische Ehespiegel sind uns in unsern bessern Romanen vorgehalten, aus welchen gewöhnlich ganz was anders heraussieht, als das ist, was hineinblikt.

Von dem Allen weiſs der Italiener nichts. Er macht entweder eine Konvenienzheirath, oder eine Heirath aus Liebe — und bei diesen beiden Gattungen fällt bekanntlich alles vernünftige Räsonnement weg.

Er macht den gewaltigen Anlauf unserer Junggesellen nicht, die erst Jahre lang um das Mädchen herumschleichen, auf das ihr Plan geht. Es soll ja keine Seite ihres Karakters seyn, welche er nicht kennen will, ehe er wirbt, und leider entdekt er dann immer so viel, daſs es ihm recht herzlich bange wird vor derjenigen, mit der er sich an das Ehejoch spannen will. Sonderbarer Weise scheint er gar nicht zu wissen, daſs die Ehe das Treibhaus ist, in welchem sich jeder moralische Keim, wie jeder physische, entwikeln muſs, und daſs sehr viel und Alles von dem Gärtner abhängt, wie er aufgehen soll.

Das italienische Mädchen besinnt sich nicht

lange, ihre Hand zu geben, wenn sie gefodert wird. Ihre Mutter hat sie ferne gehalten von den Männern, aber ihr keine Furcht vor ihnen beigebracht, wie die unsern — für sie ist die Ehe das Thor der Freiheit, in welches man nicht frühe genug eingehen kann.

Freilich treiben sie es dann in der Ehe auch ganz anders, wie wir. Aber wir wollten der Sache auch gerade keine Lobrede halten. Für die bedächtliche Nazion geht das nicht; denn am Ende müſsten die Deutschen ja doch wohl Italiener seyn, wenn sie's auch so machen sollten.

Ein deutscher Arzt entband eine Frau. Als das Kind glüklich zur Welt gekommen war, frug ihn die dabei gegenwärtige Hebamme: ob er ihm die Zunge gelöst habe. Der Arzt antwortete ihr, daſs es nicht nöthig sey.

Avete ragione, sagte sie, per le vostre parolaccie anderà pur troppo bene.

Des Winters haben die Italienerinnen bekanntlich immer ein Kohlbeken in den Händen, welches oft sehr niedlich von Silber gearbeitet ist. Gut italienisch nennt man es il caldanino; in Rom aber heifst es scherzweise il marito (der Ehemann). Eine junge Bologneserin kam zur Erziehung in ein Nonnenkloster daselbst, und frug, mit diesem Provinzialausdruk unbekannt, als sie eine der Schwestern sagen hörte: dov'è il mio marito? (wo ist mein Kohlbeken?) — ganz erstaunt: Come? Le monache hanno mariti? (Wie? Haben denn die Nonnen Männer?)

Der Abbé Prévost erzählt in seinen Avantures et Anecdotes die Geschichte eines

Genuesers, der nach Livorno kommt. Da heifst es denn: „Rien ne le frappa (in Livorno) si sensiblement, que la vue d'une infinité de Turcs captifs, que les habitants prennent ou achetent sur mer, et qu'ils emploient de toutes sortes de manières à leur service, quoiqu'avec moins de rigueur, que les Turcs n'en usent avec leurs ésclaves chretiens."

Die Infinité ist hier karakteristisch. Bekanntlich hatte Toskana nie eine ansehnliche Marine, und der Türkensklaven waren immer sehr wenige in Livorno. Indefs machte das die Sache frappant; denn Türkensklaven hatte der Genueser auch in Genua gesehen; es konnte also nur die Infinité seyn, welche grofsen Eindruk auf ihn machen mufste.

Einer meiner Freunde wurde dem Kardinal C.... vorgestellt, und von diesem nach seinem Vaterland gefragt. Von N. N. in Franconia. — Wie sind sie denn ein Franzose und kein Deutscher? sagte der Kardinal. — Franken liegt in Deutschland, war die Antwort, und gränzt an Baiern, Niedersachsen — ach, unterbrach ihn jener wieder, ich kenne den Kurfürsten von Sachsen.

Merkwürdig für den Geist italienischer Zeitungen, so wie der Nazion überhaupt, ist eine Stelle aus der zu Florenz erscheinenden Gazzetta universale, vom Jahr 1801, Nro. 37.

«Der, unter dem Namen des Gobbo di Livorno bekannte Billiardspieler, welcher bis gestern eben so oft gewann, als er spielte, hat endlich an diesem Tage seinen Meister gefunden, und, zum allgemeinen Erstaunen

derjenigen, die seine Bravur kannten, eine Parthie an einen Fremden verloren. Diese Nachricht möge zum unzweideutigen Lobe des Siegers dienen. Wir verschweigen seinen Namen, und überlassen es den Liebhabern, ihn selbst herauszubringen, und kennen zu lernen."

In einer andern Rüksicht karakteristisch ist eine Stelle derselben Zeitung vom Merz 1803, wo von dem florentinischen Bildhauer Bartolini, welcher in der Kunstausstellung zu Paris den ersten Preis gewonnen hatte, schon geweissagt wird: „Die Bildhauerkunst werde sich durch ihn wiederum zu der Höhe emporschwingen, auf welcher sie zu Phidias und Praxiteles Zeiten gestanden habe."

Es giebt gewisse Perioden, in welchen man mit hochklingenden Beiwörtern nichts

weniger als sparsam ist. Ein solches war die Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften, in welcher die neuen Vorzüge der bessern Köpfe ein ungewöhnliches Erstaunen bei ihren Zeitgenossen hervorbrachten. Daher die vielen glänzenden Worte magnifici, magni, splendidi, welche damals so gewöhnlich waren. Selbst der Ausdruk divino, welcher doch das Höchste allein nur bezeichnen sollte, was die glüklichste Natur hervorbringt, wurde damals leichtsinnig verschwendet. Wenn Dante, Petrarka, Tasso, Ariosto, Raphael, Buonarota u. a. damit geehrt wurden, so war das der gerechte Zoll der Bewunderung ihrer Verdienste. Aber auch Petrarka nennt die Frau des berühmten Azzo da Correggio eine Donna divina. Bandello heifst den Dichter Nicolò Amanio einen poeta divinissimo, und selbst der elende Aretino hiefs der göttliche.

Von diesem Mifsbrauch ist den Italienern

noch vieles übrig geblieben, so heiſst eine minestra (Suppe) häufig ſamosa, stupenda u. s. w. Dies ist heutzutage kein gutes Zeichen.

Alfieri in seinem Philipp und Schiller im Dom Carlos berühren sich nicht wenig. Beide haben den Karakter des Königs streng historisch aufgefaſst; aber Schiller den Tyrannen weit feiner gezeichnet, welchen Alfieri nur mit schwarzen Farben mahlt. Schiller läſst ihm natürliche Empfindung, Gefühle des Vaters, Bewunderung des Schönen und Grossen, und eine Schäzung der Menschheit, wie sie dem Despoten durch sein Augenglas erscheinen kann, weil er nur von gemeinen Menschen oder groſsen Verbrechern umgeben ist *). Alfieri's Philipp aber ist ein wahres

*) Sagte ja auch Friedrich der Groſse, bei welchem alles doch ganz anders war,

Ungeheuer, welches nichts als Verstellung besizt. Das Beste, was er sagt, dünkt mich, und was ihn ganz als Tyrannen schildert, sind die Ausdrüke, welche er ihm in den Mund legt, als er zum erstenmal auf einen Augenblik Mensch ist, um gleich wieder Tyrann zu seyn:

Scorre di sangue — e diqual sangue — un rio —
Ecco! piena vendetta orrida ottenga; —
Ma felice son io? — Gomez, si asconda
L'atroce caso a ogni uomo. — A me la fama,
A te, se il taci, salverai la vita.

Gomez ist Schillers Alba. Aber der lezte ist ein grofser, stolzer, rachgieriger Spanier; der erste nur ein gemeiner Verbrecher, eine elende Maschine zum Verbrechen.

Perez ist der Marquis von Posa. Perez ist ein treuer Freund, ein edler Mann, aber nichts weiter.

zu Sulzer: Vous ne connoissez pas assez cette maudite raçe, à laquelle nous appartenons.

Isabelle ist in den Hauptzügen Schillers Elisabeth. Liebe, aber tiefes Gefühl, ihrer Pflicht; bereit, der leztern alles aufzuopfern; aber doch nur ein Weib. Alfieri läſst ihren Faden ganz ablaufen; Schiller zog den Schleier um die leidenschaftlichen Momente, in welchen das Weib in der Heldin untergeht.

Carlos; wir lernen ihn bei Alfieri nicht so ganz und so schön kennen, als bei Schiller; aber wer diesen gelesen hat, erräth und vollendet den Italiener. Die Delikatesse des Sohns gegen den Vater vermiſst man bei diesem ganz.

Alfieri's Stük aber ist weit regelmäſsiger als Schillers. Bei diesem tritt ein ungeheures Schiksal auf; bei Alfieri leiten Menschen die ganze Geschichte. Zu seinen Karaktern mag es in Italien in den ältern Zeiten Originale gegeben haben; Schillers hingegen sind in der Welt der Ideale zu Hause. Alfieri's Philipp ist ein Nachtstük, mit welchem man

die Moral zu Bette jagen kann; vor Schillers Scenen kann der Freund der Menschheit seine Schüler führen.

Auf einem Landgut, in der Nähe von Padua, an der Brenta, sind mancherlei Gartenanlagen in chinesischem, französischem und aller Völker Geschmak. Vieles davon ist sehr sinnvoll angebracht. Am besten gefiel mir der Furienaltar mit der Aufschrift:

Ignorantiæ,
Invidiæ,
Calumniæque,
Ne noceant amplius.

Im Campo santo zu Pisa befinden sich zween antike Särge von griechischem Marmor. Der eine stellt Meerungeheuer mit Nereiden und Genien vor, der andre die Diana, welche ihren Wagen verläſst, und

ihn indefs einer Nymphe giebt, um sich dem schlafenden Endymion zu nähern. — Man darf aber von diesen Sarkophagen, so wie von andern Bildnereien aus griechischem Marmor, welche man in Pisa noch aufbewahrt, nicht schliessen, dafs es eigentliche griechische Kunstwerke sind. Vielmehr ist es bewiesen, (s. Storia del Commercio e della navigazione dei Pisani, di Lorenzo Cantini, Firenze 1797, 2 Bd. B. 1. S. 78 — 99.) dafs die Pisaner in den allerältesten Zeiten schon griechische Marmors kommen liefsen, und sie verarbeiteten. Sie waren in Marmorarbeiten überhaupt sehr berühmt, und arbeiteten viel für die Römer. Im Pantheon zu Rom sollen z. E. mehrere, in Pisa gearbeitete Säulen seyn.

Eine weitere Untersuchung dieser Sache würde ein willkommener Beitrag für die Geschichte der Kunst seyn.

Das ehemalige Künstlerleben in Florenz wäre einer Bearbeitung sehr werth. Ich will hier einen Beitrag dazu aus einem wenig bekannten und genuzten italienischen Werke geben.

In dem Hause des Mahlers Giovanni-Francesco Rustici, in der Straſse alla Scala zu Florenz, versammelten sich gewöhnlich zwölf Künstler, alle sehr muntere Brüder, um sich recht lustig mit einander zu machen. Nach den Gesezen, welche sie für ihre Gesellschaft entworfen hatten, muſste Jeder, nach der Reihe, ein lustiges Gedicht, und eine Blatte für den Tisch mitbringen, welche neu und bisarr war. Einst traf es den Rustici, das Abendessen zu geben. Er richtete die Tafel so ein, daſs sie in einem Kessel, der von einer mächtigen Kufe gemacht war, zu schwimmen schien. Der Henkel derselben trug zugleich eine schöne Lampe, und die Speisen, die aus ihrer Mitte heraufsprangen,

schienen aus dem Grunde des Kessels zu kommen. Dieser Scherz gab der Gesellschaft den Namen der Kesselgesellschaft. (Accademia del Pajola).

Von den übrigen Gliedern derselben kennt man nur noch den Andrea del Sarto. Von ihm erzählt Francesco Redi in der Vorrede zu Andrea's Gedichte, la guerra de' Ranochj e de' Topi, folgenden Spaſs.

Er stellte, als er das Abendessen zu geben hatte, einen achtseitigen Tempel vor, welcher auf Säulen stand. Der Fuſsboden desselben bestand aus einer groſsen Platte mit Gallerte, in welcher verschiedene Fleischarten die Mosaiken ausmachten. Die Säulen schienen von Porphyr; waren aber groſse Würste, deren Basen und Kapitäler von Parmesankäse gemacht waren; die Cornischen und die Tribune aus Marcipan und Zukerwerk bestanden. Den Altar stellte ein Kuchen vor. In der Mitte war ein Chorpult aus Rindsbraten,

darauf ein Buch, dessen Blätter Nudeln, Buchstaben und Noten aber Trüffeln waren. Statt der Chorbuben hatte er Krametsvögel mit offenen Schnäbeln, und in Hemden von Schweinsnez angebracht. Hinter diesen standen die Domherrn, als fette Tauben, aufgeblasen und breitschultrig, mit Bärten von Mangold.

* * *

Von dem Bildhauer Donatello erzählt Baldirucci unter anderm folgendes:

Donatello war ein sehr munterer, bescheidener, und uneigennüziger Mann. Sein Geld war in einem Korbe, der mitten in der Werkstätte hieng, und aus welchem jeder seiner Schüler herausnahm, so viel er wollte und bedurfte.

Pietro von Medici hatte ihm ein Gut geschenkt, um ihm sein Alter zu sichern. Er besafs es aber kaum ein Jahr, und gab es

ihm wieder mit den Worten zurük: er wolle lieber Hungers sterben, als sein Gut verwalten. Der gütige Grofsherzog sezte ihm dafür eine beträchtliche Leibrente aus.

Ein Kaufmann hatte eine Statue bei ihm bestellt, und fieng an, als sie fertig war, mit ihm um den Preis zu handeln. — Was versteht ihr euch auf Statuen, sagte er ihm ganz hizig; Pfeffer und Käse ist eure Sache — und damit warf er seine Arbeit vom Postament herab, und zertrümmerte sie.

Als er auf dem Todbette lag, besuchten ihn einige seiner Verwandten, um von ihm in sein Testament gesezt zu werden. Sie sprachen von einem Gut, das er in Prato besafs. Er gab ihnen troken zur Antwort: Einem Einen Besuch zu machen, ist doch ein zu wohlfeiler Preis für ein Gut. Ich halte es für billiger, es meinem Pächter zu schenken, der es sein Lebenlang bearbeitet hat.

Ein späterer, nicht unberühmter, florentinischer Mahler rühmte sich immer in seinem Alter der Ehre, als Jüngling den Donatello zu Grabe getragen zu haben.

* * *

Von Giotto erzählen die italienischen Novellieri manche lustige Geschichte. Ich will mich nur auf zwo Anekdoten einschränken.

Als Giotto in Neapel mahlte, sagte ihm einst der König: Giotto, wenn ich du wäre, so liefs ich bei der grofsen Hize das Mahlen bleiben. — Er antwortete: Wenn ich Ihr wäre, so würde ich es auch so machen.

Dabei fällt mir eine Parallele aus Shandi ein. «Wenn ich Eugenius wäre, sagte Yorik, so würde ich mehr Wasser trinken. Und wenn ich Yorik wäre, sagte Eugenius, thät' ich's auch — welches anzeigt, dafs sie beide den Longinus gelesen.»

Einst gieng Giotto mit einer muntern Gesellschaft in Florenz spazieren. Sie begegneten einer Heerde Schweine, von welchen eines dem Mahler zwischen die Beine lief, und ihn umwarf. Er stand wieder auf, und sagte lachend: Haben die Schweine nicht das Recht, mir so mitzuspielen? Ich habe mir schon so manches tausend Lire mit ihren Borsten verdient, und ihnen noch nie einen Löffel voll Brühe dafür gegeben.

Für die Geschichte der Juden in Italien will ich folgende zween kleine Beiträge aus guten Quellen geben.

Die Juden kamen im Jahr 1430 nach Florenz. Die Veranlasung dazu ist sonderbar. Das Elend war um diese Zeit sehr grofs in der Stadt, der Geldmangel ausserordentlich. Um diesem Uebel abzuhelfen, erlaubte die Regierung den Juden sich in Florenz nieder-

zulassen, jedoch unter der Bedingung, nicht höher, als zu 20 Prozent monatlich, Geld auszuleihen. Die Florentiner-Wucherer hingegen waren nicht eingeschränkt, und man vermuthete, daſs der damalige Gonfaloniere von den Juden bestochen sey.

Gewiſs ist, daſs sie in 50 Jahren 50 Millionen Gulden gewonnen hatten. Dieses wurde 1495 bekannt. Das Volk lief zusammen, und verlangte von seiner Regierung ihre Verbannung. Diese willigte ein in einem Edikt, welches mit einer Psalmstelle anfangt: Beatus, qui intelligit super egenum et pauperem, in die mala liberabit eum Dominus. Sie waren indeſs so unentbehrlich geworden, daſs man sie nach wenigen Monaten wieder zurükrief.

Bei jener Gelegenheit sprachen viele davon, daſs man ihnen den Gewinn von 50 Millionen wieder abnehmen sollte. Es fehlte natürlich nicht an einem Franciskaner, welcher

in mehrern Predigten die Rechtmäfsigkeit dieses Verfahrens aus den kirchlichen Gesezen und noch triftiger aus den Beispielen der Geschichte bewies. Der Erzbischof liefs ihm diese Vorträge verbieten, aber umsonst. Die Signoria sah sich genöthigt, ihn, ob er gleich aus der Familie der Visconti in Mailand war, zu verhaften und aus dem Lande zu schiken.

Sie mufsten sich indefs durch einen gelben Lappen kenntlich machen. Oft verbot man ihnen den Wucher; oft schränkte man ihn ein, aber vergebens. Sie durften keinen Grofshandel treiben, keine Waffen tragen, keine Aemter haben, keinen liegenden Grund besizen. Die fremden Juden durften sich nicht länger als 15 Tage in der Stadt aufhalten. Die Poligamie ward ihnen für immer untersagt.

Es ist sonderbar, dafs sie sich nicht mehr vermehrt haben. Im Jahr 1622 waren sie

nur 495 Seelen, und im Jahr 1767 nicht weiter als auf 822, oder 145 Familien gestiegen.

Im Anfang waren sie in der ganzen Stadt zerstreut. Erst 1571 wurde ihnen ihr heutiges Quartier angewiesen.

* * *

In verschiedenen alten Mosaiken der Tribunen von S. Marko, S. Maria Maggiore u. a. sind die Städte Jerusalem und Bethlehem vorgestellt, wie um jede Schafe weiden. Die, welche in der Nähe der ersten grasen, sind die Juden; die andern die Christen. Die Humanität dieser Kunstwerke hat mich immer gerührt. Auch die Juden sind Schafe wie die Christen, nur weiden sie lieber in der Nähe von Jerusalem als von Bethlehem.

Aber sehr frühe hatte man dennoch Sorge, die bethlehemitischen Schafe von denen von Jerusalem zu unterscheiden. Sie mufsten

gelbe Müzen tragen — welche Farbe im alten Rom bekanntlich das Unterscheidungszeichen der Freudenmädchen war — und diese verwandelten sich nach und nach in rothe Hüte. Dadurch erhielten sie eine Aehnlichkeit mit dem Unterscheidungszeichen der Kardinäle, das von diesen natürlich nicht gebilligt wurde. Im Jahr 1636 ward ihnen befohlen, die alte Farbe wieder anzunehmen, welche sie heutzutage von den Christen in Rom auszeichnet.

Schon vor August befanden sich viele Juden in Rom. Dieser Kaiser war ihnen besonders günstig, und schenkte denen, welche im Krieg gefangen worden waren, die Freiheit. Sein Tod gieng ihnen sehr nahe, und sie beweinten ihn auch, nach Sueton, eine ganze Woche lang.

Von diesen, schon vor Christi Tod in Rom wohnenden Juden behauptet die heutige Gemeinde derselben abzustammen, und giebt sich damit einen Vorzug in den Augen der

Christen, indem man ihnen keinen Antheil an der Kreuzigung vorwerfen kann. Wirklich wurden sie in Rom auch immer besser behandelt, als in andern Städten der Christenheit. Beim Aufzug der neuen Päbste mufsten sie freilich erscheinen, dem jedesmaligen Pabst ein Pfund Pfeffer und zwei Pfund Zimmet überreichen, und ihn um die Bestätigung ihres Gesezes bitten. Dies geschah in folgender Formel. Einer von ihnen sprach:

Beatissime pater, nos viri Hebræi, nomine Synagogæ nostræ, supplicamus V. S. ut legem mosaicam ab omnipotenti Deo Moysi Pastori nostro in monte Sinai traditam nobis confirmare et approbare dignemini, quemadmodum alii S. Pontifices S. V. prædecessores confirmarunt et approbarunt.

Worauf der Pabst antwortete:

Commendamus legem; vestram autem observationem et intellectum condemnamus; quia, quem venturum dicitis, Ecclesia docet et predicat venisse Dominum nostrum Jesum Christum.

Die Abwesenheit der Päbste in Avignon hatte die Stadt Rom so weit herabgebracht, daſs sie bei Gregors XI Ankunft daselbst ganz verfallen war, und nicht mehr als 18000 Einwohner enthielt. Die ganze Umgegend der Stadt lag wüste, und der daraus entstandenen Schädlichkeit der Luft ist es wohl zuzuschreiben, wenn Innocenz III in seinem Buch de Contemplatione mundi sagt, daſs zu seiner Zeit nur wenige ein Alter von 40 Jahren erreichen, und 60 Jahre eine groſse Seltenheit seyen. — Und dennoch waren beim Einzug Pabsts Gregors XI nicht weniger als tausend Histriones zugegen.

Ehmals pflegte das römische Volk den Palast des Kardinals, welcher Pabst geworden war, auszuplündern. Bei der Wahl Pius II, im Jahr 1458, hatten mehrere Kardinalspaläste dieses Schiksal, weil die Namen verwechselt wurden.

Selbst bei den feierlichen Zügen der neuen Päbste nach dem Lateran fielen diese Unordnungen vor, und der Pöbel bemächtigte sich gewöhnlich des Pferds, auf welchem der Neuerwählte nach dieser Kirche geritten war. Dafs es dabei blutige Auftritte gab, ist natürlich. Diese Feierlichkeit kostete den genannten Pabst eben darum beinahe das Leben. Der Pöbel stritt sich mit den Degen um das Rofs, von welchem er abgestiegen war; er kam in das Gedränge, und wurde beinahe in demselben ermordet. Beim Zuge Sixtus IV fielen ähnliche Scenen vor. Das Volk griff, durch seine bewaffnete Begleitung gereizt, den Zug mit Steinwürfen an, und der alte Erzähler davon drükt sich ganz naiv hierüber aus: E fuvoi fatto a sassi molto bene. Auch beim Zug Innocenz VIII ereigneten sich dergleichen Geschichten, so wie bei denen mehrerer anderer Päbste, deren Leben dadurch in Gefahr kam.

Eines der vielen Beispiele lächerlicher Vermischung des Heiligsten mit dem Komischen ist ein Fest, welches die Familie Colonna den Römern jedes Jahr zu geben pflegte. Ihr Palast stöfst an die Kirche degli Apostoli, und mehrere seiner Fenster öfnen sich in dieselbe. Erst wurde den 1. Mai die Messe gelesen, dann warf man aus jenen Fenstern eine Menge Geflügels auf das Volk in der Kirche herab, welches sich natürlich um die Beute stritt. Mitten in der Kirche stand sodann ein langer glatter Pfahl, auf dessen Spize ein Schwein mit vielen Wassergefässen befestigt war. An diesem kletterte das Volk hinauf, um den Preis zu erreichen. Den Hauptscherz dabei machte das Mifslingen der Arbeit und das Begossenwerden durch die Töpfe aus. Pabst Clemens VII war selbst einmal dabei zugegen, und fand das Fest äusserst belustigend.

Auf die sogenannte Marforio-Statue, welche zu einer satyrischen Person geworden ist, und seit Jahrhunderten schon mit seinem Bruder Pasquino den Stellvertreter des römischen Wizes machte, wurde folgendes Sonett gemacht.

Quest' è di Roma un nobil Cittadino,
Il qual (nè alcun si pensi, ch'io l'inganni)
Nacque con questa barba, e in questi panni,
E fu si grande, in sin ch'ere piccino.
Non mangió mai, né bevve, eté vicino
A forse piú di mille e dugento anni;
E non di meno; disagj e l'affanni
Tutti del mondo non stima un quattrino,
Sempre, e si può dir nudo all'acqua, al sole
Al vento, e in terra stassi senzo tetto,
Né un dente par, non eb'altro mai si duole
Di natura queto, grave, ischietto,
Candido di pochissime parole,
Fd a molte facende atto, e perfetto
Auchor che per dispetto
Già lo stroppiassin certi traditori,
Come vedete, ed ha nome Marfuori.

Unsern heutigen Reisebeschreibern, welche die gedrukten Wegweiser und Beschreibungen von Rom erschöpft haben, will ich zwei Curiositäten Preis geben, die ihnen zu mancherlei schönen Betrachtungen über Gegenwart und Vergangenheit Anlaſs geben können.

Ein altes Buch: Descriptio urbis Romæ, sagt vom Capitolium: „Palatium „Capitolii, ubi Consules et Senato„res versabantur ad gabernandum „orbem, in quo erat altissima turris „auro resplendens de die; de nocte „autem erat ibi lucerna ardens, ita „quod esset de die propter splendo„rem auri, de nocte autem lustrore „ignis, signum navigantibus in no„stro mari. *Eratque in ea turri unum spe„culum per magnam artem factum, et cum magno „diligentia custoditum, in quo videbatur, quid„quid in toto orbe fiebat. Ita quod quum aliis „ordinabatur, in quavis parte contra statum*

„*urbis, illico videbatur, et statim Romam in illis*
„*partibus succurrebant.*"

Ein anderes Buch von 1623 erzählt noch weiter: „Daſs auf dem Kapitol die Statuen „aller Provinzen des römischen Reiches ge- „standen, deren jede eine Gloke am Hals „hängen hatte, welche, vermöge ihrer ma- „gischen Kraft, sogleich von selbst läutete, „wenn in ihrer Provinz etwas gegen die rö- „mische Regierung unternommen wurde."

Der Ehrgeiz und die Muſse der Geistlichen haben sich öfters auf Berechnungen eingelassen, um herauszubringen, in welchem Verhältniſs die Hoffnung jedes Geistlichen, Kardinal oder Pabst zu werden, zu der wirklichen Erreichung dieses Wunsches stehe *).

*) Manche sind über der Idee, Pabst zu werden, Narren geworden, wie z. B. der Jesuite Scipione Sgambati. Ein anderer

Ich will hier einen solchen, in Rom gemachten Kalkul geben.

Bis auf das Jahr 1800 zählt man 253 Päbste, so daſs also auf jeden sieben Jahre und eben so viele Monate Regierungsjahre kommen. Nimmt man an, daſs sie diese Würde im 66ten Jahr erreichen, so ist ihre weitere Lebenshoffnung im Durchschnitt acht Jahre. Da nun ein Mann von 30 Jahren noch in der Regel 28 Jahre leben kann, so muſs ein Kardinal dieses Alters demnach zum wenigsten drei Conklaven sehen.

Nehmen wir im Durchschnitt das Alter eines Prälaten zu 40 Jahren, so darf er noch 22 Jahre hoffen. Ihre Zahl sey also, den Bullen gemäſs 150. Nehmen wir im Durch-

hatte sich vorgenommen, durch Studien jene Würde zu erreichen, und immer die Worte vor sich: Aut illud assequitor, aut extabescito; und er erreichte wirklich eine dieser Alternativen, und starb an der Schwindsucht.

schnitt auf jeden Kardinal 62 Jahre, und für jeden noch 10 Jahre Lebenshoffnung, so muſs sich in 22 Jahren das Kardinalskollegium zweimal erneuern, es müssen in dieser Zeit 170 Kardinäle gemacht werden. Aus 150 Prälaten werden demnach 140 Kardinäle. Nimmt man aber an, daſs sich in Rom 200 Prälaten befinden, von welchen 50 Bisthümer erhalten, oder aus Untüchtigkeit und andern Gründen nicht weiter rüken; zählt man von den übrigen 150 wiederum 30 ab, welche sterben, ehe sie Kardinäle werden können, so kann man gewiſs seyn, daſs von ihnen wenigstens die Hälfte den rothen Hut erlangt, so daſs also von 120 fähigen Prälaten 70 wenigstens diese Stufe ersteigen müssen, von welcher sich ihnen sodann die Hoffnung zur Tiare eröfnet.

Man kann sich denken, wie tröstlich dergleichen Berechnungen für manchen seyn müssen.

Lionardo da Vinci hat Aehnlichkeiten mit Lessing. Beide waren Köpfe, welche Tag machten, wo sie hinblikten. Bei Beiden Scharfsinn der hervorstechendste Zug ihres Geistes; bei Beiden das unstäte Herumirren von Wissen zu Wissen, und doch überall das auf die tiefe Sachen und Entdeken. Da Vinci vollendete nichts, und fieng viel an, wie Vasari sagt; aber seine Fragmente, wie Lessings seine, sind schäzbar, gleich dem Torso. Beide arbeiteten mit reifer Ueberlegung und rastlosem Fleisse, und die Familie Galotti und das Nachtmahl waren die Resultate langen und tiefen Studiums und vieler Arbeit. Beiden ist eine zarte Reizbarkeit des Geistes eigen, und eine Kindlichkeit, die bei so grosser Reife des Kopfs eine seltene Grösse darstellt. Da Vinci gieng oft aus, um Vögel zu kaufen, denen er die Freiheit schenkte; von Lessing weiss man ähnliche Züge.

Es scheint denn doch nicht, daſs der Mensch von der Natur dazu bestimmt sey, im Schweiſse seines Angesichts sein Brod zu essen; denn in denjenigen Ländern, wo dies nicht der Fall ist, bildet er sich weit vortheilhafter und edler aus. Beweises genug sind die Phisiognomien und Körper der Türken, Barbaresken und Italiener, aus welchen der Geist so vernehmlich spricht, die Leidenschaft so brennend hervorlodert. Ueppiger sich entfaltend, stärker duftend, sinnenreizender sind die Gewächse des Südens. Auch der Geist baut sich, von keinem kalten Winde angeweht, nicht vom Drang der Bedürfnisse eingeengt, seine Hütte freier und bequemer, und kündigt sich, in den Spielen der Muſse genährt, kraftvoller an. Stärkere Haare, ein gedrängter, krauser, schwarzer Bart, gröſsere Gesichtsformen durch den Knochenbau gebildet, dunkle, aber feurige Augen sind den Südländern Europa's eigen. Rascher im Wollen

und Handeln, kühner in den Gebilden seiner Phantasie, schärfer im Blike, gleicht sein Leben häufig seiner Poesie, sind seine Thaten kühn und gigantisch, wie der Geist, der jene beseelt. Sie hängen nicht am Alten, und öfnen leicht ihr Gemüth und ihren Verstand einer neuen Religion. Sie lieben die Ruhe des Körpers; aber hassen die des Geistes. Leicht verliert sich dieser bei ihnen in Selbstbetrachtung, weil die Aussenwelt einer kühnen Einbildungskraft nicht immer genügt. Sie sind Menschen, aus welchen alles gemacht werden kann, und die auch im niedrigsten Druk des Geistes und der Bedürfnisse doch nie zu der niedern Stufe herabsinken, auf welcher die Nordländer so oft gestanden sind, und zum Theil noch stehen.

Im Bau der Knochen besteht die Schönheit der Südländer, und darum trift man auch bei ihnen so viele schöne Greise an,

da das Alter nicht so viel Fleisch und Farbe wegfrafs und sich nur wenige Runzeln bildeten. Diese findet man bei so vielen Alten in Italien nur auf der Stirne, wodurch sie zu Mustern für die Kunst werden, welche einmal die hohe Weisheit nur in einem schön gealterten Kopf darstellen zu können glaubt. Die älteste Kunst der Christen dachte freilich anders hierüber. Bei ihr gehörte zum Erfordernifs des Erlösers, seiner Apostel, der Propheten, ewige Jugend, und in dieser mufsten sie auch gemahlt werden. Der Gedanke war offenbar schön; doch poetischer, als für die Kunst passend.

In den italienischen Seehäfen sind mir immer die Physiognomien der Juden aus der Barbarei am meisten aufgefallen. Sie sind einander so gleich, so ausgezeichnet, so edel und ernst, dafs man sie unter allen andern Juden sogleich unterscheidet. Ein längliches Gesicht, spiziges Kinn, ohne zu weit

vorzuragen, Habichtsnasen, große schwarze Augen, starke Bakenknochen, eingefallene Wangen, schwarzer Bart und Haare, und rund gewölbte Augbraunen unter der hohen Stirne, sind bei blasser Gesichtsfarbe und einem gewissen Ausdruk von Schwermuth, den man leicht mit Kränklichkeit verwechseln könnte, ihnen ausschliessend eigen. Im Ganzen sind sie hoch gewachsen, mit breiten Schultern und plumpen Füßen begabt, und in der Jugend sehr mager.

Die Geschichte Italiens bewahrt viele Züge von Karaktergröße auf, welche allen, was uns die Alten erzählen, gleich kommen. Ich will einige anführen.

Die florentinischen Geschichtschreiber versichern, der Vater Cosmus des ersten habe diesen seinen Sohn, als er noch ein Kind war, einen Stok hoch heruntergeworfen, um

zu sehen, ob ihn das Glük erhalten werde, und dadurch zeige, ob er zu etwas Grofsem bestimmt sey. Der Sturz schadete ihm wirklich nichts, und Cosmus Gröfse ist bekannt.

Ein Manuscript über die bekannte Plünderung Roms, welches im Vatikan aufbewahrt wird, erzählt, Karl V habe, als er zum zweitenmal auf jene Begebenheit nach Rom gekommen sey, das Pantheon bestiegen, um durch die Oefnung in der Kuppel in das Innere des Gebäudes herabzuschauen, welches bekanntlich ein ganz eigener Anblik ist. Bei dieser Gelegenheit begleitete ihn ein junger Römer, Namens Crescenzi, mit seinem Vater. Karl wurde damals sehr in Rom gehafst, und dem jungen Menschen kam der Gedanke, sein Vaterland an dem Kaiser dadurch zu rächen, dafs er ihn durch einen Stofs in das Gebäude hinunterstürzte. Er erzählte diese Versuchung nachher seinem Vater, und dieser gab ihm zur Antwort:

Queste cose si fanno, figliuolo, e non si dicono. (So was thut man, mein Sohn; aber man sagt es nicht.)

Im Jahr 1537 unterlagen die Strozzi den Medici's in der Schlacht von Montemurlo gänzlich. Philipp Strozzi wurde gefangen, und in die Fortezza da basso gesezt.

Er hatte selbst zum Bau dieser Festung gerathen, und schon damals war ihm vom Kardinal Jakob Salviati das ahnungsvolle Wort gesagt worden: Voglia Dio, che Filippo nel mettere inanzi il disegno della fortezza non disegni la fossa, nella quale abbia sotterrare egli stesso! (Gebe Gott, daſs Philipp in diesem Plane sich nicht die Grube gräbt, in welche er zu fallen hat!) Das Wort wurde erfüllt. Strozzi ermordete sich im Gefängniſs mit einem Schwerdt, welches einer der Soldaten zufällig daselbst zurükgelassen hatte. Mit

zu sehen, ob ihn das Glük erhalten werde, und dadurch zeige, ob er zu etwas Groſsem bestimmt sey. Der Sturz schadete ihm wirklich nichts, und Cosmus Gröſse ist bekannt.

Ein Manuscript über die bekannte Plünderung Roms, welches im Vatikan aufbewahrt wird, erzählt, Karl V habe, als er zum zweitenmal auf jene Begebenheit nach Rom gekommen sey, das Pantheon bestiegen, um durch die Oefnung in der Kuppel in das Innere des Gebäudes herabzuschauen, welches bekanntlich ein ganz eigener Anblik ist. Bei dieser Gelegenheit begleitete ihn ein junger Römer, Namens Crescenzi, mit seinem Vater. Karl wurde damals sehr in Rom gehaſst, und dem jungen Menschen kam der Gedanke, sein Vaterland an dem Kaiser dadurch zu rächen, daſs er ihn durch einen Stoſs in das Gebäude hinunterstürzte. Er erzählte diese Versuchung nachher seinem Vater, und dieser gab ihm zur Antwort:

Queste cose si fanno, figliuolo, e non si dicono. (So was thut man, mein Sohn; aber man sagt es nicht.)

Im Jahr 1537 unterlagen die Strozzi den Medici's in der Schlacht von Montemurlo gänzlich. Philipp Strozzi wurde gefangen, und in die Fortezza da basso gesezt.

Er hatte selbst zum Bau dieser Festung gerathen, und schon damals war ihm vom Kardinal Jakob Salviati das ahnungsvolle Wort gesagt worden: Voglia Dio, che Filippo nel mettere inanzi il disegno della fortezza non disegni la fossa, nella quale abbia sotterrare egli stesso! (Gebe Gott, dafs Philipp in diesem Plane sich nicht die Grube gräbt, in welche er zu fallen hat!) Das Wort wurde erfüllt. Strozzi ermordete sich im Gefängnifs mit einem Schwerdt, welches einer der Soldaten zufällig daselbst zurükgelassen hatte. Mit

seinem eigenen Blute schrieb er auf die Mauer den Virgil'schen Vers:

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.

Sein Testament, welches noch in Florenz aufbewahrt wird, endet mit den Worten: L'anima alla somma misericordia di Dio raccommando, umilmente pregandolo, se altro di bene darle non vuole, le dia almeno quel luogo, dove è Catone Uticense, ed altri simili virtuosi uomini, che tal fine hanno fatto. (Meine Seele empfehle ich der höchsten Barmherzigkeit Gottes, und bitte ihn demüthigst, daſs er ihr, wenn er ihr sonst keine Glükseligkeit verleihen will, wenigstens den Ort zum Aufenthalt vergönnne, wo Cato von Utika, und andere ähnliche tugendhafte Männer, die wie ich geendigt haben, wohnen.)

Man hat an dem Selbstmord Strozzi's gezweifelt, ohne historische Gründe zu haben,

und vermuthet, daſs ihn Cosmus der erste im Gefängniſs habe umbringen lassen, und daſs das Uebrige blos ein politisches Gaukelspiel gewesen sey.

Aber ich frage: welcher staatsweise Mann wird seinen Feind so sterben lassen, wenn er den Freiheitsgeist seiner noch übriggebliebenen Parthei zu fürchten hat?

Zur Zeit der Kriege mit Philipp Visconti von Mailand, hatte dieser schon groſse Vortheile über die Genueser und Florentiner davongetragen. Die leztern wünschten daher ein Bündniſs mit den Venezianern, und schikten den Messer Lorenzo Ridolfi nach Venedig, um es zu unterhandeln. Es wollte ihm nicht gelingen. Endlich trat er ernst in den Senat, und fieng an: Veneziani, nell'anno scorso! Genovesi da noi abandonati, Filippo crearon Principe. Noi, nelle presenti strettezze da voi non soccorsi, lo faremo Re;

e voi, quando sarete rimasti soli, noi vinti, e che nessuno, ancorchè il voglia, potrà recarvi ajuto, lo farete Imperatore. (Venezianer, voriges Jahr machten die Genueser, da wir sie im Stich liefsen, den Philipp zum Fürsten. In der gegenwärtigen Bedrängtheit werden wir ihn, wenn ihr uns nicht helft, zum König machen; und ihr, wenn ihr allein geblieben seyd, und wir überwunden sind, dafs niemand, wenn er auch wollte, euch zu Hülfe kommen kann, werdet ihn zum Kaiser machen.)

Damit gieng er weg, und verliefs die Stadt. Aber die kräftige Rede wirkte. Das Bündnifs kam zu Stande, und Visconti wurde in der Verfolgung seiner Plane gehindert.

Aehnlich ist folgende Geschichte. Als Karl VIII zu Florenz gegen gewisse Bedingungen den Florentinern ihre völlige Unabhängigkeit versprach, fanden diese sie zu

drükend. Schon war alles niedergeschrieben; und das Instrument wurde vorgelesen. Da trat Pater Capponi, einer der vier Abgeordneten der Stadt heraus, nahm dem Vorleser die Urkunde aus der Hand, und zerriſs sie in des Königs Gegenwart mit den Worten: „Sind das Eure Bedingungen, so mögt Ihr nur in die Trompete stossen lassen; wir werden unsre Sturmgloke läuten."

Mit diesen Worten verlieſs er den Saal. Der König rief ihn zurük, und gestand der Stadt zu, was sie verlangte.

Altæ, et ad rerum publicarum gubernationem validæ mentes, ad omnem fortunam idoneæ, nennt schon Barclay die Italiener; und die Geschichten der neuern Zeit haben in einzelnen Zügen bewiesen, daſs sein Urtheil über sie noch heutzutage wahr ist.

Ich habe diese Züge deſswegen ausgehoben, weil zu wünschen ist, daſs wir über den

grofsen Beispielen der Alten gegen die der Neuern nicht gleichgültig werden, und um die Hoffnung zu erhalten, dafs auch in unserer Zeit dergleichen möglich sey — denn sobald diese Hoffnung verschwunden ist, so ist auch nichts mehr möglich.

